Geschichte

der

Reformation

des sechszehnten Jahrhunderts

von

J. H. Merle d'Aubigné.

Aus dem Französischen übertragen

von

Dr. Martin Runkel.

Die Zustände dieser hinfälligen und vergänglichen Welt nenne ich Nebensache: Hauptsache dagegen das geistliche Regiment, aus welchem die göttliche Vorsehung am klarsten hervorleuchtet.

Th. Beza.

Vierter Band.

Stuttgart, 1850.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorwort.

In den beiden ersten Büchern dieses Bandes werden die wichtigsten Epochen der deutschen Reformation, die Protestation von Speier, das Marburger Gespräch, die Augsburgische Confession beschrieben. Die beiden letzten behandeln die Einführung der Reform in den meisten Schweizer Kantonen und die Ereignisse, die sich an die Katastrophe von Kappel knüpfen.

Ehe ich England, Schottland, Frankreich und noch andere Länder näher bespreche, wollte ich die Reformation Deutschlands und der deutschen Schweiz bis zu den entscheidenden Epochen von 1530 und 1531 verfolgen. Die eigentlich sogenannte Reformation ist dann in diesen beiden Ländern fast vollendet. Das Werk des Glaubens hat da seinen Höhepunkt erreicht, die Wirksamkeit der Conferenzen, des Interim, der Diplomatie beginnt. Ich werde Deutschland und die deutsche Schweiz nicht ganz verlassen, aber weniger berücksichtigen, da die Bewegung des 16. Jahrhunderts dort das Ihrige gethan hat, und ich nicht die Geschichte des Protestantismus, sondern die der Reformation schreiben will.

Ich hatte schon in diesem Band die englische Reformations-Geschichte anzufangen beabsichtigt. Aber abgesehen von den eben angegebenen Gründen veranlaßt mich die überaus günstige Aufnahme dieses Werkes in England und Nordamerika (die englische Uebersetzung ist in mehr als 200,000 Exemplaren verbreitet worden), die Prinzipien und Thaten der anglikanischen Reformation, welche sehr viele Schwierigkeiten darbietet, auf das Sorgfältigste zu prüfen.

Ein sechswöchentlicher Aufenthalt im Bad Albisbrunn, zwanzig Minuten von Kappel entfernt, und das Wohlwollen des Herrn Pfarrers Eßlinger daselbst setzten mich in den Stand, genau das durch Zwingli's Tod und dessen Folgen berühmte Schlachtfeld zu studiren, und daher ist die Zeichnung eines Plans entstanden. An dem Punkte, wo Zwingli's Birnbaum angegeben ist, ist der Reformator gestorben; an der Stelle des Baumes befindet sich jetzt ein Denkstein.

Genf, im Monat April 1847.

Inhalts-Uebersicht

des vierten Bandes.

Fünfzehntes Buch.

Sechszehntes Buch.

Dreizehntes Buch.

Protestation von Speier und Concordienformel von Marburg.

1526 — 1529.

1.

Zweifache Bewegung der Reformation. — Es gibt eine Reformationszeit. — Reichstag zu Speier 1526. — Die evangelischen Predigten. — Palladium. — Reform der Sitten. Festigkeit der Reformatoren. — Commission für die Abschaffung der Mißbräuche. — Dritte Partei zwischen Papstthum und Reform. — Hausirer. — Das Papstthum und seine Glieder. — Die Zerstörung von Jerusalem. — Rom's Erwachen. — Bekanntmachung des Befehls von Sevilla. — Uneinigkeit zwischen Kaiser und Papst. — Liga und Breve Clemens des VII. — Man schlägt Glaubensfreiheit vor. — Wichtige Epoche. — Ferdinand wird nach Ungarn berufen.

Wir haben die Anfänge, Kämpfe, Unglücksfälle und Fortschritte der Reformation gesehen, aber während es bis jetzt immer nur noch ein theilweiser Kampf gewesen war, so treten wir jetzt in eine neue Epoche ein, in welcher die Allgemeinheit des Streits beginnt. Speier (1529) und Augsburg (1530) sind zwei Namen, deren unsterblicher Ruhm Marathon, Pavia und Marengo überstrahlt. Bisher zerstreute Kräfte vereinigen sich in einen starken Bündel, Gottes Macht bewirkt gewaltige Handlungen, wie sie der Völkergeschichte eine neue Aera eröffnen, der Menschheit einen unwiderstehlichen Anstoß geben, das Gewissen wird frei, die Geistesfreiheit ist errungen, und der Uebergang vom Mittelalter zur neuen Zeit endlich gemacht.

Eine große Protestation findet statt, und obschon es immer in der Kirche seit dem Anbeginne des Christenthums Protestanten und Protestationen gegeben hat, weil Freiheit und Wahrheit hienieden ohne unaufhörlichen Widerstand gegen Despotismus und Irrthum nicht bestehen können, so nimmt doch jetzt auf einmal der Protestantismus einen ganz neuen Anlauf. Er nimmt einen Körper an und bekämpft desto nachdrücklicher das Geheimniß

der Bosheit, welches seit Jahrhunderten in Rom einen Körper angenommen hat, im Tempel Gottes selbst. (2 Thessalonich. 2, 4.)

Es handelt sich um eine Protestation, aber die Reformation ist darum doch kein bloses Werk der Verneinung. Wo sich etwas Großes entwickelte, sei es in der Natur oder in der Gesellschaft, da wirkt überall ein Lebensprinzip, ein von Gott befruchteter Keim. Eine bloße Negation kann die Völker nicht anregen. Als sich die Reformation im sechszehnten Jahrhunderte erhob, schuf sie kein neues Werk, denn eine Umgestaltung ist keine Neugestaltung, sondern sah nach den Anfängen des Christenthums hin, eilte ihnen entgegen, umfaßte sie liebevoll. Doch begnügte sie sich nicht mit dieser Rückkehr zu den ersten Zeiten, sondern sie trug die volle Anbetung ergriffener schöpferischer Glaubensprinzipien in sich und brachte der gesunkenen und entseelten Christenheit des sechszehnten Jahrhunderts die göttlichen Elemente, das heilige Feuer, wodurch dieses Licht und Leben wieder gewinnen sollte. In dieser zwiefachen Bewegung liegt ihre Thätigkeit und ihre Stärke. Später zwar wies sie veraltete Formen zurück, bekämpfte den Irrthum, aber das war nur das geringste ihrer Werke und ihre dritte Bewegung. Die Protestation selbst, die jetzt zu beschreiben ist, bezweckte die Wiederherstellung der Wahrheit und des Lebens und war eine wesentlich positive Handlung.

Diese zwiefache, mächtige, rasche Thätigkeit der Reformation, wodurch bei dem Eintritte der neuen Zeit die apostolische wieder hergestellt wurde, ging nicht von Menschen aus. Eine Reformation entsteht nicht willkührlich, wie in einigen Ländern Staatsverfassungen und Revolutionen. Eine wahrhafte, mehrere Jahrhunderte lang vorbereitete Reformation ist das Erzeugniß des Geistes Gottes. Vor dem bestimmten Zeitpunkt konnten die größten Geister, ja selbst die treuesten Gottesmänner sie nicht hervorrufen; aber wenn die Reformationszeit da ist, wenn Gott in's Mittel treten will, um die Welt zu erneuern, da muß sich das göttliche Leben Bahn brechen, und es weiß sich selbst die demüthigen Werkzeuge zu schaffen, durch welche es sich der Menschheit mittheilt. Wo dann auch die Menschen schweigen, so werden die Steine schreien. (Luc. 19, 40.)

Der Herzog von Braunschweig hatte die drohende Botschaft Karls V. nach Deutschland gebracht. Der Kaiser wollte sich von Spanien nach Rom begeben, dort sich mit dem Papste verständigen und dann über die Alpen gehen, um die Ketzer zu unterdrücken. Zuvor sollte der Reichstag von Speier 1526 (die Protestation geschah erst auf dem Speierer Reichstage von 1529) die letzte Mahnung an sie ergehen lassen. Die entscheidende Stunde schlug für die Reformation.

Am 25. Juni 1526 wurde der Reichstag eröffnet. In der aus Sevilla vom 23. März datirten Instruction befahl der Kaiser, man solle die Kirchengebräuche unverletzt aufrecht erhalten, und forderte den Reichstag auf, die dem Wormser Edicte Widerspänstigen zu bestrafen. Sein Bruder Ferdinand befand sich in Speier, und seine Anwesenheit machte die Befehle noch furchtbarer. Roms Anhänger hatten ihre Feindschaft gegen die evangelischen Fürsten niemals so deutlich hervortreten lassen, wie hier. „Diese Pharisäer,“ schrieb Spalatin, „waren Christi erbitterte Feinde.“ [1]) Aber auch noch nie hatten die evangelischen Fürsten solche Zuversicht gezeigt. Sie erschienen nicht verwirrt und erschrocken wie Verbrecher, sondern traten erhobenen Hauptes, freudigen Blicks von den Dienern des Worts umgeben auf. Ihre erste Forderung, die Einräumung einer Kirche betreffend, wurde von dem Bischof von Speier, Pfalzgrafen vom Rhein, entschieden verweigert, aber die Fürsten beschwerten sich darüber als über eine Ungerechtigkeit und ließen ihre Prediger täglich in ihren Palästen Gottesdienst halten, zu welchem sich dann auch eine ungeheure Menschenmenge aus der Stadt und vom Lande herzudrängte. [2]) Vergebens wohnten Ferdinand, die ultramontanen Fürsten und die Bischöfe an Festtagen dem Pomp des römischen Cultus im schönen Dom zu Speier bei; die einfache Predigt des Wortes Gottes in den Vorhöfen der protestantischen Fürsten zog Tausende von Zuhörern herbei, die Messe war unbesucht. [3])

Nicht allein die Prediger, auch Reiter, Stallknechte, „Idio-

1) *Cochlaeus* 138.
2) Seckendorf II, 45.
3) *Cochlaeus* 138.

ten", wie Cochläus sagt, konnten ihren Eifer nicht mäßigen, sondern priesen überall begeistert das Wort des HErrn. Alle Diener der evangelischen Fürsten trugen auf den Aufschlägen der rechten Hand die Buchstaben V. D. M. I. AE. gestickt: verbum domini manet in aeternum. (Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit). Dieselbe Inschrift stand auf den an den betreffenden Palästen angebrachten fürstlichen Wappen. Das Wort Gottes, so hieß die Losung von jetzt an, das Palladium der Reformation. Die Protestanten wußten ferner, daß der Gottesdienst nicht hinreichend sei, der Landgraf hatte den Kurfürsten ersucht, mehrere das Evangelium entehrenden Hofgebräuche abzuschaffen. Deßhalb hatten diese beiden Fürsten eine Vorschrift abgefaßt, in welcher Trunkenheit, Unzucht und andere am Reichstage üblichen Laster verboten waren. 1) Die protestantischen Fürsten legten vielleicht ihre abweichenden Ansichten geflissentlich mehr zur Schau, als sie es klugheitshalber hätten thun sollen. Nicht genug daß sie nicht zur Messe gingen, sie beobachteten auch die vorgeschriebenen Fasten nicht, ja man sah sogar, wie ihre Diener an Fasttagen das für ihre Herren bestimmte Fleisch und Wildpret auf die Tafel trugen und dem zum Gottesdienste sich versammelnden Volke zeigten. „Man wollte," schreibt Cochläus, „durch den Duft der Speisen und der Weine die Katholiken anlocken." Der Kurfürst hatte einen großen Hofstaat, 700 Personen machten sein Gefolge aus. Er gab einmal ein Gastmahl, an welchem 26 Fürsten mit ihren Edelleuten und Räthen Theil nahmen; bis Abends zehn Uhr wurde gespielt. Alles kündigte in Herzog Johann den mächtigsten Reichsfürsten an. Der eifrige und kenntnißreiche, mit aller Kraft der ersten Liebe dem Evangelio zugethane Landgraf von Hessen machte auf alle, die sich ihm nahten, einen tiefen Eindruck; er disputirte oft mit den Bischöfen und brachte sie bei seiner Kenntniß der heiligen Schrift leicht zum Schweigen. 2) Diese Festigkeit der Reformationsfreunde trug Früchte, die ihre eigene Erwartung übertrafen; und man konnte es sich nicht mehr verhehlen: der Geist, der sich in diesen Männern offenbarte, war

1) Seckendorf II, 46.
2) Annales *Spalatini.*

der der Bibel. Ueberall fiel das Scepter aus Rom's Händen. „Luthers Sauerteig," sagte Cochläus selbst, „bringt alle deutschen Völker in Gährung, und selbst die fremden Nationen sind von dieser furchtbaren Bewegung ergriffen."

Man erkannte alsbald, was die Kraft einer gewissen Ueberzeugung heiße, die für die Reform eingenommenen, aber ein öffentliches Bekenntniß noch nicht wagenden Staaten gewannen Muth, sowie andererseits die neutralen, welche Ruhe im Reiche wünschten, beschloßen der Vollstreckung des Wormser Edikts, welche ganz Deutschland verwirrt hätte, sich zu widersetzen, so daß die päpstlich Gesinnten plötzlich ihre Kühnheit verloren. „Der Bogen der Starken war zerbrochen." (1 Sam. 2, 4.) In einem so schwierigen Augenblicke hielt es Ferdinand für unmöglich, die strenge Instruction von Sevilla dem Reichstag mitzutheilen, und machte an deren Stelle einen Vorschlag, welcher beide Parteien zufrieden stellen sollte. 1)

Die Laien gewannen den ihnen vom Klerus geraubten Einfluß wieder. Die Geistlichen hatten sich im Fürstencollegium der Einmischung des Reichstags in die Angelegenheiten der Kirche widersetzt, allein ihre Forderung wurde abgewiesen. Eine nicht politische Versammlung hätte allerdings besser getaugt, als der Reichstag, aber es war immer schon etwas, daß die religiösen Fragen nicht mehr von Priestern allein behandelt werden sollten. Als die Abgesandten der Städte diesen Beschluß erfuhren, gingen sie noch weiter und forderten die Abschaffung aller dem Glauben an Jesum Christum zuwiderlaufenden Gebräuche. Vergebens behaupteten die Bischöfe, anstatt angebliche Mißbräuche abzuschaffen, möge man alle seit acht Jahren in Deutschland verbreiteten Bücher verbrennen: man antwortete ihnen, das hieße alle Wissenschaft und theologische Gelehrsamkeit zu Grabe tragen; dem Verlangen der Städte wurde daher Raum gegeben, und der Reichstag setzte Commissionen zur Abschaffung der Mißbräuche nieder. 2) Der tiefe Widerwille gegen die römischen Priester trat jetzt deutlich hervor. Der Frankfurter Abgesandte sagte: „Die

1) Ranke, deutsche Geschichte II, 362.
2) Seckendorf II, 45.

Geistlichkeit lacht über das Wohl des Volks und denkt nur an ihr eigenes Beste." — „Die Laien," sprach der Abgesandte von Herzog Georg, „denken weit mehr als die Geistlichen an das Heil der Christenheit."

Man war erstaunt über den Bericht, welchen die Commissionen abstatteten, denn niemals war so freimüthig gegen Papst und Bischöfe geredet worden. Die fürstliche Commission, in welcher sich geistliche und weltliche Deputirte zu gleicher Anzahl befanden, schlug eine Verschmelzung von Papstthum und Reform vor. Sie sagte, die Priester thun besser daran, sich zu verehlichen, als übelberüchtigte Personen in ihren Häusern zu halten; einem Jeden solle das Abendmahl unter einer oder beiderlei Gestalt freigegeben werden; bei Abendmahl und Taufe könne man sich nach Belieben der deutschen oder der lateinischen Sprache bedienen, die andern Sakramente möge man beibehalten, aber unentgeldlich ertheilen, das Wort Gottes solle (das war die Forderung Roms) „nach der Auslegung der Kirche" gepredigt werden, aber so, daß man die Schrift immer durch die Schrift erkläre, (das war der große Grundsatz der Reformation).

In der Commission, von welcher solche Vorschläge ausgingen, befanden sich die Bischöfe von Würzburg, Straßburg und Freisingen und Georg Truchseß, aber auch der ungestüme Landgraf saß darinnen, dessen unüberwindliche Bibelsprüche die Einen zum Schweigen, die Andern zur Erkenntniß gebracht hatten. Wenn auf diese Weise der erste Schritt zu einer Nationaleinheit gethan war, so bedurfte es nur noch einiger Anstrengungen, und das ganze deutsche Geschlecht wandelte auf dem Boden des Evangeliums.

Bei einer so herrlichen Aussicht verdoppelten die evangelischen Christen ihre Bemühungen. „Lasset uns fest bei der evangelischen Lehre bleiben," sagte der Kurfürst von Sachsen zu seinen Räthen. Zugleich verkauften Hausirer in der Stadt christliche, leichtfaßliche Büchlein in lateinischer und deutscher Sprache, mit Holzschnitten verziert, in welchen die römischen Irrthümer kräftig angegriffen waren. Eines hieß: „Das Papstthum und dessen Glieder, gemalt und beschrieben von Doktor Luther." Der Papst, seine Kardinäle, alle religiöse Orden, über sechszig, mit ihren

verschiedenen Trachten und Abzeichen, waren darin abgebildet. Unter dem Bilde eines dieser Orden stand:

Nach Gold und Lust geht all' ihr Streben,
An Christum denkt Keiner in seinem Leben.

unter einem andern:

Daß die Schrift sie nicht verführ',
Durft sie keiner nicht studir'.

unter einem dritten:

Fasten und beten, bis der Athem schwer,
Doch war ihre Küche nimmer leer.[1])

und so weiter.

„Keiner dieser Orden," sagte Luther zum Leser, „denkt an Glauben oder Liebe; der trägt eine Glatze, jener eine Kapuze, dieser einen Mantel, jener einen Rock. Einer ist weiß, der andere schwarz, einer grau, ein andrer blau. Einer trägt einen Spiegel, ein anderer eine Scheere, ein jeder sein Spielzeug; ja, das sind die Heuschrecken und Käfer, die Raupen und das Geschmeiß, die das ganze Land ausfressen, wie Joel 1, 4. geschrieben steht."[2])

Aber wenn Luther die Geißel des Spottes schwang, so stieß er auch zugleich in die Posaune des Propheten; so in der Schrift: „die Zerstörung von Jerusalem," wo er Thränen wie Jeremias vergießt und dem deutschen Volke einen Untergang, wie den jener heiligen Stadt, verkündet, wofern es gleich ihr das Evangelium verwerfe. „Gott," ruft er, „hat uns alle seine Schätze mitgetheilt, er ist Mensch geworden, hat uns gedient, ist für uns gestorben, ist auferstanden, hat die Thore des Himmels so weit geöffnet, daß alle eintreten können. — Die Zeit der Gnade ist gekommen. — Die Heilsbotschaft ist verkündigt, — aber welche Stadt, welcher Fürst nimmt sie an? Sie verhöhnen sie, sie ziehen ihr Schwert und greifen Gott zu frech in den Bart. Wartet nur; Er wendet sich um, und plötzlich wird er ihnen den Kinnbacken zerschlagen, und ganz Deutschland wird nichts seyn als ein großer Trümmerhaufe."[3])

---

1) *Luth.* Opp. XIX, 536.
2) *Luth.* Opp. XIX, 335.
3) *Luth.* Opp. XIV, 226. (Leipz.)

Diese Schriften fanden großen Absatz; sie wurden nicht allein von Bauern und Bürgern, sondern auch von Edelleuten und Fürsten gelesen; die Priester ließ man allein am Altare stehen und warf sich dem neuen Evangelium in die Arme.[1] Am 1. August wurde die Nothwendigkeit einer Reform der Mißbräuche von einem allgemeinen Comité ausgesprochen.

Da erwachte das scheinbar schlummernde Rom. Ferdinand wurde von fanatischen Priestern, unwissenden Mönchen, geistlichen Fürsten bedrängt, und weder List, noch Geld, noch sonst Etwas wurde gespart, um ihn aufzuregen. Er hatte die Instruktion aus Sevilla; sie nicht veröffentlichen, hieße Kirche und Reich stürzen, Karls Stimme spreche ihr mächtiges Veto gegen den Taumel, welcher Deutschland hinreiße, und Deutschland werde gerettet seyn! Ferdinand willigte ein und machte am 3. August den vom Kaiser vier Monate früher gegebenen Erlaß zu Gunsten des Wormser Edikts bekannt.[2] Die Verfolgung sollte beginnen, den Reformatoren drohten die Kerker, das am Ufer des Quadalquivir gezogene Schwert sollte der Reformation in's Herz gestoßen werden. Der kaiserliche Befehl machte ungeheuern Eindruck. Der Kurfürst und der Landgraf zeigten an, daß sie den Reichstag verlassen würden und befahlen ihrer Dienerschaft, sich zur Abreise zu rüsten. Die Abgeordneten der Städte schloßen sich zu gleicher Zeit diesen beiden Fürsten an und das Evangelium schien sich nun alsbald in einen Kampf mit dem Papste und Karl V. einlassen zu wollen. — Aber die Reformation war zu einem allgemeinen Treffen noch nicht gerüstet. Der Baum mußte tiefere Wurzeln gewinnen, ehe der Allmächtige den Ungestüm der Winde darauf losließ. Ein Geist der Blindheit, wie er einst über Saul und Herodes (1 Sam. 16, 14—23. Matth. Kap. 2.) gekommen war, ergriff den großen Feind des göttlichen Worts, und so rettete die göttliche Vorsehung die Reformation in der Wiege.

Als der erste Augenblick der Aufregung vorüber war, besahen sich die Freunde des Evangeliums das Datum der kaiser-

---

1) *Cochlaeus* 139. 140.

2) Sleidan, Hist. Ref. VI, 229.

lichen Instruction und erwogen die neuen politischen Verhältnisse, welche der Welt höchst unerwartete Ereignisse zu verkünden schienen. Die oberdeutschen Städte sagten: Als der Kaiser diesen Brief geschrieben, war er in gutem Vernehmen mit dem Papste, jetzt ist dem anders. Er soll sogar Margarethe in den Niederlanden angewiesen haben, gegen das Evangelium mild zu verfahren. Wir wollen eine Deputation an ihn schicken." Das war unnöthig, da Karl bereits einen andern Entschluß gefaßt hatte und in der Politik ein plötzlicher starker Umschwung eingetreten war, so daß die jugendliche Kirche noch Jahre des Friedens genießen sollte.

Als Karl nach Rom reisen wollte, um aus des Papstes Hand die Kaiserkrone zu erhalten und ihm dafür Evangelium und Reformation Preis zu geben, wurde Clemens VII. plötzlich wie von einem Taumel ergriffen und trat gegen diesen mächtigen Herrscher auf. Der Kaiser wollte dessen Ehrgeiz nicht überall befriedigen und hatte sich seinen Ansprüchen auf die Staaten des Herzogs von Ferrara widersetzt. Clemens äußerte sich alsbald unwillig dahin, daß Karl die Halbinsel unterjochen wolle und daß die Zeit gekommen sei zur Wiederherstellung der italienischen Unabhängigkeit, ein Gedanke, welcher damals noch nicht wie jetzt in die Massen des Volkes eingedrungen, sondern nur von einigen Schriftstellern gehegt war. Clemens beeilte sich politische Berechnungen zur Hülfe zu nehmen. Der Papst, Venedig und der eben aus der Gefangenschaft befreite König von Frankreich schloßen eine heilige Liga, zu deren Erhalter und Beschützer der König von England in einer Bulle erklärt wurde. [1]) Im Juni 1526 ließ der darüber unruhige Kaiser dem Papste die günstigsten Vorschläge machen, aber dieses Entgegenkommen war ein vergebliches, und als der Gesandte Karls zu Rom, der Herzog von Sessa, von seiner letzten Audienz zurückritt, ließ er voll Unwillen über seinen Empfang einen Hofnarren hinter sich auf's Pferd sitzen, um dem römischen Volke zu zeigen, wie sehr sein Herr sich über die Absichten des heiligen Vaters lustig mache. Dieser erwiederte solchen Trotz durch ein Breve, in welchem er

---

1) Sleidan unter dem Jahr 1526. M. Bullar. Rom. t. X.

den Kaiser mit dem Bann bedrohte, ließ dann ungesäumt seine Truppen in die Lombardei einrücken, indeß Mailand, Florenz und Piemont sich der heiligen Liga anschloßen. So erhoben sich zahlreiche Feinde gegen die Macht des jungen Kaisers, und Europa rüstete sich, für den Sieg von Pavia Rache zu nehmen.

Karl war schnell besonnen, er wandte sich eben so rasch zur Rechten, als der Papst sich zur Linken gekehrt hatte, und näherte sich ohne Weiteres den evangelischen Fürsten. Er schrieb seinem Bruder: „Wir wollen das Edikt von Worms aufheben, die Anhänger Luthers durch Milde gewinnen und der evangelischen Wahrheit durch ein gutes Concil den Sieg verschaffen.“ Zugleich stellte er an den Kurfürsten, den Landgrafen und ihre Verbündeten das Ansinnen, sie sollten mit ihm gegen den Türken oder gegen Italien zum gemeinsamen Heile der Christenheit ziehen.“

Ferdinand, der unentschieden war und wußte, daß die Freundschaft der lutherischen Fürsten gewinnen die der andern verlieren heiße, ließ gewichtige Gegenvorstellungen hören! [1]) Herzog Wilhelm von Baiern mache Ansprüche auf die Kaiserkrone, und der Papst habe wie Hildebrand, Clemens VI. und so viele andere seiner Vorgänger die Absicht, diesen an Karls V. Stelle zu setzen. Die Protestanten beeilen sich auch nicht sonderlich, die vom Kaiser dargebotene Hand zu ergreifen, da sie Mißtrauen in ihn setzen. „Gott, Gott selbst,“ sagen sie, „wird seine Kirche beschützen. [2]) Sie setzen JEsum Christum über den Kaiser.“ — Der Reichstag war in Aufregung. Was thun? Man konnte das Edikt von Worms weder aufheben noch vollstrecken.

Diese seltsame Lage führte nothwendig die allein wünschenswerthe Lösung herbei, nämlich die Glaubensfreiheit, an welche die Abgeordneten der Städte zuerst dachten, indem sie sprachen: die alten Ceremonien sind da beibehalten, dort abgeschafft worden, Alle glauben Recht zu haben, Jeder soll nach Belieben verfahren dürfen, bis daß durch Gottes Wort ein Concil die ersehnte Einheit herstellt. Dieser Gedanke fand Beifall, und am 27. August beschloß der Reichstag, innerhalb Jahresfrist solle ein

---

1) Corp. Reform. I, 801.

2) Ebendas. vom 24. Juni.

freies allgemeines oder wenigstens nationales Concil einberufen werden, man wolle den Kaiser zu einer baldigen Rückkehr nach Deutschland einladen und bis dahin solle sich ein Jeder in seinem Bereiche so verhalten, wie er's vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. 1)

So rettete man sich durch einen Mittelweg, der dießmal in der That der richtige war, indem Jeder sein Recht erhielt und das der Andern anerkannte. Die Lage war freilich keine gleichmäßige, sofern die evangelische Lehre sich nur selbst beschützen konnte, dagegen die römische in ihren Landen das Wormser Edict mit Kerkern und Scheiterhaufen für sich hatte. Der Protestantismus gibt immer mehr Freiheit, als er selber erhält.

Der Speierer Reichstag von 1526 ist in der Geschichte ein wichtiger Zeitabschnitt: die alte Macht des Mittelalters ist erschüttert, die neue Macht, die der neuen Zeit faßt festen Fuß, die Glaubensfreiheit tritt der römischen Zwingherrschaft stark entgegen, der Laien Geist siegt über den des Klerus. Hierin lag ein großer Sieg, die Sache der Reform hatte gewonnen, und zwar ohne daß man es ahnte; denn Luther schrieb noch am Tage nach der Bekanntmachung des Beschlusses an einen Freund: „Der Reichstag wird nach deutscher Sitte mit Trunk und Spiel abgehalten, weiter geschieht nichts.“ 2) — Zu unsrer Zeit hat man gesagt: „der Congreß tanzt und geht nicht voran.“ Oft geschehen große Dinge unter der Oberfläche des Leichtsinns, und Gott vollführt seine Absichten, ohne daß seine Werkzeuge es merken. Auf dem Speierer Reichstage zeigte sich ein Ernst, eine Liebe zur Gewissensfreiheit, welche die Frucht des Christenthums ist, und welche im 16. Jahrhundert bei den germanischen Völkern ihre erste, wenn nicht kräftigste Entwickelung erhielt.

Während Ferdinand noch immer schwankte, mußte sogar Mahomet dem Evangelium zu Hülfe kommen. Ludwig, König von Ungarn und Böhmen, ertrank zu Mohacz am 29. August 1526 auf der Flucht vor Soliman II. Er hatte die Krone dieser beiden Reiche an Ferdinand vermacht; allein der Herzog von

---

1) Seckendorf II, 41.

2) L. Briefe, Ausgabe von de Wette III, 126.

Baiern, der Woiwode von Siebenbürgen und vor Allem der schreckliche Soliman machten sie ihm streitig. So hatte Karls Bruder vollauf zu thun, und er ließ daher Luther bei Seite, da es galt, um zwei Throne zu kämpfen.

2.

Frundsberg versammelt ein Heer. — Manifest des Kaisers. — Marsch gegen Rom. — Soldatenaufruhr. — Frundsbergs Tod. — Der Papst und die Römer. — Die Belagerung. — Die Bestürmung von Rom. — Spiele der Deutschen. — Luther Papst. — Die Spanier. — Clemens capitulirt.

Der Kaiser erntete alsbald die Früchte seiner Politik; da ihm die Hände nicht mehr durch Deutschland gebunden waren, konnte er sie um so freier gegen Rom kehren. Die Reformation war erhöht worden, das Papstthum sollte erniedrigt werden. Dem evangelischen Werke brach die Bedrängniß seines unerbittlichen Feinds eine neue Bahn.

Ferdinand, durch die ungarischen Angelegenheiten zurückgehalten, trug den Feldzug nach Italien dem alten Feldherrn Frundsberg auf, demselben, der einst Luther'n, als er vor dem Reichstage zu Worms erscheinen sollte, freundlich auf die Schulter geklopft hatte, und der, wie ein Zeitgenosse (Haug Marschalk, genannt Zoller) schreibt, in seinem ritterlichen Herzen das Evangelium Gottes trug, „mit Wall und Mauer fest versehen"; er versetzte den Schmuck seiner Frau, warb in allen Städten Oberdeutschlands für's Heer, und da der Gedanke eines Kriegs gegen den Papst vielfach anlockte, so eilten zahlreiche Soldaten seiner Fahne zu. „Gebet vor," hatte Karl V. seinem Bruder sagen lassen, „daß es gegen den Türken gehe, ein Jeder weiß, welcher Türke gemeint ist." So hatte Karl, anstatt mit dem Papste gegen die Reformation zu streiten, wie er in Sevilla gesagt hatte, vielmehr den Kampf mit der Reformation gegen den Papst, ein Umschwung, den wenige Tage bewerkstelligt hatten; die Hand Gottes griff selten in der Geschichte so deutlich ein.

Karl trat jetzt auf einmal ganz wie ein Reformator auf. Am 17. September erließ er ein Manifest an den Papst, in

welchem er diesem vorwirft, er benehme sich nicht wie der gemeinsame Vater aller Gläubigen, sondern als ein stolzer und frecher Mensch, und bezeugt ihm sein Befremden darüber, daß er als Stellvertreter Christi um irdischer Besitzungen willen Blut vergießen wolle, was, fügte er bei, „der evangelischen Lehre ganz entgegengesetzt sei.“ 1) Luther hätte nicht anders gesprochen. „Eure Heiligkeit“, sagte er weiter, „stecke Petri Schwert in die Scheide und rufe ein allgemeines Concil zusammen.“ Aber dieses Schwert gefiel dem Papste weit besser als ein Concil. Das Papstthum war, wie die Römlinge lehrten, die Quelle der beiden Gewalten; es konnte Könige absetzen, also auch sie bekämpfen. Der Papst legte die Lanze gegen Karl ein, Karl rüstete sich zu einem ernsten Kriege.

Nun begann der schreckliche Feldzug, in dessen Verlauf über das Papstthum in Rom selbst ein Ungewitter losbrach, welches in Deutschland das Evangelium hatte treffen sollen. Die Stärke der Schläge, welche die Papst-Stadt trafen, ließ ermessen, wie die Kirchen der Reformation zerschlagen worden wären. Wenn man solche Schreckensthaten schildert, muß man bedenken, daß Gottes Wort diese Züchtigungen der Siebenhügelstadt vorhergesagt hat, (Offenb. Joh. 18) obschon diese Prophezeiung nicht auf die unvollkommene Belagerung von 1527, deren Schäden ja wieder geheilt wurden, zu beschränken ist.

Im November stand Frundsberg mit 15000 Mann in Deutschland am Fuße der Alpen. Der alte Feldherr vermied die vom Feinde wohl vertheidigten Straßen und warf sich in einen Engpaß, den schroffe Felsen überragten und der durch einige Spatenstiche unzugänglich geworden wäre. Kein Soldat durfte hinter sich blicken, doch thaten es manche, glitschten aus und Pferde und Lanzknechte fielen in den Abgrund. An den gefährlichsten Stellen streckten die am sichersten auftretenden Soldaten ihre langen Lanzen rechts und links von ihrem alten Feldherrn als Geländer aus, und Frundsberg kam in solcher Weise nach drei Tagen über die Alpen. Am 19. November befand sich das Heer auf dem Gebiete von Brescia.

---

1) *Goldasti*, Constitut. imperial. I, 479 ff.

Der Connetable von Bourbon, welcher nach Pescara's Tode den Oberbefehl über das kaiserliche Heer hatte, war gerade mit der Besetzung des Herzogthums Mailand fertig geworden, das ihm der Kaiser als Belohnung zugesagt hatte, er mußte einige Zeit hier bleiben, um seinen Besitz zu sichern. Am 12. Februar 1527 stieß er endlich mit seinen Spaniern zu dem Heere des über eine solche Verzögerung ungeduldigen Frundsberg. Bourbon hatte viele Menschen, aber kein Geld, er beschloß also, den Rath des Herzogs von Ferrara, des unversöhnlichen Feindes der Kirchenfürsten, zu befolgen und geradezu auf Rom zu ziehen.[1]) Das ganze Heer nahm diese Nachricht mit einem Freudenschrei auf, denn die Spanier wünschten Karl V. zu rächen, die Deutschen waren voll Haß gegen den Papst, alle hofften reichen Ersatz für ihren Mangel an Sold und ihre Mühe zu finden in den seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätzen der Christenheit. Als dieser Schrei über die Alpen drang, erwartete man in Deutschland, die letzte Stunde des Papstthums werde schlagen, und man war auf den Anblick seines Sturzes gefaßt. Luther schrieb an Hausmann am 10. Januar 1527: „Du wirst gehört haben, daß das kaiserliche Heer in Italien siegt. Ueberall wird der Papst heimgesucht, damit er vernichtet werde; es ist sein Ende und seine Stunde gekommen."[2])

Einige Vortheile der päpstlichen Truppen in Neapel führten dort einen Waffenstillstand herbei, welchen Papst und Kaiser genehmigen sollten. Aber bei dieser Nachricht erhob sich ein gewaltiger Aufruhr im Heere des Connetable, dessen spanische Schaaren sich auflehnten, ihn zur Flucht zwangen und sein Zelt plünderten, worauf sie sich den Lanzknechten näherten und die einzigen deutschen Worte schrieen, die sie gelernt hatten: „Lanz! Lanz! Geld! Geld!" Diese Worte fanden Anklang in den Herzen der Kaiserlichen, auch sie wurden aufrührerisch und schrieen: „Lanz, Lanz, Geld, Geld!" Frundsberg ließ sie zusammentreten und fragte sie mit Ruhe im Kreise seiner Hauptleute, ob er sie jemals verlassen habe. Aber es half nichts; die alte Liebe der

---

1) *Guicciardini* XVIII, 698.
2) L. Briefe III, 156.

Lanzknechte zu ihrem Feldherrn schien erloschen, eins allein fand Anklang, Sold und Krieg. Sie fällten ihre Lanze, als ob sie ihren Anführer durchbohren wollten, und brüllten auf's neue: Lanz, Geld! Frundsberg, den auch die größte Armee nie in Schrecken gesetzt hatte und der zu sagen pflegte: „Viele Feinde, viele Ehre", sank, als er diese Lanzknechte, an deren Spitze er grau geworden war, ihr mörderisches Eisen gegen seine Brust richten sah, sprachlos, wie vom Blitze getroffen, auf eine Trommel nieder.[1]) Die Kraft des alten Feldherrn war auf immer gebrochen. Der Anblick des sterbenden Kriegers bewirkte, was keiner Rede gelungen wäre. Alle Lanzen richteten sich wieder in die Höhe, und die Soldaten entfernten sich trüb und still. Vier Tage darauf ließ Frundsberg wieder sein Wort ertönen. „Vorwärts," sagte er zum Connetable, „Gott selbst wird uns zum Ziele führen." — „Vorwärts!" wiederholten die Lanzknechte. Bourbon konnte nicht anders; weder Karl V. noch der Papst wollten etwas vom Frieden wissen. Frundsberg wurde nach Ferrara gebracht, von da auf sein Schloß Mindelheim, wo er nach anderthalbjährigem Siechthum starb, und Bourbon betrat am 28. April die Heerstraße nach Rom, auf welcher schon so viele mächtige Heere aus dem Norden gezogen waren.

Während dieses Ungewitter von den Alpen auf die ewige Stadt herabzog, verlor der Papst die Besinnung, entließ seine Truppen und behielt nur seine Leibwache. Allerdings trugen mehr als 30,000 waffenfähige Römer in den Straßen der alten Stadt ihren Muth zur Schau, schleppten große Säbel nach sich, stritten und schlugen sich, aber diese Bürger, überall auf den Gewinn bedacht, bekümmerten sich sehr wenig um die Vertheidigung des Papstes, sondern wünschten vielmehr, der prachtliebende Karl möchte sich in Rom niederlassen, weil sie daraus einen großen Nutzen zu ziehen hofften.

Am 5. Mai Abends kam Bourbon vor Roms Mauern an und hätte alsbald stürmen lassen, wenn es nicht an Leitern gefehlt hätte. Am 6. früh morgens rückte das Heer in einem Nebel, der seine Bewegungen verbarg, voran, die Spanier über

---

1) Seckendorf II, S. 79.

den Berg an das Thor des heiligen Geistes, die Deutschen unterhalb desselben.[1]) Bourbon wollte die Seinigen anfeuern, ergriff selbst eine Leiter, stieg auf die Mauer und forderte sie auf, ihm zu folgen, da aber traf ihn eine Kugel, er fiel und starb eine Stunde später. So verschied der Unglückliche, ein Verräther an seinem König und seinem Vaterlande und selbst seinen neuen Freunden verdächtig.

Dieser Tod spornte die Soldaten noch mehr an. Claudius Seidenstücker erstieg, sein langes Schwert in der Hand, zuerst die Mauer, Michael Hartmann folgte ihm, zwei Reformirte, sie riefen laut: Gott ziehe in der Wolke vor ihnen her. Man sprengte die Thore, die Armee stürzte sich hinein, die Vorstädte wurden eingenommen, der Papst floh mit dreizehn Kardinälen in die Engelsburg. Die Kaiserlicheu, den Prinzen von Oranien an der Spitze, boten ihm den Frieden für 300,000 Thaler an. Aber Clemens, der eine plötzliche Befreiung durch die heilige Liga erwartete und schon den Vortrab derselben zu erblicken glaubte, wies jeden Antrag zurück, so daß nach vierstündiger Rast der Angriff auf's Neue begann nnd eine Stunde nach Sonnenuntergang die Stadt in den Händen des Heeres sich befand. Die Spanier blieben bis Mitternacht auf der piazza Navona, die Deutschen auf dem Campofiore unter den Waffen in guter Ordnung; als sich aber alles weder feindlich noch freundlich zeigte, liefen sie auseinander und plünderten.

Nun begann die berühmte Plünderung Roms. Das Papstthum hatte Jahrhunderte lang die Christenheit gepreßt. Präbenden, Annaten, Jubiläen, Pilgerfahrten, Kirchengnaden, Alles mußte herhalten, um Geld zu gewinnen. Die seit Monaten im Elende lebenden Soldaten wollten etwas heraushaben. Man schonte nichts, Kaiserliche und Ultramontane, Ghibellinen und Welfen, Kirchen, Paläste, Klöster, Privatwohnungen, Kathedralen, Banken, Gräber, Alles wurde geplündert, sogar der goldene Ring, den Julius II. Leichnam noch am Finger trug. Die Spanier zeigten sich als die Verschmitztesten, sie witterten das Geld

1) *Guicciardini* II, 721. Seit der Errichtung der neuen Mauer auf dem Janiculus unter Urban VIII. sind diese Thore nicht mehr zu gebrauchen.

und brachten es aus dem geheimnißvollsten Versteck heraus, aber die Neapolitaner übten die meisten Ausschweifungen und Gewaltthaten.[1]) „Man vernahm," sagt Guicciardini, „das klägliche Geschrei der römischen Frauen und Nonnen, welche von den Soldaten zur Befriedigung ihrer viehischen Lüste schaarenweise fortgeschleppt wurden."

Die Deutschen fanden anfänglich ein gewisses Vergnügen darin, die Papisten das Gewicht ihrer Schwerter fühlen zu lassen, aber sie waren bald mit Speise und Trank zufrieden und zeigten sich gutmüthiger als ihre Bundesgenossen. Die Lutheraner wütheten nur gegen die von den Römern heilig genannten Sachen. Sie nahmen Kelche, Ciborien, silberne Monstranzen, die gemeinsten Knechte zogen die Priestergewänder an.[2]) Der Campofiore ward zum großen Spielsaal. Säcke voll Thaler, goldene Gefässe werden herbeigeschleppt, man würfelte darum, waren sie verloren, so holte man neue. Ein gewisser Simon Baptista hatte die Plünderung der Stadt vorhergesagt, und war vom Papste in's Gefängniß geworfen worden; die Deutschen befreiten ihn und ließen ihn mit sich trinken. Aber er prophezeite wie Jeremias gegen alle. „Raubt, plündert," rief er seinen Befreiern zu, „ihr gebt es doch wieder heraus; das Geld der Soldaten und das Gold der Mönche geht einen Weg." Am meisten ergötzten sich die Deutschen, wenn sie den päpstlichen Hof verspotten konnten. Mehrere Prälaten wurden auf Eseln durch die Stadt geführt. Nach einer solchen Prozession mußten die Bischöfe Lösegeld zahlen, fielen dann aber in die Hände der Spanier, welche sich es noch einmal zahlen ließen.

Eines Tages zog ein Lanzknecht, Guillaume de Sainte-Celle, die päpstlichen Gewänder an und setzte sich die dreifache Krone auf, andere schmückten sich mit Hüten und rothen Cardinalsgewändern, und so zogen sie auf Eseln durch die Stadt vor die Engelsburg, wo Clemens VII. verborgen war. Die Soldaten-Cardinäle stiegen ab, hoben ihre Kleider vorn auf und küßten die Füße des angeblichen Papstes. Dieser trank auf das Wohl Cle-

---

1) *Irvius* vita Pompei Colonnae 191. Ranke, deutsche Gesch. II, 398.
2) *Cochlaeus* 156.

mens VII., die knieenden Cardinäle thaten dasselbe und erklärten, sie wollten fortan fromme Päpste und gute Kardinäle seyn, und keine Kriege wie die seitherigen veranlassen. Dann bildeten sie ein Conclave, der Papst zeigte dem Consistorium an, er wolle die Papstwürde niederlegen; unverzüglich hoben alle die Hände zur Wahl auf und riefen: Luther Papst! Luther Papst! Niemals ist ein Papst einhelliger erwählt worden. So belustigten sich die Deutschen.

Mit den Spaniern ging es nicht so leichten Kaufs; Clemens VII. hatte sie „Mauren" genannt, und vollen Ablaß Allen, welche sie umbringen würden, bewilligt; nichts konnte ihre Wuth im Zaume halten. Diese gläubigen Katholiken brachten die Prälaten um unter den furchtbarsten Foltern, die ihnen ihre Schätze entlocken sollten, und schonten weder Rang, noch Alter, noch Geschlecht. Erst nach einer zehntägigen Plünderung, einer Erbeutung von zehn Millionen Goldgulden und dem Tode von fünf- bis achttausend Opfern wurden Ordnung und Ruhe einigermaßen hergestellt.

So endete die päpstliche Stadt unter langer und grausamer Plünderung, so erlosch der Jahrhunderte lang die Welt erhellende Glanz Roms in wenigen Stunden, ohne daß dem Verderben dieser stolzen Stadt gesteuert werden konnte, nicht einmal durch die Bitten ihrer Feinde. „Ich wünschte nicht," schrieb Luther, „daß Rom eingeäschert würde, das wäre eine arge Sache." [1]) Melanchthon war noch besorgter: „Ich fürchte für die Bibliotheken," sagte er, „man weiß, wie sehr dem Kriegsgott die Bücher verhaßt sind." [2]) Trotz dieser Wünsche der Reformatoren unterlag Leo's X. Stadt dem Gerichte Gottes.

Clemens VII. fürchtete, der Feind werde durch Minen die Engelsburg, in welche er eingeschlossen war, in die Luft sprengen, und kapitulirte endlich; er entsagte jeglichem Bündnisse gegen Karl, und machte sich verbindlich, bis zur Zahlung von 400,000 Dukaten gefangen zu bleiben. Die evangelischen Christen betrachteten dieses göttliche Gericht mit Staunen. Luther schrieb: „Christus regiert also, daß der Kaiser, welcher Luthrum für den Papst verfolgt, für Luther den Papst zu stürzen gezwungen wird. Alles dient Christo für die Seinigen gegen die Widersacher." [3])

---

1) L. Br. II, 221. 2) Corp. Ref. I, 869. 3) L. Br. III, 188.

3.

Kirchenverfassung. — Demokratische Ordnung. — Reformation in Hessen. — Ein Kellerloch. — Der Landgraf und Lambert. — Die Paradoxen. — Bruder Bonifaz. — Disputation in Homburg. — Sieg des Evangeliums. — Erste evangelische Verfassung. — Das Oberhaupt. — Bischöfe. — Wahlen. — Kirchenzucht. — Unterstützung. — Verwaltung. — Allgemeine Synode. — Inspektoren. — Inneres und Aeußeres in der Kirche. — Erste Grundsätze Luthers. — Er läßt den Einfluß der Fürsten zu. — Zwei Extreme. — Widersprüche. — Gott im Senate. — Unabhängigkeit der Kirche. — Zwei Bedürfnisse: Prediger und Gläubige. — Luther schreibt an den Kurfürsten. — Zwangsrecht der Fürsten. — Kirchenvisitation. — Conservative Grundsätze Melanchthons. — Was er bewahrt. — Erstaunen der Evangelischen und der Papisten. — Allgemeine Visitation. — Ihre Ergebnisse. — Fortschritte der Reformation. — Freie Reichsstädte. — Franken. — Friesland. — Brandenburg. — Elisabeth von Brandenburg. — Ihre Flucht. — Sie kommt nach Sachsen.

Die Reformation hatte in der That mehrere Friedensjahre nöthig, um zu wachsen und sich zu stärken, und nur dadurch konnte sie Ruhe behalten, daß ihre beiden großen Feinde einander bekämpften. Hatte Clemens' VII. Thorheit die Reformation vor Gefahren gerettet, Roms Sturz das Evangelium aufgebaut, so war das ein Gewinn, der nicht nur für einige Monate dauerte, sondern es herrschte von 1526 bis 1529 eine Ruhe in Deutschland, welche von der Reformation zu ihrer Organisation und Ausbreitung benützt wurde.

Die erneute Kirche bedurfte jetzt, nachdem das päpstliche Joch gebrochen war, einer Verfassung, durch welche die evangelische Ordnung wiederhergestellt werden sollte. Es war unmöglich, den Bischöfen ihre alte Gerichtsbarkeit zu lassen, da sie vor Allem Diener des Papstes zu sein behaupteten, und es mußte also, damit keine Anarchie einträte, eine andere Ordnung der Dinge herbeigeführt werden. Man sorgte dafür. Die evangelischen Völker trennten sich von da an auf immer von der despotischen Herrschaft, welche Jahrhunderte lang das Abendland in Fesseln gehalten hatte.

Schon zweimal hatte der Reichstag die Kirchenreform zu einer Volkssache machen wollen, aber im Kaiser, dem Papst und einigen Fürsten Widerstand gefunden, der Reichstag zu Speier hatte darum das von ihm selbst nicht ausführbare Werk jedem einzelnen Reichsstande anheimgestellt. Aber welche Verfassung sollte an die Stelle der päpstlichen Hierarchie treten?

Man konnte den Papst abschaffen und die bischöfliche Ordnung beibehalten, eine Form, welche der bisherigen am nächsten stand. So geschah es später in England, aber auf dem Festlande war eine bischöfliche evangelische Kirche unmöglich, da es hier keinen Cranmer und Latimer unter den Bischöfen gab. Man konnte aber auch die Kirchenverfassung in der Weise wiederherstellen, daß man auf die ausschließliche Giltigkeit des göttlichen Worts zurückging, und die Rechte des christlichen Volkes von Neuem festsetzte, eine Form, welche von der römischen Hierarchie am weitesten entfernt war. Zwischen diesen beiden Extremen lagen Mittelbildungen. Die zweite Ansicht war die Zwingli's, aber er ging nicht weit genug, sondern war bei dem Rathe der Zweihündert, als der Kirchenvertretung, stehen geblieben, ohne das christliche Volk zur Ausübung seiner Souveränetät aufzurufen. Der Schritt, vor welchem Zwingli gezögert hatte, war dennoch möglich, da, was Republikaner erschreckt hatte, ein Fürst unternahm. Das evangelische Deutschland prüfte die Kirchenverfassungen und nahm zuerst eine solche an, welche der päpstlichen Monarchie am entschiedensten entgegentrat. Doch ging dieses System nicht von Deutschland aus. Wenn das aristokratische England bei der bischöflichen Form verharrte, so blieb das gelehrige Deutschland bei einer halben Maaßregel stehen. Das demokratische Extrem kam aus der Schweiz. Ein Vorläufer Calvins erhob diese Fahne, welche später die mächtige Hand des Genfer Reformators schwang, in Frankreich, in der Schweiz, in Holland, Schottland, selbst in England aufpflanzte, von wo aus sie Jahrhunderte später über das atlantische Meer getragen werden und Nordamerika in die Reihe der Völker berufen sollte.

Kein evangelischer Fürst zu Speier hatte so viel Muth als der Landgraf von Hessen, den man wegen seiner Klugheit mit Philipp von Macedonien, wegen seines Muthes mit dessen Sohne Alexander verglichen hat. Philipp begriff, daß die Religion endlich die ihr gebührende Stellung einnehmen müsse, und war daher weit entfernt, sich der großen Bewegung der Völker zu widersetzen, sondern nahm die neuen Ideen in sich auf.

Der Morgenstern war fast gleichzeitig für Hessen und Sachsen aufgegangen. Als Luther 1517 in Wittenberg die Vergebung

der Sünden aus unverdienter Gnade lehrte, sah man Männer und Frauen zu Marburg sich insgeheim in einen Stadtgraben begeben und vor einem einsamen Kellerloche auf eine herauftönende Stimme horchen, welche durch die Gitter tröstliche Lehren predigte. Es war die Stimme des Franziskaners Jakob Limburg, der wegen seiner in Predigten aufgestellten Behauptung, daß die Priester seit 15 Jahrhunderten das Evangelium Christi verfälscht haben, in diesen dunkeln Kerker geworfen worden war. Diese geheimnißvollen Zusammenkünfte dauerten zwei Wochen. Plötzlich verstummte die Stimme, man hatte die Versammlungen entdeckt und der seiner unterirdischen Wohnung entrissene Franziskaner war über den Lahnberg in eine unbekannte Gegend gebracht worden. In der Nähe von Ziegenberg holten ihn Marburger Bürger ein, rissen die Leinwand vom Wagen und frugen ihn, wohin er fahre. „Wohin Gott will," antwortete ruhig Bruder Jakob.[1]) Es ist nicht bekannt, was aus ihm geworden ist. Ein solches Verschwindenlassen gehört ganz zum Charakter des Papstthums.

Kaum hatte Philipp am Speirer Reichstage die Oberhand, als er die Reformation in seinen Erbländern durchzuführen beschloß. Sein entschiedener Sinn, welcher keinen Mann der Mitte brauchen konnte, mußte sich zur schweizer Reform hingezogen fühlen; er berieth sich mit dem Straßburger Abgesandten, Jakob Sturm, der ihm den damals in Straßburg befindlichen Franz Lambert von Avignon empfahl. Lambert hatte ein angenehmes Aeußere, eine feste Gesinnung, und verband südliches Feuer mit nordischer Ausdauer. Er war in Frankreich der erste, welcher die Kaputze ablegte, und hatte unbedingt eine Radikalreform der Kirche verlangt. Wohlleben und Genuß war es nicht, um deren willen er das Evangelium angenommen hatte; „sonst," schreibt er, „lebte ich als Scheinheiliger im Ueberfluß, jetzt esse ich mit meiner kleinen Familie mäßig, aber ich ziehe die Armuth im Reiche Christi dem Ueberflusse in den Hurenhäusern des Papstes vor."[2]) Der Landgraf berief ihn zu sich nach Hessen, weil

1) Rommel, Philipp von Hessen I, 128.
2) *Lamberti* commentarii de sacro conjugio.

er in ihm seinen Mann erkannte. Lambert, welcher die dortige Reformation vorbereiten wollte, schrieb 158 Thesen, die er „Paradoxen" nannte, und nach damaliger Sitte an die Kirchthüren anschlagen ließ. Freunde und Feinde eilten in Menge herbei. Römische Katholiken hätten sie gerne abgerissen, aber die reformirten Bürger hielten Wache; auf dem Markte war eine Synode, wo man die Thesen besprach, erörterte, bewies und den Zorn der Papisten verlachte.

Ein junger, sehr eingebildeter Priester, der vom Bischofe am Tage der Weihe in der Wissenschaft über Paulus, in der Keuschheit über die Jungfrau Maria gestellt worden war, Bonifaz Dornemann, war zu klein, um den Anschlag Lamberts lesen zu können. Er hatte sich einen Schemel geborgt und las vor vielen Zuhörern mit lauter Stimme die Thesen ab.

„Alles Entstellte muß hergestellt (reformirt) werden. Gottes Wort allein lehrt, was seyn soll, und jeder von ihm abweichende Reformationsversuch ist eitel." 1) Das war die erste These. Der Priester sagte: „Gut! Die da werd' ich nicht angreifen," und las weiter. „Die Kirche allein soll über Glaubenssachen richten. Die Kirche ist aber die Gemeinschaft derer, welche Ein Geist, Ein Glaube, Ein Gott, Ein Mittler, Ein Wort verbindet, von welchem sie allein beherrscht werden, in dem allein sie das Leben haben." Auch diesen Satz kann ich nicht bekämpfen, — sagte der Priester und las auf seinem Schemel weiter. „Das Wort ist der wahre Schlüssel. Wer an das Wort glaubt, dem ist das Himmelreich eröffnet, und wer nicht daran glaubt, dem ist es verschlossen. Wer also Gottes Wort wahrhaft besitzt, hat die Schlüsselgewalt. Alle andern Schlüssel, alle Dekrete der Concilien und Päpste und alle Mönchsregeln haben keinen Werth." Bruder Bonifaz schüttelte den Kopf und las weiter. „Seitdem das Opfer des Gesetzes abgeschafft ist, ist Christus der alleinige, unsterbliche und ewige Hohepriester und bedarf keiner menschlichen Nachfolger. Kein Bischof von Rom und kein anderer Mensch ist sein Stellvertreter auf Erden. Aber alle Christen haben vom Anbeginn der Kirche an seinem Priesteramt Theil gehabt und thun es noch." Diese

---

1) *Lamberti* Paradoxa, in Sculteti annal. evangel.

These noch wohl ketzerisch, aber Dornemann ließ sich nicht irre machen; bei allen Sätzen, die seine Vorurtheile nicht gar zu sehr verletzten, wiederholte er, sei's aus Einfältigkeit, sei's, daß das Licht in ihm aufdämmerte: „Das greif' ich nicht an." Man hörte ihm erstaunt zu, als ein Bürger (war es ein römischer oder ein reformirter Fanatiker, oder ein Witzbold?), dieses beständigen Refrains müde, ihm zurief: „Fort von hier, schlechter Kerl, der Du nichts findest, was Du angreifen könntest!" worauf er dem Schemel einen brutalen Fußtritt gab, so daß der arme Geistliche in den Koth fiel.[1])

Am 21. Oktober 1526 um 7 Uhr Morgens öffneten sich die Thüren der Hauptkirche zu Homburg, Prälaten, Aebte, Priester, Grafen, Ritter und städtische Abgeordnete, und in ihrer Mitte Philipp als vornehmstes Glied der Kirche zogen dort ein. Lambert trat auf, erklärte und bewies seine Thesen und fügte hinzu: „Wer etwas dawider zu sagen hat, erhebe sich." Erst schwiegen alle still, endlich ergriff der Guardian der Marburger Franziskaner, Niklas Ferber, das Wort, derselbe der im Jahr 1524, dem Lieblingsverfahren Roms getreu, den Landgrafen beschworen hatte, er solle das Schwert gegen die Ketzer brauchen; er sprach gesenkten Hauptes, die Augen auf den Boden niedergeschlagen, und als er den Augustinus, Petrus Lombardus und andere Doktoren anführte, fiel der Landgraf ein: „Stellt nicht die schwankenden Menschenansichten in den Vordergrund, sondern nehmt Gottes Wort, welches allein die Herzen stärkt und fest macht." Der bestürzte Franziskaner setzte sich und sprach: „Hier ist nicht der Ort zu antworten." Gleichwohl begann die Disputation, Lambert entfaltete die Macht der Wahrheit und den Hebel seiner Beredtsamkeit, und setzte seinen Gegner so sehr in Erstaunen, daß der Guardian, voll Schrecken „über die Blitze der Gottlosigkeit und die Donner der Gotteslästerung", wie er sich ausdrückte, wiederum sich setzte mit den Worten: „Hier ist nicht der Ort zum Antworten." Vergeblich erklärte der Kanzler Feige, es dürfe ein Jeder seine Ansicht mit voller Freiheit aussprechen, vergebens äußerte der Landgraf, die Kirche sehne sich

1) Othonis Melandri Jocorum centuriae.

nach Wahrheit, Rom nahm seine Zuflucht zur stummen Rolle. Ein Priester hatte vor der Disputation gesagt: „Ich werde das Fegfeuer vertheidigen,“ ein anderer: „Ich werde die Paradoxen des sechsten Artikels umwerfen“ (über das wahre Priesterthum), ein dritter: „Ich die des zehnten Artikels“ (über die Bilder) — aber siehe da! alle schwiegen still. [1]) Da forderte Lambert noch dreimal seine Gegner auf, und als es vergeblich war, faltete er die Hände und rief wie Zacharias: „Gelobt sei der HErr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk!“ (Luk. 1, 68.)

Nach einer dreitägigen Disputation, welche ein fortlaufender Triumph für die evangelische Lehre gewesen war, beauftragte man auserkorene Männer, die hessischen Kirchen dem Worte Gottes gemäß zu ordnen, worauf sie nach dreitägiger gemeinschaftlicher Arbeit die neue Verfassung im Namen der Synode veröffentlichten. Die erste von der Reformation hervorgerufene Kirchenordnung muß um so mehr in der Geschichte aufgeführt werden, als sie damals den neuen christlichen Kirchen als Musterverfassung vorgestellt wurde. [2])

Ihr Grundprinzip ist die Autonomie, die Regierung der Kirche durch sich selbst; von der Kirche und ihren Vertretern geht diese Gesetzgebung aus, der Staat und der Landgraf werden in der Vorrede gar nicht erwähnt, Philipp, erfreut darüber, sein Volk und sich von einem fremden Priester befreit zu haben, wollte sich nicht an dessen Stelle setzen, und begnügte sich mit einer äußern, für die Erhaltung der Ordnung nöthigen Ueberwachung. Diese Verfassung zeichnet sich ferner durch die Einfachheit der Verwaltung und des Culus aus. Die Versammlung bittet inständig die künftigen Synoden, die Kirche nicht mit einer Menge von Gesetzen zu belasten, „weil mit der Zunahme von Verordnungen nur die Unordnung wachse.“ Man wollte sogar keine Orgeln in den Kirchen, weil die Menschen Alles, was sie hören, begreifen müßten. Je mehr der menschliche Geist in eine Richtung gezwängt wird, desto mehr wirft er sich, losgelassen, auf die entgegengesetzte. Die Kirche ging vom Extrem des Pomps und der

---

1) *Lambert.* ad Colon.

2) In Schmincke monumenta Hessiaca II, 588.

Sinnbilder zu dem Extrem der Einfachheit über. Ich gebe nun noch die Hauptbestimmungen dieser Kirchenordnung:

„Die Kirche kann nur durch des Wort ihres Oberhirten belehrt und beherrscht werden. Wer ein andres Wort befolgt, wird abgesetzt oder excommunicirt.

„Jeder fromme Mann, der in Gottes Wort geübt ist und das heilige Wort zu lehren begehrt, soll zugelassen werden, denn er hat einen inneren Beruf von Gott erhalten.

„Niemand glaube, wir verstehen unter einem Bischof etwas anderes, als den einfachen Diener am Worte Gottes.

„Die Diener am Worte sind Dienende, also sollen sie nicht Herren, Fürsten, Herrscher seyn.

„Die Gläubigen sollen sich versammeln und ihre Bischöfe und Diakonen wählen; eine jede Kirche wähle ihren Bischof.

„Die gewählten Bischöfe werden durch Handauflegung dreier Bischöfe zu ihrem Amte geweiht. Die Diakonen sollen, wenn keine Bischöfe anwesend sind, durch Handauflegung zweier Kirchenältesten geweiht werden.

„Ein Bischof, der durch Weichlichkeit, Kleiderpracht, leichtsinnigen Wandel der Kirche Aergerniß gibt, und trotz der Warnungen sich nicht bessert, soll durch die Kirche, welche über die Pastoren zu richten befugt ist, abgesetzt werden.

„Jede Kirche setze ihren Bischof in den Stand, mit seiner Familie zu leben, und wie Paulus befiehlt, gastfrei seyn zu können, aber für seine gelegentlichen Dienstleistungen darf der Bischof nichts fordern.

„Alle Sonntage soll an einem bestimmten Orte eine Zusammenkunft derer Statt finden, welche als Glaubige gelten, um mit dem Bischofe nach Gottes Wort alle kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen und die, welche der Kirche Aergerniß geben, auszuschließen (zu excommuniciren), denn die christliche Kirche hat nie ohne Excommunication bestanden.

„So wie für die Leitung der einzelnen Kirchen allwöchentlich eine Versammlung nöthig ist, so soll für die Leitung der Kirchen eines ganzen Landes alljährlich eine allgemeine Synode stattfinden (für Hessen in Marburg in der dritten Woche nach Ostern).

„Alle Pfarrer sind dabei von selbst Mitglieder, aber außer-

dem soll jede Kirche noch einen Mann voll Geist und Glauben wählen, dem sie für Alles, was im Bereiche der Synode liegt, ihre Vollmacht überträgt.

„Jährlich werden drei Visitatoren erwählt, welche alle Kirchen zu besuchen, die gewählten Bischöfe zu prüfen, die genehmigten zu bestätigen, und für die Vollstreckung der Synodalbeschlüsse zu sorgen haben."

Diese erste evangelische Kirchenordnung ging allerdings in einigen Punkten bis zum Extrem der kirchlichen Demokratie, aber es hatten sich einige Bestimmungen eingeschlichen, welche sich entwickeln und das Wesen des Ganzen umändern konnten. Man setzte später sechs lebenslängliche Superintendenten an die Stelle der jährlichen Visitatoren (welche nach der ursprünglichen Einrichtung einfache Kirchenmitglieder seyn konnten) und die Eingriffe theils der Superintendenten, theils des Staats lähmten allmälig, wie man richtig bemerkt hat,[1] die Thätigkeit und Unabhängigkeit der hessischen Kirchen. Es ging dieser Verfassung wie der des Abbé Sieyès im Jahre VIII, welche republikanisch seyn sollte, aber durch Napoleon Bonapartes Einfluß den Despotismus des Kaiserreichs begründen half.

Gleichwohl ist sie ein merkwürdiges Werk. Römische Schriftsteller haben der Reformation vorgeworfen, sie mache die Kirche zu etwas rein Innerlichem. Wenn Reformation und Papstthum zwei Elemente in der Kirche, ein inneres und ein äußerliches anerkennen, so räumt das Papstthum dem äußerlichen, die Reformation dem inneren den Vorzug ein. Wirft man aber der Reformation vor, daß sie nur eine innerliche Kirche, aber keine äußere haben schaffen können, so überheben uns die eben gegebenen Züge einer Verfassung jeglicher Antwort, einer äußeren Kirchenordnung, welche eben aus dem Schooße der Reformation hervorgegangen ist, und die päpstliche an Vollkommenheit weit übertrifft.

Eine große Frage erhob sich nunmehr. Sollten alle Kirchen der Reformation diesen Grundsätzen huldigen? Alles schien dafür zu sprechen. Die frömmsten Männer waren damals der Ansicht,

---

1) Rettig, die freie Kirche.

daß die Kirchengewalt von den Mitgliedern der Kirche herrühre, wie es denn in der Natur der Sache lag, daß man vom hierarchischen zum demokratischen Extrem übersprang, Luther selbst hatte von 1523 an diese Lehre gepredigt. Die böhmischen Calixtiner waren, da die Bischöfe ihres Landes ihnen keine Pfarrer geben wollten, so weit gegangen, den ersten besten herumstreichenden Priester zum Pfarrer zu nehmen. „Könnet ihr euch," schrieb ihnen Luther, „auf keine andere Weise Prediger verschaffen, so nehmt lieber gar keine; es wäre sicherer und heilsamer, daß jeder Familienvater das Evangelium seinem Hause vorläse und seine Kinder taufte, und sich dabei nach dem Sakrament des Altars, wie die Juden zu Babylon nach Jerusalem, sehnte. Die päpstliche Weihe machte nicht Priester Gottes, sondern des Satans, Messeleser, Beichtmaschinen, um Christum mit Füßen zu treten, sein Opfer zu vernichten und erdichtete Brandopfer der Welt unter seinem Namen zu verkaufen. Man wird nicht durch fleischliche, sondern durch geistige Geburt Priester, und zwar nur durch Wahl und Berufung. Das geschieht aber folgendermaßen. Suchet vor allem Gott in stillem und öffentlichem Gebete, versammelt euch dann mit allen denen, deren Herz Gott erweckt hat, und wählt dann im Namen Gottes den oder diejenigen, die ihr als tauglich zu solchem Amte erkannt habt, dann mögen diese durch Handauflegung zu euren Bischöfen, Dienern oder Pastoren gemacht und dem Volke und der Kirche vorgestellt werden." [1])

Indem Luther dem Volke die Wahl der Prediger freiließ, gab er einer unabweislichen Forderung der Zeit nach. Es handelte sich um die Bildung einer Kirchenbehörde, da in Wirklichkeit noch keine bestand, so konnte sie daher auch die ihr gesetzlich zukommende Betheiligung bei der Wahl der Prediger nicht haben. Aber aus der Lage der Dinge entstand eine zweite Forderung, welche den Reformator von den bisher von ihm aufgestellten Grundsätzen abbringen mußte. Die Reformation hatte in Deutschland nicht wie in der Schweiz und Frankreich mit den untern Klassen begonnen, und Luther fand fast nirgends das christliche Volk, welches in seiner neuen Verfassung eine so

---

1) *Luth.* Opp. II, 363, 364, 370.

große Rolle hätte spielen können. Unwissende Bauern, eigensinnige Bürger, die ihre Prediger nicht einmal besolden wollten, waren die Mitglieder der Kirche. Was war mit solchen Elementen anzufangen? Aber wenn das Volk gleichgültig war, so waren es nicht die Fürsten. Da sie an der Spitze des Kampfes standen und vorne an im Rathe saßen, so war's natürlich, daß die demokratische Organisation der regierungsgemäßen weichen mußte. Man bildet die Kirche aus Christen, und nimmt diese oben oder unten, wo man sie findet. Luther fand sie oben. Er ließ also die Fürsten als Vertreter des Volkes zu, und von da an drang der Einfluß des Staates als ein Hauptfaktor in die Verfassung der evangelischen Kirche ein.

Luther ging im Prinzip von äußerster Demokratie aus, gelangte aber thatsächlich zum erastianischen Systeme, nach welchem das bürgerliche Regiment auch die Kirchenleitung übernehmen soll. Wenn der Reformator die große Kluft, die zwischen seinen Voraussetzungen und seinen Handlungen lag, ohne Zögern übersprang, so war daran weniger Inconsequenz von seiner Seite schuld, als vielmehr die Nothwendigkeit, den gebieterischen Bedürfnissen der Zeit sich zu fügen. Die Grundsätze über Kirchenverfassung sind nicht so unbedingt maßgebend, wie die Lehren des Evangeliums, ihre Anwendung hängt gewissermaßen vom Zustande der Kirche ab. Dennoch war der Reformator nicht ganz consequent, oft sprach er sich über den Antheil der Fürsten an kirchlichen Angelegenheiten in ganz entgegengesetzter Weise aus, so daß man wohl sieht, Luther theilte mit seinem Jahrhundert in diesem Punkte die Unsicherheit und Unklarheit; es war auch so vieles Andere aufzuklären! Uebrigens wollte er eine solche Vormundschaft von Seiten der Fürsten nur als eine einstweilige betrachtet wissen; die Gläubigen waren minderjährig, sie bedurften eines Vormunds, aber die Zeit der Volljährigkeit konnte für die Kirche kommen und mit ihr die Mündigsprechung.

Wir haben schon bemerkt, daß wir uns über diese große Streitfrage nicht entscheiden wollen, aber gewisse Grundwahrheiten darf man nicht übersehen. Gott ist das Prinzip, von dem Alles ausgeht, der Alles, die Gesellschaften so gut wie die Individuen, den Staat so gut wie die Kirche regieren soll. Gott

hat es mit den Regierungen, diese haben es mit ihm zu thun. Die großen Wahrheiten, welche der Kirche anvertraut sind, sollen auf ein ganzes Volk wirken, auf den Fürsten auf dem Throne, wie auf den Bauer in der Hütte; der Fürst soll nicht allein als Individuum, sondern auch als Beherrscher seines Volks von der Fackel des Christenthums erleuchtet seyn. Gott soll im Staate walten. Wer die Nationen und Regierungen, das gesellschaftliche und politische Leben auf die eine, Gott, sein Wort und seine Kirche auf die andere Seite stellen will, als ob beide Welten durch eine große Kluft geschieden wären und sich nicht berühren dürften, der würde ein Majestätsverbrechen gegen die Menschheit wie gegen die Gottheit begehen. Sollen aber diese beiden Ordnungen enge verbunden seyn, so muß man die zweckmäßigsten Mittel dafür aufsuchen. Wird die Leitung der Kirche der bürgerlichen Regierung übertragen, wie dieses in Sachsen geschah, so steht zu befürchten, daß die Verwirklichung einer solchen Einheit gefährdet und das Eindringen der himmlischen Kräfte in den Leib der Nation gehemmt werde; die von einer weltlichen Obrigkeit verwaltete Kirche verweltlicht sich allmälig und verliert den ursprünglichen Lebenssaft. Das hat sich in Deutschland gezeigt, wo an manchen Orten die Religion zum Range einer rein weltlichen Verwaltung herabgesunken ist. Soll eine Kraft allen Einfluß äußern, dessen sie befähigt ist, so muß sie sich frei entwickeln können. Laßt einen Baum in freier Erde ohne Zwang wachsen, so gibt er euch mehr Schatten und reichlichere Früchte, als wenn ihr ihn in ein Gefäß pflanzt oder in euer Zimmer verschließt. So ergeht es auch der christlichen Kirche; der Staat soll nicht der Kirche befehlen, wie umgekehrt die Kirche nicht den Staat beherrschen soll. Der Protestantismus, indem er regierungsmäßig wurde, verlor seine Allseitigkeit. Der neue Geist hatte in sich die Fähigkeit, eine neue Erde zu schaffen, aber anstatt neue Wege zu bahnen und sich die Wiedergeburt der ganzen Christenheit, die Bekehrung des Weltalls zum Ziele zu setzen, suchte er sich in einigen deutschen Herzogthümern ruhig einzusiedeln, und diese Furchtsamkeit, welche Klugheit genannt wurde, hat der Reformation unermeßlichen Schaden zugefügt.

Nachdem man einmal den fürstlichen Räthen die Organisa-

tionsgewalt eingeräumt hatte, dachte man an die Verfassung selbst, und Luther war es, der sich damit befaßte; denn obschon er vorzugsweise der bahnbrechende und Calvin der organisirende Mann war, so haben doch diese beiden, einem Kirchenreformator wie einem Reichsbegründer gleich sehr nothwendigen Eigenschaften keinem dieser beiden großen Diener Gottes gefehlt. Ein neuer Predigerstand mußte gebildet werden; denn die Mehrzahl der vom Papstthum abgewichenen Geistlichen hatte sich damit begnügt, die Losung der Reformation anzunehmen. Diese Ex-Priester des Papstes waren in der Regel zu Dienern Gottes nicht sehr tauglich; denn in den gewöhnlichen Irrthümern und Unordnungen des Klerus befangen, kannten sie das Wesen des Evangeliums nicht, sondern hielten sich an den Buchstaben der lutherischen Polemik, ohne die heiligende Kraft der Wahrheit in sich erfahren zu haben. Gab es doch manchen Sprengel, in welchem der Geistliche in seiner Hauptkirche das Evangelium lehrte und in der Filialkirche die Messe las. [1])

Aber man bedurfte noch mehr als blos Prediger; ein christliches Volk mußte geschaffen werden; Luther, tief betrübt über den Zustand der Gemeinden, schrieb an Spalatin: [2]) „Ueberall sieht man Bauern, die nichts wissen, nichts lernen, nichts beten, nichts thun, als die Freiheit mißbrauchen, die nicht beichten, nicht zum Abendmahl gehen, als ob die Religion eine für immer abgethane Sache wäre; ihre römischen Lehren und Gebräuche haben sie verlassen und die unsrigen verachten sie; siehe da das Werk der päpstlichen Bischöfe."

Luther wich vor dieser doppelten Nothwendigkeit nicht zurück, er sah sich um nach neuen Hirten und neuen Heerden, und wendete sich zur Ausführung dieses Werks an die Fürsten. In der Ueberzeugung, daß eine allgemeine Kirchenvisitation noth thue, schrieb er am 22. November 1526 an den Kurfürsten Johann. „Es herrscht unter unseren Leuten großer Undank gegen das heilige Gotteswort, und wenn ich's mit gutem Gewissen thun könnte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherrn oder

---

1) Seckendorf 102.
2) Luth. Br. 3, 224.

Prediger hätten und lebten wie die Säue, als sie doch thun. Nun in Euer churfürstlichen Gnaden Fürstenthum päpstlicher und geistlicher Zwang aus ist, und alle Klöster und Stifte E. Kurf. Gn. als dem obersten Haupt in die Hände fallen, kommen zugleich auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen, dem sich's sonst Niemand annimmt, noch annehmen kann, noch soll. Deshalb will es von nöthen sein, von vier Personen das Land visitiren zu lassen, zwei, die auf die Zinse und Güter, zwei, die auf die Lehre und Person verständig sind, daß dieselbigen die Schulen und Pfarren anrichten heißen und versorgen. Wo eine Stadt oder Dorf des Vermögens sind, hat E. Kurf. Gn. Macht sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist E. Kurf. Gn. da als oberster Vormund der Jugend und aller die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnoth dienen und geben müssen." [1])

Bei diesen Worten könnte man die Frage aufwerfen, ob die im ersten Jahrhundert ohne Hilfe der Fürsten enstandene Kirche sich im sechszehnten nicht ohne diese reformiren konnte, und ob nicht die Reformatoren, anstatt in den Vorsälen der Paläste zu warten, besser daran gethan hätten, ihre Zimmer zu schließen, zum Vater im Himmel zu beten und dann mit aller Thatkraft ihres Glaubens zu handeln?

Luther ersuchte den Fürsten nicht allein schriftlich um seine Dazwischenkunft. Er war entrüstet darüber, daß die zu Zeiten des Kurfürsten Friedrich erbittertsten Feinde der Reformation, die Hofleute, mit Spott, Hohn und Possen das der Kirche Abgenommene unter sich theilten. Als der Kurfürst zu Ende des Jahres nach Wittenberg gekommen war, ging Luther sogleich in das Schloß, trug schon am Thore dem Erbprinzen seine Klagen vor, drang dann unbekümmert um alle Hindernisse in das Schlafgemach des Kurfürsten, und bat den über einen so unerwarteten

1) L. Br. III, 136. Er schreibt anderswo: „Böse muß seyn, wer ein Fürst seyn will, ein König muß tyrannisch seyn, so will's die Welt." Br. 3, 147.

Besuch erstaunten Mann um Abhilfe für die Schäden der Kirche. Die Kirchenvisitation ward angeordnet und Melanchthon mit Abfassung der nöthigen Instruktion beauftragt.

Zwei Punkte erheischten eine besondere Aufmerksamkeit der Commissarien: die Kirchenzucht und der Cultus. Schon 1526 war Luthers „deutsche Messe" erschienen, worunter er die Ordnung des Gottesdienstes im Allgemeinen verstand. „Die wahren evangelischen Versammlungen," sagte er, „finden nicht öffentlich, unter einander und mit Zulassung aller Leute statt, sondern sie bestehen aus ernsten Christen, welche das Evangelium mit Wort und Leben bekennen und ihre Namen in ein Verzeichniß eintragen, von denen solche, die sich nicht christlich betragen, in den Kirchenbann gethan werden können. Ich kann solche Versammlungen nicht bilden, weil mir die dazu tauglichen Personen fehlen, aber wenn es möglich wird, werde ich es nicht unterlassen."

Melanchthon arbeitete an der Instruktion in der Absicht, nicht den denkbar besten, sondern den möglichst besten Cultus für die Kirche einzuführen. „Friede!" war die Magnetnadel dieses Reformators sein Leben lang. „Nichts auf der Welt wird mir je heiliger seyn, als der öffentliche Friede,"[1]) schrieb er an Erasmus. Aber die heilige Schrift kennt noch etwas Wichtigeres als den Frieden, die Reinheit der Lehre, welche vor Allem von Gott verlangt wird, und die in Melanchthons Herzen den zweiten Rang einnahm. Die Reformation war dadurch gefährdet. Lambert hatte sich in Hessen auf das Extrem der Schriftprinzipien geworfen, Melanchthon schien in Sachsen das Extrem der traditionellen Grundsätze verfolgen zu wollen, und es war, wie wenn ein Umschlag in der deutschen Reformation eintreten wolle, so daß das conservative Prinzip an die Stelle des reformatorischen trete. Melanchthon schrieb an einen der Inspektoren: „Ich beschwöre Dich, behalte so viel Du kannst von den alten Ceremonieen; ändert nicht zu viel, denn jede Neuerung schadet dem Volke."[2]) Demzufolge behielt man die lateinische Messe bei, indem man nur

---

1) Corp. Ref. vom 22. März 1529.

2) De Wette meint, dieser Brief sei von Luther (L. Br. 3, 352), allein der Brief ist, wie Bretschneider richtig erinnert, von Melanchthon; Luther trieb die Concessionen nie so weit.

einige deutsche Lieder dazu that, das Abendmahl unter Einer Gestalt für Alle, welche sich ein Gewissen daraus machten, es unter beiderlei Gestalten zu nehmen, ferner die Ohrenbeichte, die jedoch nicht unerläßlich war, mehrere Heiligenfeste, die heiligen Gewänder und viele andere Gebräuche, in denen, wie Melanchthon meinte, „nichts Arges ist, was auch Zwingli sage. Solche Gebräuche zu verdammen zeugt nicht von Frömmigkeit, sondern von Fanatismus." [1]) Melanchthon legte zugleich die Lehren der Reformation nur mit ängstlicher Vorsicht dar, und stellte die Hauptsachen mehr in den Hintergrund, so daß man in vielen Fällen die römische und die reformirte Lehre nicht mehr unterscheiden konnte.

Allerdings äußern Thatsachen und Verhältnisse ihren Einfluß auf diese kirchlichen Gestaltungen, aber es gibt doch noch einen höheren Einfluß, den des Wortes Gottes. Die Reformation vergaß sich selbst, es that bald noth, das Werk wieder aufzunehmen und nach dem ursprünglichen Plane fortzuführen, ein Ruhm, welcher Calvin gebührt. Im Lager Roms erhob sich so gut, als in dem der Reformation ein allgemeiner Schrei. Die evangelischen Christen sagten, ihre Sache werde verrathen, die von Christo gegebene Freiheit werde ihnen entrissen. [2]) Agricola von Eisleben beschuldigte den Melanchthon, er wolle dem Evangelio eine gesetzliche Moral unterschieben und nannte ihn einen doppelten Papisten. Die Ultramontanen andererseits erklärten laut, Melanchthons Lehre stehe in der Mitte zwischen der römisch-katholischen und der lutherischen. Erasmus gab leise zu verstehen, Luther wolle widerrufen, Cochläus veröffentlichte einen, wie er selbst sagt, schrecklichen Holzschnitt, wie nämlich aus einer Kapuze ein siebenköpfiges Ungeheuer, das Luther vorstellte, herauskroch. Jeder Kopf sah verschieden aus, und alle zusammen gaben ganz widersprechende Worte von sich, haderten mit einander, zerrissen sich und verschlangen einander. [3]) Faber, Ferdinands Kaplan und später Bischof von Wien, schrieb aus Böhmen vielleicht spöttisch an

1) Corp. Reform. 20. Dez. 1527, II, 910.
2) *Camerar.* vita Mel. 107.
3) *Cochlaeus* 169. Lutherus septiceps.

Melanchthon und bot ihm eine gute Stelle bei dem Könige an.[1]) Der erstaunte Kurfürst schickte diese Instruktion Melanchthons an Luther, dessen Ehrfurcht vor seinem Freunde aber gerade hier sich deutlich beurkundete, indem er nur einen oder zwei Zusätze zur Schrift Melanchthons machte, und sie sodann mit großen Lobeserhebungen zurückschickte.

Die allgemeine Visitation begann. Im Oktober und November 1528 besuchte Luther Sachsen, Spalatin Altenburg und Zwickau, Melanchthon Thüringen, Thüring Franken, begleitet von mehreren theils geistlichen, theils weltlichen Gehülfen. In Bezug auf die Priester war man sehr nachsichtig; sie mußten ihre Gefährtinnen entlassen oder heirathen und sich verpflichten, künftig eine reinere Lehre zu predigen; einige allzu unwissende und unsittliche Geistliche wurden entlassen.[2]) Die Inspektoren brachten Ordnung in die geistlichen Güter, welche sie theils für den Cultus verwendeten, theils vor Plünderung schützten, was nöthig war, da der papistische Adel schon an mehreren Orten Hand an die Klöster gelegt hatte. Luther sagte darum auch, diese Leute seien lutherischer als die Lutheraner selbst. Die Klöster blieben unterdrückt, gegen diese Maßregel hat man vielfach Tadel erhoben, indem man die römische Kirche als reich an Vereinen der christlichen Liebe pries und behauptete, die Trennung von derselben habe die organisirende Kraft bei uns geschwächt. Diese Bemerkung hat vielleicht Einiges für sich, doch sind die neuern protestantischen Gesellschaften, welche die Wohlthaten des Evangeliums durch die Bibel, durch Missionen und andere Mittel verbreiten, sehr zu ihrem Vortheil an die Stelle der Mönchsorden getreten. Das evangelische Christenthum steht gegenwärtig in Betreff der Association und Organisation an der Spitze der Christenheit, und was jetzt in der römischen Kirche geschieht ist nur eine Rückwirkung der protestantischen Thätigkeit.

Ueberall wurde der Unterricht gleichmäßig eingerichtet. Der kleine und der große Katechismus Luthers, welche 1529 erschienen, trugen mehr als irgend eine Schrift zur Verbreitung des

1) Corp. Ref. 13. Sept. 1528.
2) Seckendorf 102.

alten apostolischen Glaubens bei. Die Geistlichen der großen Städte mußten als Superintendenten die Schulen und Kirchen überwachen. Die Geistlichen heiratheten und bildeten so einen dritten Stand, aus welchem später Wissenschaft, Thätigkeit und Bildung in alle Klassen der Gesellschaft ausgingen. Darin liegt ein Hauptgrund der unbestreitbaren geistigen und sittlichen Ueberlegenheit der evangelischen Völker.

Die sächsische Kirchenordnung hatte trotz ihrer Unvollkommenheiten wenigstens für den Augenblick gute Erfolge, sofern das Wort Gottes den höchsten Rang einnahm, und wo dieses seine Macht ausübt, da sind Irrthümer und Mißbräuche in Nebensachen unschädlich gemacht. Das Leben entschädigt für die Mängel der Form, und ein gutes Prinzip wenigstens lag der Nachsicht, mit der man verfuhr, zu Grunde. Die Reformation machte es nicht wie die Schwärmer, welche eine Einrichtung, weil sie schadhaft geworden ist, ganz wegwerfen. Sie sagte nicht: Die Sakramente sind in der Kirche verunstaltet, weg mit ihnen; das Priesteramt ist verdorben, fort mit ihm; sondern sie verwarf den Mißbrauch und stellte den rechten Gebrauch wieder her, und an dieser Klugheit sieht man, daß das Ganze Gottes Werk war. Wenn auch Luther neben dem Weizen noch Spreu duldete, so erschien später Calvin und fegte noch gründlicher die Tenne der Christenheit.

Diese Thätigkeit in Sachsen wirkte mächtig auf das ganze deutsche Reich, und die evangelische Lehre machte Riesenschritte. Der Plan Gottes, der den vernichtenden Streich von dem reformirten Theile Deutschlands auf die Siebenhügelstadt abgelenkt hatte, gab sich sonnenklar zu erkennen. Jener Zeitraum wurde auch trefflich benützt. Die Reform trachtete nicht allein Gestalt, sondern auch Ausdehnung zu gewinnen.

Das Herzogthum Lüneburg und mehrere große Reichsstädte, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Göttingen, Goslar, Nordhausen, Lübeck, Bremen, Hamburg, schafften die Wachskerzen aus ihren Kapellen und setzten das hellere Licht des Wortes Gottes an deren Stelle. Vergebens beriefen sich die erschrockenen Domherren auf die Autorität der Kirche. „Die Autorität der Kirche,“ erwiederten Kempe und Zechenhagen, Hamburgs Reformatoren,

„kann nur dann anerkannt werden, wenn die Kirche ihrem Hirten Jesus Christus gehorcht.“ 1) Pomeranus war es, der in der Reformationsperiode das im apostolischen Zeitalter dem Timotheus und Titus übertragene Amt gewöhnlich versah, nämlich das zu ordnen, was zu ordnen war. Er vollendete die Reform in der Kirche zu Hamburg, Braunschweig und an andern Orten. In Franken schrieb Markgraf Georg von Brandenburg, nachdem er Anspach und Baireuth reformirt hatte, an Ferdinand von Oesterreich, seinen alten Gönner, der über solches Verfahren die Stirn gerunzelt hatte: „Ich habe es auf Gottes Gebot gethan, denn er befiehlt den Fürsten, nicht allein für den Leib, sondern auch für die Seele der Unterthanen Sorge zu tragen.“ 2)

Am 1. Januar 1527 bestieg ein Dominikaner, Resius, in seiner Kutte die Kanzel zu Noorden 3) und erklärte, er wolle seine im Sinne des Evangeliums abgefaßten Thesen vertheidigen. Nachdem er durch gründliche Beweise den einzigen Gegner der auftrat, den gelehrten Abt von Noorden, widerlegt hatte, sprach er nach einer langen Pause seinen Dank gegen Gott aus, zog die Kutte aus, legte sie auf die Kanzel und verließ sie, dem Mönchthum und Rom entsagend, worauf ihn die Glaubigen unten jubelnd empfingen. Ganz Friesland legte bald mit Resius das päpstliche Kleid ab.

Die Mark Brandenburg befand sich unter der Herrschaft des gewaltthätigen Joachim, welcher das Lutherthum gern erdrückt hätte. Er hatte indessen zwar Luthers Bibelübersetzung verboten, aber die Uebersetzungen der römischen Kirche gestattet, was hinreichte, sein Volk aufzuklären. Das evangelische Licht aber brach im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin am hellsten aus. In dieser hohen Wohnung herrschte kein Friede. Joachims Gattin war Elisabeth, Tochter Königs Johann von Dänemark und einer Schwester des Kurfürsten von Sachsen; die Kurfürstin hatte Luthers Schriften mit Bewunderung gelesen, und bemühte sich überall in ihrer Umgebung und namentlich in den Herzen ihrer

---

1) Seckendorf I, 245.
2) Seckendorf II, 121.
3) Scultet. annal. evangel. 93.

Kinder den Samen des göttlichen Worts auszustreuen. Joachim, der für die Staatsreligion und die Astrologie eifrig eingenommen war, betrachtete seitdem seine Frau mit argwöhnischen Blicken, und mehrere Umstände trugen dazu bei, die Zwietracht zwischen den Gatten zu vergrößern.

An Weihnachten hatte sich Joachim, die Kurfürstin und ihre Kinder durch den bedeckten Gang vom Schlosse zur Hofkirche [1]) begeben und wohnten dem Gottesdienste bei. Der Prediger wußte, daß Luthers Meinungen sich in der kurfürstlichen Familie verbreiteten, und versuchte nachzuweisen, daß der Apostel Paulus und dessen Briefe, von denen Luther so viel spräche, kein Vertrauen verdienen. Er führte zu dem Behufe den vierten Vers aus dem vierten Kapitel des Galaterbriefs an: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen eingebornen Sohn, geboren von einem Weibe.“ „Sehet,“ sagte er, „Paulus lügt hier auf schamlose Weise, denn die heilige Jungfrau Maria ist nie ein Weib gewesen, sie ist auch nach der Geburt Christi Jungfrau geblieben. Nun glaubt noch mit den Ketzern die Rechtfertigung durch den Glauben, wie dieser Apostel sie lehrt!“ Bei diesem Worte hielt der Mönch plötzlich inne, er schwankte und stürzte vom Schlage getroffen nieder. Die Versammlung ging auseinander, entsetzt über dieses außerordentliche Ereigniß, das auch zwischen den fürstlichen Ehegatten einen heftigen Zwist veranlaßte. [2]) Die Kurfürstin begehrte das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn, und an Ostern 1528 gab es ihr heimlich ein Prediger in ihrem Gemache, aber eines der Kinder war so unklug, es dem Kurfürsten zu sagen. Dieser befahl ihr wüthend, mehrere Tage lang das Zimmer zu hüten; ja er soll damit umgegangen seyn, sie einzumauern. [3]) Die ihrer Kinder, ihrer Freiheit und jeden kirchlichen Beistandes beraubte Fürstin fürchtete die hinterlistigen Umtriebe der römischen Priester und beschloß sich ihnen durch die Flucht zu entziehen. Sie bat ihren Bruder, Chri-

---

1) Diese Kirche lag damals auf dem Schloßplatze zwischen der breiten und der Brüderstraße.

2) Cramer, pommersche Kirchenchronik III, 64.

3) Luth. Br. III, 296.

stian II. von Dänemark, der in Torgau wohnte, um Hilfe. Zwei Edelleute, Joachim von Götze und Achim von Bredow, trafen alle Vorbereitungen, und in einer dunkeln Nacht verließ die Fürstin als Bauersweib verkleidet, am 25. März das Schloß, worauf sie am Stadtthore in Begleitung einer Kammerfrau und eines Dieners einen schlechten Wagen bestieg. So flüchtete sich eine dänische Königstochter aus Liebe zum Evangelium allein, verkleidet, zitternd, aus ihrer Hauptstadt. Es galt vor Allem, die sächsische Gränze so rasch als möglich zu erreichen, da sie wohl wußte, daß Joachim, sobald er ihre Flucht bemerkte, ihr eilig nachsetzen lassen würde. Elisabeth bestürmte den Fuhrmann, aber an einer schwierigen Stelle brach Etwas am Wagen und es war kein Mittel zur Ausbesserung da. Die Fürstin reißt sich das Tuch vom Kopfe, wirft es dem Kutscher zu und dieser flickt damit den Wagen. Endlich kam sie unter Geleite des an der Gränze ihrer harrenden Königs von Dänemark in Torgau an. „Sollte ich Euch," sagte sie zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen, „irgend einer Gefahr aussetzen, so gehe ich gern, wohin mich die Vorsehung führt." Aber Johann wies ihr das Schloß Lichtenburg an der Elbe, in der Nähe von Wittenberg zum Wohnsitz an. Ohne gerade die Flucht der Fürstin billigen zu wollen, müssen wir doch anerkennen, daß die Vorsehung Gutes dadurch gewirkt hat, denn die fromme Fürstin beschäftigte sich in Lichtenburg mit dem Worte Gottes, ging selten zu Hofe, aber desto häufiger in Luthers Predigten, in dessen Hause sie sogar drei Monate zubrachte. Sie war die erste der gottesfürchtigen Fürstinnen, welche das Haus Brandenburg gezählt hat und noch zählt. Joachim erlaubte später bei milderem Sinne seinen Kindern von Zeit zu Zeit einige Wochen bei ihrer Mutter zuzubringen und der damals in ihr Herz gestreute evangelische Same trug später köstliche Früchte.

Gleichzeitig nahmen Holstein, Schleswig und Schlesien die Reformation an, und in Ungarn und Böhmen mehrten sich ihre Anhänger. An der Stelle einer Hierarchie, welche ihre Gerechtigkeit in Menschenwerken, ihren Ruhm in äußerem Prunke, ihre Kraft in fleischlicher Gewalt suchte, tauchte jetzt überall wieder die apostolische Kirche auf, welche demüthig, wie zur ersten Zeit,

ihre Gerechtigkeit, ihren Ruhm und ihre Kraft gleich den alten Christen allein im Blute Christi und im Worte Gottes suchte. (Offenb. 12, 11.)

4.

Edikt von Ofen. — Luthers Freisinnigkeit. — Winkler wird umgebracht. — Fletstedts Martyrthum. — Charpentier. — Kayser. — Schrecken des Volks. — Otto von Packs Betrug. — Der Landgraf zu Dresden. — Das Dokument. — Bündniß mit dem Kurfürsten. — Evangelische Liga. — Friedliebender Rath der Reformatoren. — Der Kurfürst schlägt einen Mittelweg ein. — Ueberraschung der papistischen Fürsten. — Die öffentliche Meinung. — Gefahren und Kraft der Reformation.

Diese Siege des Evangeliums konnten nicht unbemerkt vorübergehen, ohne daß eine gewaltige Reaktion sich geltend machte, aber so lange die politischen Verhältnisse es nicht gestatteten, die Reformation im Großen auf dem Boden, wo sie sich niedergelassen hatte, anzugreifen und durch Reichstage oder Heere zu verfolgen, suchte man sie in den römischen Ländern im Kleinen durch Foltern oder Scheiterhaufen zu unterdrücken.

Am 20. August 1527 hatte König Ferdinand in einem Edikte aus Ofen einen Tarif von Verbrechen und Strafen festgestellt, von dem wir hier eine kleine Probe geben:

Verbrechen:	Strafen:
Unterlassung der Beichte.	Gefängniß, Geldbuße.
Reden gegen das Fegefeuer.	Bann.
Reden gegen die Heiligen.	Gefängniß, Bann und andere Strafen.
Sagen, daß Maria eine Frau wie andere gewesen.	Körperliche Züchtigung, Confiscation oder Tod.
Genuß des Abendmahls nach ketzerischer Weise.	Ebenso; überdieß Confiscation oder Schleifung des Hauses, wo das Abendmahl genommen worden.
Reichung des Sakraments ohne römischer Priester zu seyn.	Tod durch Schwert, Wasser oder Feuer.

Verläugnung der Gottheit oder Menschwerdung Christi.	Tod durch Feuer. [1])

Luthers Gesetzgebung war eine andere. Link hatte angefragt, ob es dem Magistrate erlaubt sei, die falschen Propheten umzubringen, worunter er die Sakramentirer verstand, deren Lehre Luther leidenschaftlich angriff, der Reformator erwiederte ihm: „Ich bin sehr behutsam, wo es sich um Todesstrafe handelt, selbst wo sie sehr verdient seyn sollte, und keinenfalls kann ich zugeben, daß falsche Lehrer hingerichtet werden, es genügt, sie zu entfernen." [2]) Seit Jahrhunderten hatte sich die römische Kirche in Blut gebadet; Luther verkündigte zuerst die großen Grundsätze der Menschlichkeit und Glaubensfreiheit. Diese wurden nicht gleich von allen Protestanten angenommen, da die Ueberbleibsel des Papstthums nicht auf einmal ausgerottet werden konnten; die Wurzeln lagen zu tief; aber Luther ließ sein Brod über das Wasser fahren, man hat es mit der Zeit gefunden. (Pred. 11, 1.)

Manchmal gebrauchte man noch raschere Mittel als den Scheiterhaufen gegen die Reformation. Georg Winckler, Pastor zu Halle, wurde im Frühjahr 1527 vor den Erzbischof Albrecht zu Aschaffenburg geladen, weil er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt hatte; der Prälat hatte ihn zum großen Mißvergnügen der Domherren losgesprochen. Der Pastor ritt auf dem Pferde des erzbischöflichen Hofnarren, welches man ihm vielleicht zum Hohn geliehen hatte, durch ein Gehölz auf ungewohntem Wege nach Hause, als Reiter ihn überfielen, ihn umbrachten, und ohne ihn zu berauben auf ungebahnten Pfaden schnell davonflohen. [3]) „Die Welt," sagte Luther, „ist eine Räuberhöhle, mit dem Teufel als Hauptmann, eine Herberge, wo der Wirth ein Räuber ist, mit dem Schilde: „Zur Lüge und zum Morde," und am liebsten bringt man die um, welche Jesum Christum verkündigen."

Bald brach in Brandenburg, Schwaben und am Rhein die

---

1) *Luth.* Opp. XIX, 596.
1) Luth. Br. III, 347.
2) Cochläus 152.

Verfolgung offen aus; „Köln, Köln!“ rief der Martyrer Fletstedt aus, als er zur Hinrichtung durch die Straßen dieser Stadt geführt wurde, „warum verfolgst du Gottes Wort? Eine Wolke steht am Himmel, die bald mit Wuth auf dich losbrechen wird.“ Der Henker führte ihn in eine aus Holz und Stroh gefertigte Hütte, setzte ihn nackt auf einen Block neben seinen Bruder Clarenbach, der durch eiserne Ketten, die man um seinen Hals geschlungen hatte, schon erwürgt war; Fletstedt rief noch: „Bruder, der Herr hat sich dir gnädig erwiesen, ich folge dir,“ worauf man dieses Haus des Todes anzündete und den Märtyrer in den Flammen ersticken ließ. 1)

In München wurde Georg Charpentier zum Scheiterhaufen geführt, weil er gesagt hatte, die Wassertaufe habe nicht die Kraft, den Menschen selig zu machen. Einige seiner Brüder sagten zu ihm: „Wenn Du in's Feuer geworfen bist, gib uns ein Zeichen, woran wir erkennen, daß Du im Glauben verharrst.“ „So lange ich den Mund öffnen kann, werde ich nicht aufhören, den Namen unseres Heilandes zu bekennen.“ 2) Die Henker legten ihn auf eine Leiter, banden ihm ein Pulverfäßchen um den Hals und warfen ihn in die Flammen. „Jesus! Jesus!“ schrie er mehrere Male, der Henker drehte ihn mit Zangen herum, aber noch mehrere Male schrie der Märtyrer „Jesus!“ bis er den Geist aufgab.

In Landsberg wurden neun Personen verbrannt, in München neunundzwanzig ertränkt. In Schärding wurde dem Schüler und Freunde Luthers, Leonhard Kayser, welchen der Bischof von Passau verurtheilt hatte, der Kopf geschoren und ein langer Rock angezogen, worauf er auf ein Pferd gesetzt wurde. Als die Henker fluchten, weil sie die Stricke, womit sie ihn binden wollten, nicht entwirren konnten, sagte er mild: „Liebe Freunde, eure Bande thun nicht mehr noth, Christus, mein Herr, hat mich schon gebunden.“ In der Nähe des Scheiterhaufens sah Kayser auf die Menge und sagte: „Hier ist die Erndte, Herr sende deine Arbeiter!“ Endlich bestieg er das Schaffott und rief: „O

---

1) Martyr. von Rabus 2, 243. 249. Crespin 101.

2) Seckendorf II, 85.

Jesus, ich bin Dein, mach' mich selig!" Das waren seine letzten Worte. „Wer bin ich," schrieb Luther, „ich Schwätzer und Wortemacher gegenüber diesem mächtigen Thäter des Worts?"[1])

So bezeugte die Reformation durch glänzende Werke die Wahrheit, welche sie wiederherstellen wollte, daß nämlich der Glaube nicht, wie Rom behauptet, ein geschichtliches, eitles, todtes Wissen ist,[2]) sondern ein lebendiges Vertrauen, das Werk des heiligen Geistes, der Kanal, durch welchen Christus das Herz mit neuen Trieben und neuen Neigungen erfüllt, der wahre Dienst des lebendigen Gottes.

Diese Verfolgungen verbreiteten Schrecken in Deutschland und Fürsten und Volk hatten bange Ahnungen. Am häuslichen Herde war in den Winterabenden von nichts als Gefängnissen, Foltern, Schaffotten, Märtyrern die Rede, das geringste Geräusch setzte Frauen, Kinder und Greise in Angst. Die Erzählungen vergrößerten sich von Mund zu Mund, das Gerücht von einer allgemeinen Verschwörung gegen das Evangelium verbreitete sich im ganzen Reiche, eine Angst, welche sich die Gegner zu Nutze machten, indem sie mit geheimnißvoller Miene von einer in dem Jahre (1528) bevorstehenden entscheidenden Maaßregel gegen die Reform sprachen.[3]) Ein Elender beschloß, diese Stimmung der Gemüther zur Befriedigung seiner Habsucht zu benützen.

Durch nichts leidet eine Sache empfindlicher, als durch die Schläge, die sie sich selbst versetzt. Damals war die Reformation, von einem Schwindel ergriffen, nahe daran, sich selbst zu zerstören. Dem Geist des Irrthums, der durch Schalkheit die Sinne verrückt (2 Kor. 11, 3.) und gegen die Sache der Wahrheit sich verschwört, ihm sollte die Reformation eine Zeit lang verfallen und dem gefährlichsten Angriffe beinahe erliegen, welcher darin besteht, daß die Gedanken sich verwirren und man vom Wege der Weisheit und Wahrheit abkommt.

Otto von Pack, Vicekanzler des Herzogs Georg von Sachsen, war ein gewandter und verschwenderischer Mann, der seine

1) Luth. Br. III, 214.
2) Concil. Trident. Sess. VI, 28.
3) Seckendorf II, 101.

Stellung benutzte und allerlei Kunstgriffe sich erlaubte um Geld zu gewinnen.[1]) Der Herzog hatte ihn einmal als Gesandten an den Nürnberger Reichstag geschickt, bei welcher Gelegenheit der Bischof von Merseburg ihm seinen Reichssteuerbeitrag mitgegeben hatte. Als der Bischof das Geld später zurückforderte, erklärte Pack, er habe es einem Nürnberger Bürger gegeben, dessen Unterschrift und Siegel er vorwies; das Aktenstück war falsch, Pack hatte es geschmiedet, es befindet sich noch im Dresdener Archive. Er war indessen so frech, daß man ihn nicht überführen konnte und er das Vertrauen seines Herrn nicht verlor. Bald fand er Gelegenheit, sein verbrecherisches Talent im Großen zu üben.

Der Landgraf von Hessen hatte am meisten Argwohn gegen die Papisten. Jung, unruhig, reizbar, gab er allen Einflüsterungen Gehör. Als Pack sich im Februar 1528 in Kassel befand, um ihm in einer schwierigen Sache zu helfen, sprach der Landgraf seine Besorgnisse gegen ihn aus. Wenn irgend Jemand etwas von papistischen Plänen wissen konnte, so mußte es der Vicekanzler des größten Feindes der Reform seyn. Der listige Pack stieß einen Seufzer aus, schlug die Augen nieder und schwieg. Philipp, beunruhigt, drang in ihn und versprach ihm, nichts Nachtheiliges gegen den Herzog zu unternehmen. Da gestand Pack, als ob er sich ein wichtiges Geheimniß ungern entreißen lasse, am Mittwoch nach dem Sonntag Jubilate, den 12. Mai 1527, sei ein Bündniß gegen die Lutheraner zu Breslau abgeschlossen worden; er mache sich verbindlich, dem Landgrafen das Original des Aktenstücks zu verschaffen, wofür dieser ihm 10,000 Gulden zusicherte. Der Elende hatte nie ein so gutes Geschäft gemacht, aber das Reich konnte dabei zu Grunde gehen.

Der Landgraf war außer sich, doch hielt er noch an sich, um, bevor er seine Verbündeten benachrichtigte, mit eigenen Augen überzeugt zu seyn. Er ging nach Dresden, wo Pack erklärte, er könne ihm das Original nicht schaffen, da der Herzog es immer bei sich trage, um es andern Fürsten vorzulesen, welche er

---

1) Seckendorf II, 94.

zu gewinnen suche. Er habe es vor Kurzem dem Herzog Heinrich von Braunschweig zu Leipzig gezeigt. Aber eine auf Befehl seiner Liebden gemachte Abschrift habe er in den Händen. Der Landgraf nahm die Abschrift, welche alle Spuren der Aechtheit trug; sie war mit einem schwarzseidenen Faden umwunden und das Siegel der Kanzlei darauf gedrückt, und oben darauf der Abdruck vom Siegelringe des Herzogs Georg mit den drei Schilden, die Philipp so oft gesehen hatte, oben das Kronenstück, unten die beiden Löwen, so daß die Glaubwürdigkeit nicht mehr zu bezweifeln war. Man kann sich die Entrüstung des Landgrafen denken, als er dieses Aktenstück las. König Ferdinand, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die Herzoge von Baiern, die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg verbündeten sich, den Kurfürsten von Sachsen aufzufordern, daß er ihnen den Erzketzer Luther, alle abtrünnige Priester, Mönche und Nonnen ausliefere und den alten Cultus wiederherstelle, widrigenfalls man seine Staaten besetzen und sie ihm und seinen Nachkommen auf ewig entziehen würde. Dasselbe sollte mit dem Landgrafen geschehen, nur daß (Philipps Schwiegervater sollte diese Clausel eingerückt haben) diesem in Betracht seiner Jugend seine Lande zurückgegeben werden sollten, wenn er sich mit der heiligen Kirche gänzlich aussöhne. Das Aktenstück gab das Contingent der Soldaten und die Geldzuschüsse der Verbündeten an, und wie sodann das den ketzerischen Fürsten Entrissene unter sie getheilt werden solle. [1])

Die Aechtheit dieses Papiers wurde durch mehrere Umstände scheinbar bekräftigt. Ferdinand, Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen hatten sich wirklich am angegebenen Tage zu Breslau eingefunden, und ein evangelischer Fürst, Markgraf Georg, hatte Joachim aus Ferdinands Zimmer kommen sehen, wie er gerade ein mit mehreren Siegeln versehenes Pergament in der Hand hielt. Der Landgraf ließ eine Copie nehmen, versprach sie geheim zu halten, gab Pack 4000 Gulden und versprach ihm für das Original den übrigen Theil der zugesicherten Summe nachzahlen zu wollen. Um das Ungewitter zu beschwören eilte

---

1) *Hortleber* de bello germ. II, 579.

er nach Weimar und theilte dem Kurfürsten das unerhörte Complott mit.

„Ich habe es gesehen," sagte er zu Johann und zu dessen Sohne, „noch mehr, ich habe ein Exemplar dieses schrecklichen Bündnisses in der Hand gehabt; die Siegel, die Unterschriften, nichts fehlt.[1]) Hier ist eine Abschrift, und ich mache mich anheischig, Euch das Original zu zeigen. Wir, unsere getreuen Unterthanen, das Wort Gottes sind von der schrecklichsten Gefahr bedroht."

Der Kurfürst hatte keinen Grund, an diesem Berichte des Landgrafen zu zweifeln. Er war bestürzt, verwirrt, hingerissen. Nur die raschesten Maaßregeln konnten ein unerhörtes Mißgeschick abwenden; man mußte alles wagen, um dem sicheren Untergange zu entfliehen. Der ungestüme Philipp sprühte Feuer und Flammen, sein Vertheidigungsplan war schon vorbereitet, er legte ihn vor und im ersten Augenblicke der Bestürzung gewann er seinen Bundesgenossen dafür. Am 9. März 1528 kamen beide Fürsten überein, sich mit allen ihren Kräften zu vertheidigen, sogar angriffsweise zu verfahren, ihr Leben, ihre Ehre, ihren Stand, ihre Unterthanen und Staaten für das Wort Gottes einzusetzen. Die Herzoge von Preußen, Mecklenburg, Lüneburg, Pommern, die Könige von Dänemark und Polen, so wie der Markgraf von Brandenburg sollten zum Beitritt eingeladen werden. Zur Bestreitung der Kriegskosten waren 600,000 Gulden ausgesetzt, die man durch Anleihen, durch Verpfändungen von Städten und durch Verkauf von Kirchenschätzen herbeischaffen wollte.[2]) Schon wurde eine bedeutende Armee aufgeboten. Der Landgraf reiste nach Nürnberg und Anspach. Der Schrecken war in diesen Landen allgemein, in- und außerhalb Deutschland herrschte Aufregung. Der damals nach Krakau geflüchtete Johann Zapoly, König von Ungarn, versprach 100,000 Gulden für die Ausrüstung und monatlich 20,000 Gulden für den Sold eines Heeres. So verwirrte der Geist der Finsterniß und des Irrthums den Sinn der Fürsten, ein Geist, der nur

---

1) Corp. Ref. I, 986.

2) *Cochlaeus* 171.

noch die Reformatoren ergreifen durfte, wenn das Werk der Reformation untergehen sollte.

Aber Gott wachte über seinem Werke. Melanchthon und Luther, gestützt auf den Felsen des Worts, antworteten: „Es steht geschrieben, Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen." Als diese von der Gefahr zunächst bedrohten zwei Männer (denn sie sollten ja der päpstlichen Gewalt ausgeliefert werden) den Landgrafen das Schwert ziehen und auch den alten Kurfürsten den Degen ergreifen sahen, stießen sie einen Nothschrei aus, der im Himmel vernommen wurde und die Reformation rettete. Luther, Melanchthon und Pomeranus riethen dem Kurfürsten: „Der Angriff soll nicht von uns ausgehen, durch unsere Schuld soll kein Blut fließen, sondern wir wollen den Feind abwarten und Friede suchen; auch eine Botschaft an den Kaiser schicken, um ihm diese abscheulichen Pläne zu enthüllen." So war's der von den weltlichen Politikern verachtete Glaube der Kinder Gottes, welcher als die Diplomaten sich verirrten, den richtigen Weg zeigen mußte.

Der Kurfürst und sein Sohn traten der Ansicht der Reformatoren bei, und erklärten dem Landgrafen zu seinem Erstaunen, sie werden nicht angreifsweise verfahren. „Sind," warf er ein, „die Rüstungen der Papisten keine Angriffe? Wir sollen Krieg drohen und ihn nicht führen? Wir entflammen den Haß der Gegner und lassen ihnen doch Zeit ihre Heere zu versammeln? Nein, nein, voran, so sichern wir uns einen ehrenvollen Frieden." Der Reformator entgegnete: „Wenn der Landgraf nicht will folgen, so ist mein gnädigster Herr nicht schuldig zu halten das Verbündniß, denn man muß Gott gehorsam seyn, mehr denn Menschen. So müssen alle Verbündniß Gott und Recht über sich leiden. Man darf den Teufel nicht über die Thür malen, noch ihn zu Gevatter bitten. So aber der Landgraf würde angegriffen, ist mein gnädigster Herr schuldig ihm beizustehen, denn Gott will Treue und Glauben gehalten haben." [1]) Der Rath der Reformatoren war uneigennützig. Sie waren auf der peinlichsten Folter. Der Landgraf und die ultramontanen Fürsten

1) Luth. Br. III, 321.

flößten ihnen gleich große Besorgnisse ein. In dieser drangsalsvollen Zeit schrieb Melanchthon: „Der Schmerz reibt mich auf, die Sorgen zerreissen mich. Der Ausgang ist nur auf den Knieen im Gebet und im Schooße Gottes zu finden.“ [1])

Der Kurfürst, von Theologen und Politikern hin und her gezogen, schlug endlich einen Mittelweg ein; er beschloß, ein Heer aufzubieten, aber nur um den Frieden zu erhalten. „Ach,“ rief Melanchthon, „der Steuermann muß auf der Fahrt dem Winde folgen und kann nicht immer den Weg nehmen, der ihm der geradeste scheint.“ [2]) Philipp von Hessen gab auch nach und schickte Abschriften des Bündnisses an den Herzog Georg, an den Herzog von Baiern und an die Abgeordneten des Kaisers und bat, sie möchten doch ihre grausamen Plane aufgeben. „Ich ließe mir,“ schrieb er seinem Schwiegervater, „lieber ein Glied abhauen, als daß ich Dich in solchem Bündnisse sehen muß.“ Das Erstaunen, in das die deutschen Höfe durch dieses Aktenstück versetzt wurden, läßt sich nicht beschreiben. Herzog Georg antwortete sogleich dem Landgrafen, er habe sich durch freche Albernheiten täuschen lassen, wer das Original dieses Dokuments gesehen zu haben behaupte, sei ein schändlicher Lügner und verzweifelter Schurke, der Landgraf möge denselben nennen, um nicht selbst als Erfinder dieses tollen Märchens zu gelten. König Ferdinand, der Kurfürst von Brandenburg, alle angeblichen Verschwornen antworteten ebenso. Als Philipp von Hessen zur Erkenntniß des an ihm verübten Betrugs kam, [3]) da war seine Beschämung so groß, als kurz zuvor seine Wuth; er hatte die Anschuldigungen seiner Feinde gerechtfertigt, die ihn einen jungen Tollkopf nannten, und die Sache der Reform und seines Volkes gefährdet. Später äußerte er: „Wenn das nicht schon geschehen wäre, jetzt würde es mir nicht mehr zustoßen; ich habe niemals etwas gethan, das mir so viel Kummer gemacht hätte.“ Der erschrockene Pack floh zum Landgrafen, der ihn verhaften ließ, worauf sich Abgeordnete der verschiedenen

---

1) Corp. Ref. I, 985. 988.
2) Corp. Ref. I, 387.
3) *Hortleber* IV, 567.

Fürsten, deren Ehre er angetastet hatte, in Kassel versammelten und ein Verhör anstellten. In diesem behauptete er, das Original des Bündnisses habe in den Dresdener Archiven wirklich gelegen. Im Jahr darauf verjagte ihn der Landgraf aus Hessen, zum Beweis, daß er ihn nicht fürchte; Pack wurde später in Belgien entdeckt, auf Befehl des unversöhnlichen Herzogs Georg verhaftet, auf die Folter gespannt und enthauptet.

Der Landgraf wollte indessen die Waffen nicht umsonst ergriffen haben. Der Fürstbischof von Mainz entsagte am 11. Juni 1528 im Lager von Herzkirchen aller geistlichen Gerichtsbarkeit über Sachsen und Hessen,[1]) was für den Landgrafen kein kleiner Vortheil war. Die öffentliche Meinung war auch auf ihrer Hut. Die Waffen waren niedergelegt, da ergriff Luther die Feder und begann einen andern Krieg; er schrieb an Link: „Mögen die gottlosen Fürsten dieses Bündniß läugnen, ich weiß sicherlich, daß es kein bloses Trugbild ist. Diese unersättlichen Blutsauger können nicht ruhen, bis sie Deutschland von Blut triefen sehen.“[2]) Man theilte bald allgemein Luthers Ansicht. „Es ist möglich, daß Pack das vorgezeigte Aktenstück erfunden hat, allein diesem ganzen Lügengewebe liegt etwas Wahres zu Grunde. War das Bündniß noch nicht geschlossen, so war es doch beschlossen.“[3])

Eine traurige Folge dieser Sache war, daß Spaltungen in's Lager der Reform kamen und der Haß zwischen den beiden Parteien geschürt wurde. Die Funken von den Scheiterhaufen Kaysers, Winklers, Charpentiers und vieler andern Märtyrer verstärkten das Feuer, welches dem Reiche drohte. Unter so kritischen Verhältnissen, mit so drohenden Gesinnungen wurde im März 1529 der berühmte Reichstag von Speier eröffnet. Kaiserthum und Papstthum wollten allerdings die Reformation vernichten, aber in anderer Weise als Pack vorgegeben hatte. Es mußte sich nun zeigen, ob in der erneuerten Kirche mehr Lebenskraft liege, als in den vielen von Rom so leicht erstickten Sekten. Glücklicher-

1) Kopp, hess. Gerichts-Verf. I, 107.

2) Luth. Br. III, 340.

3) Corp. Ref. I, 988.

weise war der Glaube gewachsen und die Kirchenverfassung hatte ihre Anhänger gestärkt; alle wollten die reine Lehre und die das Papstthum so weit übertreffende Kirchenordnung vertheidigen. In drei Jahren der Ruhe hatte der evangelische Baum tiefe Wurzeln geschlagen und konnte dem Sturme trotzen.

5.

Bündniß des Papstes und des Kaisers. — Wahrzeichen. — Reichstag zu Speier 1529. — Feindseligkeit der papistischen Fürsten. — Plan der römischen Partei. — Die Commission. — Fanatismus. — Die Mehrzahl entscheidet sich für den status quo. — Die Evangelischen berathen sich. — Sie entscheiden sich dagegen. — Vierzehn Städte widersetzen sich. — Ferdinands Erklärung.

Die Anhänger des Papstes waren über die Plünderung von Rom empört, und alle Feinde des Kaisers rüsteten sich noch mehr. Lautrec mit seinen Franzosen hatte die in der Annehmlichkeit einer neuen Capua verweichlichte Armee Karls genöthigt, sich in Neapel zu bergen. Doria hatte an der Spitze der genuesischen Galeeren die spanische Flotte vernichtet, und die ganze kaiserliche Macht schien in Italien enden zu wollen. Aber plötzlich trat Doria auf des Kaisers Seite, Lautrec und sein halbes Heer war an der Pest gestorben, und der seiner Furcht enthobene Karl hatte die Gewalt wieder erlangt, fest entschlossen, sich nunmehr mit dem römischen Papste, dessen Erniedrigung ihn beinahe so theuer zu stehen gekommen war, eng zu verbinden. Clemens VII. hörte, daß ihm die Italiener seine uneheliche Geburt vorwarfen und ihm den Titel Papst verweigern wollten. Da sagte er offen, es sei besser, kaiserlicher Stallknecht, als Spielball des Volkes zu sein. Am 29. Juni 1528 wurde in Barcelona zwischen dem Oberhaupte des Reichs und dem der Kirche ein Friede abgeschlossen, dessen Grundlage die Ausrottung der Ketzerei war, und im November wurde ein Reichstag auf den 21. Februar 1529 nach Speier einberufen. Karl wollte die Reformation durch einen Reichstagsbeschluß zerstören, und erst dann, wenn dieser nicht ausreiche, alle seine Gewalt gegen

sie aufbieten. Der Weg war vorgezeichnet, man ging an's Werk.

In Deutschland, wo man die Schwierigkeit der Lage erkannte, wurden die Gemüther durch traurige Wahrzeichen in Unruhe versetzt; mitten im Januar hatte sich plötzlich in schwarzer Nacht ein großes Licht gezeigt (scheint's ein Nordlicht). „Was es bedeute, weiß Gott allein," sagte Luther.[1]) Im April sprach man von einem Erdbeben, das Schlösser, Städte, ganze Landstrecken in Kärnthen und Istrien verschlungen, den St. Marcusthurm in Venedig in vier Theile gespalten haben sollte. „Wenn dem so ist, so sind diese Ereignisse Vorläufer des jüngsten Gerichts," schrieb Luther.[2]) Die Astrologen erklärten, der Stand der Tetragonen von Saturn und Jupiter, überhaupt die ganze Stellung der Gestirne sei schrecklich. Die Elbe wälzte große trübe Wellen, Steine fielen von den Kirchengewölben herab. Melanchthon rief entsetzt aus: „Alle diese Dinge gehen mir sehr zu Herzen."[3]) Mit diesen Vorzeichen stimmte das Einberufungsschreiben des Kaisers nur zu sehr überein. Der Kaiser schrieb aus Toledo an den Kurfürsten und beschuldigte ihn des Aufstandes und der Empörung. Ueberall verbreiteten sich dumpfe Gerüchte, so daß die Schwachen abfielen, und Herzog Heinrich von Mecklenburg und der Pfalzgraf sich bewogen fanden, zum Papismus zurückzukehren.

Die Priesterpartei fand sich zahlreich, mächtig und entschieden auf dem Reichstage ein. Am 5. März waren Ferdinand von Oesterreich, die Herzoge von Baiern, die Fürstbischöfe von Mainz und Trier mit zahlreichen Reisigen in Speier eingezogen. Am 13. März kam der Kurfürst von Sachsen, nur von Melanchthon und Agricola begleitet an, Philipp von Hessen dagegen zog, ganz seinem Charakter gemäß, am 18. März unter Trompetenschall mit 200 Reitern ein.[4])

Die Verschiedenheit der Gesinnung trat alsbald hervor.

---

1) Luth. Briefe III, 420.

2) Luth. Br. 3, 420.

3) Corp. Reform. I, 1075, 1076.

4) Seckendorf II, 129.

Kein Papist begegnete einem Evangelischen, ohne nach ihm Blicke zu schießen, welche die argen Absichten verriethen.[1]) Der Pfalzgraf ritt an den Sachsen vorüber, als ob er sie gar nicht kenne, und obwohl Johann von Sachsen der bedeutendste Kurfürst war, so stattete ihm doch keiner der feindlichen Parteiführer einen Besuch ab, sondern die römisch-katholischen Fürsten zogen es vor, sich die Zeit an ihren Spieltischen zu vertreiben. Bald zeigten sich ihre feindlichen Absichten noch deutlicher. Dem Kurfürsten und dem Landgrafen legte man ihren Hausgottesdienst nieder, ja es hieß sogar, Kurfürst Johann solle aus Speier verwiesen werden, ja sein Land verlieren.[2]) „Wir sind," schrieb Melanchthon, „als ein Fluch und Kehricht aller Welt, aber Christus wird das arme Volk ansehen und retten."[3]) Gott war wirklich mit den Zeugen seines Worts. Das Volk von Speier sehnte sich nach dem Evangelium, und der Kurfürst schrieb an seinen Sohn am Palmsonntag: „Gegen achttausend Menschen haben heute dem Morgen- und Abendgottesdienst in meiner Kapelle beigewohnt."

Die römische Partei beeilte sich, ihr Plan war einfach, aber nachdrücklich. Es galt die seit nahezu drei Jahren bestehende Glaubensfreiheit zu unterdrücken und das Dekret von 1521 wieder an die Stelle desjenigen von 1526 zu setzen.

Am 15. März zeigten die kaiserlichen Kommissarien dem Reichstage an, der letzte Beschluß von Speier, welcher allgemeine Gewissensfreiheit gestattete, habe große Unordnung veranlaßt, und der Kaiser nehme ihn kraft seiner Machtvollkommenheit zurück. Dieses im Reiche unerhörte, willkührliche Verfahren und der dabei gebrauchte despotische Ton rief die Entrüstung und den Unwillen der evangelischen Fürsten hervor. „Christus," rief Sturm, „ist wieder in den Händen von Kaiphas und Pilatus."[4])

Mit der Prüfung des kaiserlichen Vorschlags wurde eine

---

1) Corp. Ref. I, 1040.

2) Luth. Br. 3, 435.

3) Corp. Ref. I, 1040.

4) Jung, Beiträge II.

Commission beauftragt, in welcher sich der Erzbischof von Salzburg, Faber und Eck, die erbittertsten Feinde der Reformation, befanden. „Die Türken," sagte Faber, „sind besser als die Lutheraner, denn die Türken beobachten das Fasten und diese verletzen es. Man darf eher die Schrift, als die alten Irrthümer der Kirche verwerfen." Täglich schleuderte er in seinen Predigten einen neuen Pfeil gegen die Evangelischen. „Welch eine Ilias," sagt Melanchthon, „hätt' ich zu verfassen, wenn ich alle diese Gotteslästerungen mittheilen sollte!"[1]) Die Priester forderten die Wiederherstellung des Wormser Edikts von 1521, die evangelischen Mitglieder der Commission, darunter der Kurfürst von Sachsen und Sturm, die Aufrechthaltung des speierschen von 1526, so daß sie auf gesetzlichem Boden blieben, während ihre Gegner Staatsstreiche beabsichtigten. Da die neue Ordnung der Dinge im Reiche gesetzlich eingeführt war, so konnte Niemand sie rechtmäßig angreifen, und wenn der Reichstag das vor drei Jahren verfassungsmäßig Festgestellte gewaltsam umändern wollte, so waren die evangelischen Stände berechtigt, Widerstand zu leisten. Die Mehrzahl der Commission sah ein, die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge sei eine eben so radikale Revolution als die Reform selbst. Wie konnte man Völker, bei denen Gottes Wort so reichlich verbreitet war, wieder unter Rom und dessen Klerus bringen? Für diesen Zweck beschloß die Mehrzahl am 24. März, mit Verwerfung sowohl der Vorstellungen der Priester als auch der Forderungen der Evangelischen, da wo das Wormser Edikt zur Vollziehung gekommen, solle jede religiöse Neuerung verboten bleiben, wo man aber davon abgewichen und wo dessen Einführung ohne Volksaufruhr nicht möglich sei, solle man wenigstens nicht weiter reformiren, keine Streitfragen verhandeln, die Messe nicht verbieten, keinen Katholiken zum Lutherthum übertreten lassen, die bischöfliche Gerichtsbarkeit nicht ablehnen, und weder Anabaptisten noch Sakramentirer dulden.[2]) Der status quo und kein Proselytismus! war der Kern dieses Vorschlags. Die Mehrzahl stimmte nicht mehr wie im Jahr

---

1) Corp. Ref. I, 1041, 1046.

2) Seckendorf II, 127.

1526, denn der Wind hatte sich gegen das Evangelium gedreht, und die nur durch das Osterfest etwas verzögerte Maßregel wurde am 6. und 7. April dem Reichstag vorgelegt und von ihm angenommen. [1]) Wenn sie Gesetzeskraft erhielt, so konnte sich die Reformation weder weiter ausbreiten an den Orten, wo sie noch nicht war, noch wo sie bestand festen Boden gewinnen. Die in der Proposition festgesetzte Wiederherstellung der römischen Hierarchie mußte die alten Mißbräuche hervorrufen, und die mindeste Abweichung von einer so kränkenden Verordnung konnte den Papisten einen Vorwand geben, um das schon so stark erschütterte Werk vollends zu vernichten.

Der Kurfürst, der Landgraf, der Markgraf von Brandenburg, der Fürst von Anhalt und der Kanzler von Lüneburg einerseits, die Abgeordneten der Städte andererseits beschlossen sich besonders mit einander zu berathen. Jetzt war der große Wendepunkt. Hätte der Eigennutz sie beseelt, so wäre das Dekret annehmbar gewesen, denn wenigstens dem Anschein nach durften sie und die Ihrigen ihren Glauben bekennen. Konnten sie mehr verlangen? Brauchten sie die Vorkämpfer für Gewissensfreiheit in der ganzen Welt zu werden? Die Lage war kritisch wie noch nie, aber diese hochherzigen Männer gingen aus der Probe siegreich hervor. Sie sollten Foltern und Scheiterhaufen im voraus billigen? Sie sich dem widersetzen, daß der heilige Geist Seelen zu Jesu Christo bekehre? Sie das Gebot ihres Herrn: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur,“ (Marc. 16, 15.), vergessen? Sie einem Stande des Reichs, welcher in der Folge gleich ihnen sich reformirten wollte, diese Möglichkeit benehmen? Sollten sie, in's Himmelreich eingetreten, die Thüre hinter sich verschließen? Nein. Lieber wollten sie alles erdulden, alles, selbst ihre Staaten, ihre Kronen, ihr Leben, aufopfern!

„Wir verwerfen diesen Beschluß,“ sagten die Fürsten, „in Gewissensangelegenheiten hat die Mehrzahl keine Macht.“ — „Das Dekret von 1526,“ fügten die Städte hinzu, „hat den Frieden im Reiche gestiftet, hebt man es auf, so heißt das,

1) Sleidan I. 261.

Deutschland in Hader und Zwietracht stürzen. Der Reichstag hat keine Befugniß, als die Aufrechthaltung der Glaubensfreiheit bis zu einem Concil." Das ist in der That die große Aufgabe des Staats; wenn protestantische Mächte heutzutage auf römische Einfluß üben wollen, so darf der Zweck, den sie damit zu erreichen streben, nur die Glaubensfreiheit ihrer Unterthanen seyn, da der Papst diese überall, wo er herrscht, mit Beschlag belegt, sie aber da, wo der protestantische Staat sie den päpstlichen Dienern einräumt, auf's reichlichste ausbeutet. Einige Abgeordnete meinten, man müsse dem Kaiser die Türkenhilfe verweigern, um ihn auf diese Weise in der religiösen Frage zu zwingen. Aber Sturm war der Ansicht, man solle das Seelenheil nicht mit politischen Angelegenheiten vermengen, so daß man endlich den kaiserlichen Vorschlag verwarf, aber ohne Drohungen. Dieser hochherzige Entschluß sollte die Gedanken- und Glaubensfreiheit für die neueren Zeiten sichern.

Die eben so fest entschlossenen Priester und Ferdinand nahmen sich vor, den frechen Trotz, wie sie es nannten, zu brechen, für welchen Zweck sie bei den schwächsten Ständen anfingen. Man wollte die bis dahin einhelligen Städte einschüchtern und unter sich uneinig machen. Am 12. April wurden sie vorgeladen; vergebens baten sie um Aufschub wegen der Abwesenheit einiger Abgeordneten, man schlug es ab, sie mußten erscheinen. 21 freie Städte nahmen den Vorschlag des Reichstags an, 14 verwarfen ihn. Sie thaten es unter großen Aengsten, denn es war für sie eine verwegene Handlung. „Das ist die erste Probe," sagte der zweite Straßburger Abgeordnete, Pfarrer, „bald kommt die zweite, das Wort Gottes widerrufen, oder aber brennen." [1]) Ein leidenschaftliches Benehmen Ferdinands begann die Reihe der Demüthigungen, welche man für die evangelischen Städte beabsichtigte. Ein Straßburger Deputirter sollte dem Wormser Edikt zufolge an der kaiserlichen Verwaltung Theil nehmen, im April erklärte man ihn seiner Rechte für so lange verlustig, bis die Messe in Straßburg wiederhergestellt sei. Alle Städte protestirten einmüthig gegen diese That der Willkühr.

---

1) Jung, Beiträge S. XXXVII.

Gleichzeitig baten der Pfalzgraf und König Ferdinand die Fürsten um Annahme des Dekrets, für welchen Schritt der Kaiser ihnen großen Dank wissen würde. „Wir gehorchen," erwiederten diese, „dem Kaiser in Allem, was zur Erhaltung des Friedens und zur Ehre Gottes dienen kann." Es war Zeit, dem Kampfe ein Ende zu machen. Am 18. April kam die Erklärung, man wolle die evangelischen Stände nicht mehr anhören, auf den 19. beschloß Ferdinand den entscheidenden Schlag. An diesem Tage erschien der König mit den andern kaiserlichen Commissarien und mehreren Bischöfen im Reichstage, dankte den römisch-katholischen Ständen für ihre Treue, und erklärte, da die Resolution nun bestimmt angenommen sei, werde sie als kaiserliches Dekret abgefaßt werden. Er zeigte zugleich dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Freunden an, sie müßten sich der Mehrzahl unterwerfen. Die evangelischen Fürsten, welche keine so entschiedene Erklärung erwartet hatten, traten, wie's gebräuchlich war, in ein Nebenzimmer, um sich zu berathen; Ferdinand jedoch wollte die Antwort nicht abwarten, sondern erhob sich mit den kaiserlichen Commissarien, und vergeblich bemühte man sich, ihn abzuhalten. „Ich habe einen Befehl von Seiner kaiserlichen Majestät erhalten, dessen habe ich mich entledigt, alles ist zu Ende." So sprach er und ging fort, unbekümmert um die Rechte der evangelischen Fürsten, um die Ehre, die ihnen gebührte.

Man kündigte den christlichen Fürsten einen Befehl an und trat ab, ohne sich um ihre Antwort zu kümmern. Sie schickten eine Deputation an den König ab und baten ihn zurückzukommen, umsonst; Ferdinand wiederholte nur: „Die Artikel sind beschlossen, man muß sich unterwerfen." Diese Weigerung, durch welche Rom vom Evangelium sich lossagte, vollendete die Trennung. Mehr Gerechtigkeit von Seiten des Reichs und des Papstthums hätte vielleicht den Bruch verhindert, der seitdem die Kirche spaltet.

6.

Die Protestation. — Wesen des Protestantismus. — Freiheit und Angriff. — Christliche Union. — Uebergabe der Protestation. — Vermittlung. — Bruch der Unterhandlungen. — Zimmer in der Johannisstraße. — Appellation der Protestanten. — Christliche Union. — Grynäus entflieht. — Die Protestanten verlassen Speier. — Rolle der Fürsten.

Wenn man die Reformirten so geringschätzend behandelte, so geschah das, weil man wohl wußte, daß Karl und der Papst stark, die Reform dagegen schwach war; aber auch die Schwachen haben ihre Stärke, und die evangelischen Fürsten erkannten dieses wohl. Ferdinand berücksichtigte ihre Einreden nicht, und so blieb ihnen nichts übrig, als sich auch um seine Abwesenheit nicht zu kümmern, vielmehr appellirten sie vom Beschlusse des Reichstags an Gottes Wort, von Kaiser Karl an Jesum Christum, den König aller Könige, den Herrn aller Herren.

In Folge ihres Entschlusses wurde eine Erklärung abgefaßt, — die berühmte Protestation, welche von da an der erneuerten Kirche den Namen der protestantischen verliehen hat. Der Kurfürst und seine Bundesgenossen traten in den Sitzungssaal und sprachen zu den versammelten Ständen:

„Lieben Herren, Vetter, Oheime und Freunde! Wir haben „uns auf Einberufung Seiner Majestät zum allgemeinen „Besten des Reichs und der Christenheit hier zum Reichstage „eingefunden und vernommen, daß die letzten Reichstagsbeschlüsse über unsern heiligen christlichen Glauben aufgehoben, „und dagegen andere einschränkende und bedrückende Bestimmungen getroffen werden sollen. König Ferdinand und die übrigen „kaiserlichen Commissarien haben den letzten Reichstagsabschied „von Spanien besiegelt, und im Namen des Kaisers versprochen, dessen Inhalt aufrichtig und unverletzlich zu wahren, „und was dawiderlaufe nicht zu gestatten. Ihr und wir, „Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Herren und Städte des „Reichs, haben uns verpflichtet, alle Artikel des Dekrets mit „allen unsern Kräften allezeit aufrecht zu erhalten. Wir können darum dessen Aufhebung nicht zugeben.

„Wir können es nicht: erstens, weil wir glauben, daß Ihre „kaiserliche Majestät, ihr und wir berufen sind, den einstim-

„migen und feierlichen Beschluß fest zu wahren. Wir können „es nicht, zweitens, weil es sich hier um Gottes Ruhm und „der Seelen Seligkeit handelt, und wir in solchen Dingen zu„erst Gottes, des Königs der Könige und des HErrn aller „Herren Gebot beachten sollen, ein Jeglicher muß für sich „selbst vor Gott stehen, unbekümmert um Mehrzahl oder Min„derzahl. Wir richten nicht über das, was Euch angeht, „liebe Herren, und begnügen uns damit, Gott täglich zu „bitten, daß er uns Alle zur Einheit des Glaubens, in Wahr„heit, Liebe und Heiligkeit, durch Jesum Christum, unsern „Gnadenthron und einigen Mittler gelangen lasse.

„Aber was uns belangt, so wäre die Annahme Eures Be„schlusses (jeder redliche Mann mag darüber entscheiden) eine „Verletzung unsres Gewissens, es wäre die Verurtheilung „einer Lehre, so wir als christlich glauben, und die Erklärung, „daß sie, wenn wir es ohne Mühe können, in unsern Landen „aufgehoben werden soll. Das hieße unsern Herrn Jesum „Christum verleugnen, sein heiliges Wort verwerfen, und ihm „gerechte Ursache geben, daß er uns vor seinem Vater ver„leugnet, wie er drohend ausgesprochen hat. Wie! wir sollten „das Edikt billigen und dadurch erklären, daß wenn der all„mächtige Gott einen Menschen zu seiner Erkenntniß beruft, „dieser Mensch nicht die Freiheit hat, diese Erkenntniß anzu„nehmen! Wir würden nicht allein unter unserm, sondern „auch unter Eurem Volke vielfach tödtlichen Fall verschulden. „Deshalb verwerfen wir das Joch, das man uns auflegt.

„Obschon es allgemein bekannt ist, daß in unsern Staaten „das heilige Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn „gebührend verwaltet wird, so können wir die Bestimmung „des Edikts gegen die Sakramentirer doch nicht annehmen, „weil das kaiserliche Einberufungsschreiben nicht von ihnen „gesprochen hat, sie nicht verhört worden sind, und vor dem „nächsten allgemeinen Concil über so wichtige Punkte nichts „entschieden werden kann.

„Und weiter [dieses ist der Kern der Protestation], da das „neue Edikt bestimmt, die Prediger sollen das heilige Evan„gelium lehren, und es nach den von der heiligen christlichen

„Kirche genehmigten Schriften auslegen, so meinen wir, wenn „dieses gelten soll, müsse man vor allem darüber einstimmig „sein, was man unter der wahren, heiligen Kirche versteht. Da „nun darüber große Meinungsverschiedenheit herrscht, da nur „die Lehre, welche Gottes Wort gemäß ist, gewiß genannt wer„den kann, da der Herr eine andere zu lehren verbietet, da jeder „Text der heiligen Schrift durch deutlichere Stellen derselben „ausgelegt werden soll, da dieses heilige Buch in allem, was „dem Christen Noth thut, leicht verständlich ist und das „Dunkel zu zerstreuen vermag: so sind wir mit Gottes Gnade „entschlossen, allein die Predigt des göttlichen Worts, wie es „in den biblischen Büchern des Alten und Neuen Testaments „enthalten ist, lauter und rein; und nichts, was dawider ist, „aufrecht zu erhalten. Dieses Wort ist die einige Wahrheit, „die alleinige Richtschnur aller Lehre und alles Lebens, und „kann nicht fehlen noch trügen. Wer auf diesen Grund baut, „besteht gegen alle Mächte der Hölle, alle Menschenthorheit „die sich dawider legt, verfällt vor Gottes Angesicht.

„Deshalb, liebe Herren, Vetter, Ohme und Freunde, bitten „wir euch herzlich, unsere Beschwerden und Beweggründe sorg„fältig zu prüfen. Nehmt ihr unser Gesuch nicht an, so „**protestiren** wir durch Gegenwärtiges vor Gott, unserm „einigen Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, der „einst uns richten wird, und erklären vor allen Menschen und „Creaturen, daß wir für uns und die unsrigen in keiner Weise „dem vorgelegten Dekret beipflichten oder beitreten, und allen „den Punkten, welche Gott, seinem heiligen Worte, unsrem „guten Gewissen, unsrer Seelen Seligkeit und dem letzten Be„schlusse von Speier zuwiderlaufen.

„Wir hoffen, Ihre kaiserliche Majestät werde als ein christ„licher Fürst, der Gott vor allen Dingen liebt, in unsrer Sache „verfahren, und erklären uns bereit, ihm, wie Euch, gnädige „Herren, alle Liebe und allen Gehorsam zu erzeigen, welches „unsere gerechte und gesetzliche Pflicht ist.“

So sprachen die muthigen Männer, die von da an in der Christenheit P r o t e s t a n t e n hießen, vor dem Reichstage [1]) und

1) Die Protestation hat eine kürzere und eine längere Abfassung; letztere

zeigten gleichzeitig an, sie würden am nächsten Tage Speier verlassen.

Diese Protestation und Erklärung machte einen großen Eindruck. Man sah, daß der plötzlich unterbrochene Reichstag sich in zwei feindliche Lager theilte und sich auf einen Krieg gefaßt machte; die Mehrzahl war nicht ohne Besorgnisse. Die Protestanten stützten sich auf das menschliche Recht des Speierer Edikts und auf das göttliche der Bibel, und blieben fest und muthig.

Die in dieser berühmten Protestation vom 19. April 1529 ausgesprochenen Grundsätze sind der wesentliche Inhalt des Protestantismus. Die Protestation tritt gegen zwei menschliche Mißbräuche in Glaubenssachen auf: gegen die Einmischung der weltlichen Macht und gegen die Willkühr des Klerus. Sie setzt an die Stelle der weltlichen Behörde die Macht des Gewissens, und an die Stelle des Klerus die Autorität des Wortes Gottes. Der Protestantismus erkennt die weltliche Gewalt in göttlichen Dingen nicht an, und sagt wie die Apostel und Propheten: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ohne Karls V. Krone anzutasten, hält er die Krone Jesu Christi aufrecht, und noch weiter gehend stellt er den Satz auf, daß alle Menschenlehre den Aussprüchen Gottes untergeordnet seyn soll. Die ursprüngliche Kirche hatte durch die Anerkennung der apostolischen Schriften sich dieser höchsten Autorität unterworfen, und nicht, wie Rom behauptet, ihre eigene Autorität festgesetzt. Die Aufstellung einer Behörde behufs der Bibelauslegung hatte die Folge gehabt, daß der Mensch Sklave seines Nebenmenschen wurde, und zwar in dem Stücke, wo die größte Freiheit seyn soll, im Gewissen und im Glauben. Bei der berühmten That von Speier ist kein Doktor im Spiel — Gottes Wort ist allein auf dem Plan. Nie hat sich ein Mensch so erhöht, wie der Papst, nie ein Mensch sich so in den Hintergrund gestellt, wie Luther.

Wenn römische Geschichtschreiber behaupten, Protestant

---

wurde den kaiserlichen Commissarien schriftlich übergeben, und ich habe meine Auszüge daraus gemacht. Jung, Beiträge XCI—CV. Müller, Historien der Protestation 52.

heiße „Feind des Kaisers und des Papstes“,[1]) so kann man das gelten lassen, wofern man die Ablehnung einer kaiserlichen oder päpstlichen Einmischung in Glaubenssachen darunter versteht. Aber diese Erklärung erschöpft nicht den Begriff des Worts, denn der Protestantismus wies die menschliche Autorität nur zurück, um Jesum Christum auf den Thron und dessen Wort auf die Kanzel der Kirche zu setzen. Zwischen der Riesenmacht des Reichs und dem grausamen Drucke der römischen Hierarchie hätte sich ein bloß negatives System nie halten können, aber die Stellung der Protestanten zu Speier war eine positive und zugleich angreifende, wie wenig andere. Ihrem Grundsatz getreu, daß ihr Glaube allein die Welt selig mache, vertheidigten sie die Rechte des christlichen Proselytismus mit unerschütterlichem Muthe. Man kann diesen, wie später geschehen, nicht verlassen, ohne das protestantische Prinzip aufzugeben.

Die Protestanten begnügten sich nicht mit der Verkündigung der Wahrheit, sie hielten auch die Liebe aufrecht. Faber und die übrigen päpstlichen Parteiführer hatten die mehr auf Luthers Seite stehenden Fürsten und die mehr für Zwingli gesinnten Städte untereinander entzweien wollen, worauf Oekolampadius sogleich an Melanchthon geschrieben und ihn über die Lehren der Reformirten aufgeklärt hatte. Er hatte den Gedanken, daß Christus in eine Ecke des Himmels verwiesen sei, mit Unwillen verworfen und nachdrücklich erklärt, Christus sei überall und lenke Alles durch das Wort seiner Kraft. Mit den sichtbaren Zeichen geben und erhalten wir die unsichtbare Gnade. Darin sind alle Glaubigen Eins.[2])

Diese Erklärungen waren nicht ohne Erfolg. Zwei Männer wirkten damals zu Speier gegen Faber für Oekolampadius. Einerseits der Landgraf, der immer den Gedanken an Bündnisse herumtrug, und einsah, daß wenn die sächsischen und hessischen Christen die Kirchen der Schweiz und Oberdeutschlands verdammen ließen, mächtige Hilfskräfte verloren gingen,[3]) andererseits

---

1) *Pallavicini* Conc. Trid. I, 217.

2) *Hospin.* Hist. sacr. II, 112.

3) Seckendorf II, 127.

Melanchthon, der zwar nicht, wie der Landgraf, eine diplomatische Allianz wünschte, von welcher er vielmehr eine Beschleunigung des Kriegs befürchtete, aber die Gerechtigkeit über alles setzte, und schrieb: „Wie gerechte Vorwürfe würden wir uns zuziehen, wenn wir unsern Gegnern das Recht einräumten, eine Lehre zu verurtheilen, ohne die, welche sie vertheidigen wollen, vernommen zu haben!" Die Union aller evangelischen Christen ist also auch ein ursprüngliches protestantisches Prinzip.

Ferdinand hatte die Protestation vom 19. April nicht gehört; eine Deputation der evangelischen Stände überreichte sie ihm am nächsten Tage. Karls V. Bruder nahm sie erst an, wollte sie aber dann sogleich zurückgeben, und es war ein seltsamer Auftritt, als der König sich weigerte, die Protestation zu behalten, und die Abgeordneten sie zurückzunehmen. Endlich nahmen sie diese doch aus Achtung aus Ferdinands Hand, legten sie aber auf den Tisch und verließen gleich darauf den Saal. Der König und die kaiserlichen Commissarien hatten also das furchtbare Aktenstück; es lag ihnen vor Augen als bedeutsames Denkmal des Muthes und Glaubens der Protestanten. Der König war entrüstet über diesen stummen, aber mächtigen Zeugen, der ihn der Tyrannei beschuldigte und ihm die Verantwortlichkeit aller dem Reiche drohenden Uebel überließ, er rief mehrere Räthe und trug ihnen auf, den Protestanten das ungelegene Dokument zurückzubringen.

Das war ganz unnütz; die Protestation war schon in die Jahrbücher der Welt eingetragen und nichts konnte sie daraus verlöschen, für alle Jahrhunderte war die Denk- und Gewissensfreiheit gewonnen. Das ganze evangelische Deutschland ahnte dieses Resultat, war ergriffen von der Bedeutung dieser muthigen Handlung und bekannte sich zu ihr als dem Ausdruck seines Willens und Glaubens. Ueberall sah man darin nicht ein politisches Ereigniß, sondern eine christliche That, und der junge Kurprinz Johann Friedrich schrieb, als Organ seines Jahrhunderts, an die Speierer Protestanten: „Der allmächtige Gott, der Euch die Gnade verliehen, ihn kräftig, frei und furchtlos zu bekennen, bewahre Euch in dieser christlichen Standhaftigkeit bis zum Tage des Gerichts!"

Indeß die Christen frohlockten, erschracken ihre Feinde über ihr eigenes Werk. Am 20. April, an welchem Tage Ferdinand die Protestation zurückgewiesen hatte, erschienen um 1 Uhr Nachmittags Heinrich von Braunschweig und Philipp von Baden als Vermittler, obschon sie nur in ihrem eigenen Namen zu handeln erklärten. Sie schlugen vor, das Wormser Edikt bei Seite zu lassen, aber das erste Speiersche Edikt mit einigen Veränderungen anzunehmen. Die beiden Parteien sollten bis zum nächsten Concil frei bleiben, nur keine neue Sekte zulassen und keine dem Sakramente des Leibes Christi zuwiderlaufende Lehre dulden.

Am Mittwoch den 21. April zeigten sich die evangelischen Stände diesen Vorschlägen nicht abgeneigt, und selbst die Anhänger der Zwingli'schen Lehre erklärten laut, durch diese sei auch ihre Existenz nicht gefährdet. „Nur müssen wir nicht vergessen (sagten sie), daß man in diesen schweren Sachen nichts mit Gewalt, noch Schwert, sondern mit Gottes gewissem Wort kämpfen soll, denn wie Paulus sagt: was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Zwingt man die Christen zu dem, was sie für unrecht halten, anstatt sie durch Gottes Wort zur Erkenntniß des Guten zu führen, so nöthigt man sie zur Sünde, was eine schreckliche Verantwortlichkeit nach sich zieht." 1)

Die Fanatiker der römischen Partei sahen mit Ingrimm, daß ihnen der Sieg zu entgehen drohte, denn sie waren mit keiner Vermittlung zufrieden und wollten die volle Wiederherstellung des Papstthums. Ihre Leidenschaft gab den Ausschlag; die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Am 22. April um 7 Uhr Morgens versammelte sich der Reichstag, und man verlas den Receß in der früheren Abfassung, ohne den fehlgeschlagenen Vermittlungsversuch auch nur zu erwähnen.

Faber triumphirte. Er war stolz darauf, daß die Könige ihm Gehör schenkten, und leidenschaftlich thätig, sagt ein Augenzeuge, wie ein Cyclope, der in seiner Höhle die ungeheuren Ketten schmiedet, womit er die Reform und die Reformatoren fesseln wollte. Die jählings vom Sturme fortgerissenen papistischen Fürsten stürzten sich mit verhängtem Zügel in eine gefahrvolle

---

1) Jung, Beiträge LIX.

Bahn. Die letzte Hilfe der evangelischen Christen war ein Gebet zum Herrn. „Wir können," schrieb Melanchthon, „nichts weiter thun, als den Sohn Gottes anrufen." 1)

Am 24. April fand die letzte Sitzung des Reichstages statt. Die Fürsten erneuerten ihre Protestation, welcher sich vierzehn Städte anschloßen, und dachten darauf, ihrer Appellation eine juristische Form zu geben.

Am 25. April saßen zwei Notare, Leonhard Stetner von Freisingen und Pancraz Salzmann von Bamberg in einem kleinen Zimmer im ersten Stocke eines auf der Johannstraße gelegenen Hauses neben der Johanniskirche; die Kanzler der evangelischen Fürsten und Städte, nebst einigen Zeugen waren zugegen. In diesem Hause wohnte ein schlichter Geistlicher, Peter Muterstatt, Diakon an der Johanniskirche, der sein Haus für die Abfassung dieses Aktenstücks angeboten hatte, weil der Kurfürst seinen Palast nicht dazu hergeben wollte; sein Name muß deshalb der Nachwelt aufbewahrt bleiben. Als das Aktenstück vollendet war, verlas es ein Notar. „Sintemal unter allen Menschen eine natürliche Gemeinschaft ist, und selbst zum Tod Verurtheilte sich gegen ihre Verurtheilung zu appelliren vereinigen dürfen, um so noch vielmehr sind wir, Glieder eines geistlichen Leibes, der Kirche des Sohnes Gottes, Kinder eines himmlischen Vaters, und folglich geistliche Brüder, uns zu vereinigen befugt, wenn es sich um unser Heil oder unsre ewige Verdammniß handelt." 2) So sprachen die Protestanten, erzählten sodann die ganze Geschichte des Reichstags mit Einschaltung aller wichtigen Aktenstücke und schloßen: „Wir appelliren demnach für uns, für unsre Unterthanen und für alle, die Gottes Wort annehmen oder annehmen werden, von jeder vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Beeinträchtigung an Ihre kaiserliche Majestät und an eine freie allgemeine Versammlung der heiligen Christenheit." Das Aktenstück füllte zwölf Pergamentblätter, auf das dreizehnte kamen die Unterschriften und Siegel.

So erfolgte in der unscheinbaren Wohnung des Diakonus

---

1) Corp. Ref. I, 1062.

2) Seckendorf II, 130.

Musterstatt das erste Bekenntniß der wahren christlichen Union. Gegenüber der durchaus mechanischen äußerlichen Einheit des Papstes erhoben diese Bekenner Christi das Panier der lebendigen Einheit Jesu, wie in den Tagen des Herrn, wo es zwar viele Synagogen, aber nur Einen Tempel gab. Die Christen von Kursachsen, Lüneburg, Anhalt, Hessen, von der Markgrafschaft, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, Sankt Gallen, Weissenburg und Windsheim boten einander am 25. April neben der Johanniskirche trotz aller drohenden Gefahren die Bruderhand. Es waren darunter solche, welche wie Zwingli die ganz geistige, andere, welche mit Luther die körperliche Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl bekannten; aber damals gab es im evangelischen Lager noch keine Sekten, keinen Haß, keine Spaltung, die christliche Union war eine Wirklichkeit. Der Söller, wo in den ersten Zeiten der Christenheit die Apostel mit Frauen und Brüdern einmüthig im Gebet bei einander waren (Ap.Gesch. 1, 14.) und die niedere Stube, wo zur ersten Zeit der Reformation die neuen Jünger Jesu Christi sich als Ein Leib dem Papste, dem Kaiser, der Welt, dem Scheiterhaufen entgegenstellten, sind die beiden Abendmahlssäle oder Wiegen der Kirche, deren Ruhm eben in dieser Zeit der äußern Schwäche und Demüthigung am hellsten strahlt.

Nach dieser Appellation ging ein Jeder ruhig nach Hause. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Sicherheit der Protestanten gefährdet sei; kurz vorher hatte Melanchthon seinen Freund Simon Grynäus rasch durch die Stadt an den Rhein geführt, mit der Bitte, sich übersetzen zu lassen. Als dieser über das hastige Drängen erstaunt war, erzählte ihm Melanchthon, eine ernste, würdige Greisengestalt, die er nicht gekannt, sei ihm entgegengetreten mit der Nachricht, Ferdinand habe Häscher abgeschickt, um den Grynäus zu verhaften. Dieser nämlich war ein Bekannter von Faber und hatte sich über eine von dessen Predigten so geärgert, daß er zu ihm gegangen war und ihn gebeten hatte, die Wahrheit nicht ferner zu bekämpfen. Faber hatte seinen Zorn nicht merken lassen, aber sich gleich zum Könige begeben und von diesem einen Verhaftsbefehl gegen den

unbequemen Heidelberger Professor ausgewirkt. Melanchthon glaubte fest, Gott habe einen Engel vom Himmel gesandt, um seinen Freund zu retten; er blieb am Rhein stehen, bis der Fluß zwischen ihm und seinen Verfolgern war, und als er ihn am entgegengesetzten Ufer angekommen sah, rief er: „Endlich ist er denen entrissen, welche nach dem Blute der Unschuldigen dürsten!" Nach Haus zurückgekehrt erfuhr Melanchthon, daß man unterdessen nach Grynäus in seiner Wohnung gesucht hatte.[1])

Nichts vermochte die Protestanten mehr in Speier zurückzuhalten, und schon am Tage nach der Appellation, am 26. April, verließen der Kurfürst, der Landgraf und die Herzoge von Lüneburg die Stadt, gingen nach Worms und kehrten durch Hessen in ihre Staaten zurück. Der Landgraf veröffentlichte die Speierer Protestation am 5., der Kurfürst am 13. Mai.

Melanchthon war am 6. nach Wittenberg zurückgekehrt und erwartete Krieg. Seine Freunde erstaunten, als sie ihn so niedergeschlagen und wie todt sahen. „In Speier," sagte er, „ist etwas Großes vorgegangen. Das Reich, die Religion selbst sind in großer Gefahr. Alle Schmerzen der Hölle drücken mich nieder."[2]) Am drückendsten für ihn war, daß man (und er selbst that es) ihm all' dieses Unheil zuschrieb. „Eins," sagte er, „hat uns geschadet, daß wir nicht, wie man verlangt, das Edikt gegen die Zwinglianer gebilligt haben." Luther sah die Sache nicht so schlimm an, erkannte aber die Wichtigkeit dieser Protestation nicht in ihrem ganzen Umfange. Er schrieb an Link am 6. Mai 1529: „Der Reichstag ist vorüber, fast ohne alle Folgen, außer daß die Christuspeiniger und Seelentyrannen ihre Wuth nicht befriedigen konnten."[3])

Die Nachwelt hat dieses Urtheil nicht bestätigt, sondern indem sie mit diesem Abschnitte die eigentliche Gestaltung des Protestantismus beginnen läßt, begrüßt sie in der Speierer Protestation eine der größten Handlungen, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt.

---

1) *Camerar.* vit. Melanchth. 113. Corp. Ref. I, 1062.

2) Corp. Ref. I, 1067, 1069.

3) Luth. Br. III, 449.

Die Rolle, welche die Fürsten, besonders der Kurfürst von Sachsen, in der deutschen Reformation spielen, fällt jedem unparteiischen Beobachter auf. Sie sind die wahren Reformatoren und Zeugen, welche der heilige Geist, der da weht, wo er will, mit dem Muthe der alten Bekenner Christi belebt, und in welchen Gottes Gnadenwahl sich verherrlicht hat. Diese hervorragende Bedeutung der Fürsten hatte vielleicht später beklagenswerthe Folgen, da der Mensch jede Gnade Gottes verderben kann. Aber Ehre dem Ehre gebührt; wir müssen das Werk des ewigen Gottes in diesen ausgezeichneten Männern ehren, welche im 16. Jahrhundert nächst Gott die Retter der Christenheit waren.

Die Reformation hatte jetzt einen Leib gewonnen. Luther allein hatte auf dem Wormser Reichstage n e i n gesagt, die Kirche und ihre Diener sagten n e i n am Tage von Speier. Bei den deutschen Völkerschaften hatten Aberglaube, Scholastik, Hierarchie, Papstthum mehr Gewalt gehabt als irgendwo sonst. Diese einfachen, ehrlichen Völker hatten sich dem Joche von Rom unterworfen. Aber es lag in ihnen eine Tiefe, ein Leben, ein Bedürfniß innerer Freiheit, welche, durch Gottes Wort geheiligt, sie zu den kräftigsten Organen der christlichen Wahrheit machen konnten. Von ihnen sollte die Reaktion gegen das verweltlichte, äußerliche, gesetzliche System ausgehen, das an die Stelle des Christenthums getreten war, sie sollten das Skelett zerschlagen, welches an die Stelle von Geist und Leben getreten war, und ihre Aufgabe war die, dem durch die Hierarchie verknöcherten Herzen der Christenheit die edlen Regungen wieder zu geben, die sie seit Jahrhunderten nicht mehr empfunden hatte. Die allgemeine Kirche wird es nie vergessen, was sie den protestantischen Fürsten zu Speier und Luther'n verdankt.

7.

Deutschland. — Die evangelischen Bündnisse mißlingen. — Schwierigkeiten einer Union. — Eine lutherische Warnung. — Berufung nach Marburg. — Hindernisse. — Zwingli's Entscheidung. — Seine Abreise. — Die Frau des Matthias Gall. — Die Reformatoren im Marburger Schlosse. — Karlstadts Forderung. — Melanchthon und Zwingli. — Dreieinigkeit. — Heiliger Geist. — Erbsünde. — Oekolampadius und Luther. — Der Rittersaal. — Die reformirten Doktoren. — Die Bitte der Kirche. — Dieses ist mein Leib. — Schlußfolgerung des Oekolampadius. — Zwingli läßt sich in den Streit ein. — Das Fleisch ist nicht nütze. — Luthers altes Lied. — Kampf und Bewegung. — Nachmittägliche Besprechung. — Ankunft neuer Deputirten. — Mathematik. — Papismus. — Zeugniß der Väter. — Fulgentius. — Augustinus. — Oekolampadius. — Der Teppich. — Ende der Conferenz. — Verschiedene Urtheile. — Bemühungen des Landgrafen. — Nothwendigkeit der Union. — Sektengeist der Lutheraner. — Friedensliebe der Schweizer. — Bucer's Verlegenheit. Luther nähert sich. — Er verfaßt den Unions-Entwurf. — Einheit der Lehre. — Das Abendmahl. — Unterzeichnung der Artikel. — Keim des Papismus. — Trennung des Papstthums. — Abreise. — Luthers Niedergeschlagenheit. — Solimans Einfall. — Feldpredigt. — Peter und Luther. — Resultate der Conferenz. — Aufregung in Deutschland.

Die Protestation von Speier hatte den Unwillen der Papisten vergrößert, und Karl V. beeiferte sich, dem in Barcelona geleisteten Schwure gemäß, „ein zweckmäßiges Gegengift gegen die Pestilenz," von welcher die Deutschen befallen waren zu bereiten, und die Jesu Christo zugefügte Beleidigung nach Kräften zu rächen.[1] Der Papst seinerseits bemühte sich, alle übrigen Fürsten der Christenheit für diesen Kreuzzug zu werben, ein Unternehmen, dessen Ausführung der am 5. August abgeschlossene Friede von Cambray erleichtern half, sofern der Kaiser dadurch freien Spielraum gegen die Ketzer gewonnen hatte.

Nachdem die Protestation von Speier übergeben war, mußte man sie auch aufrecht erhalten. Nachdem die protestantischen Stände schon zu Speier die Grundzüge einer evangelischen Allianz entworfen hatten, und darin übereingekommen waren, einen Abgeordneten nach Rotach zu schicken, wurde der Kurfürst wankend gemacht durch die Vorstellungen Luthers, der ihm immer zurief: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein," (1 Jes. 30, 15.); er befahl seinen Gesandten, alle Vorschläge der Alliirten anzuhören, ohne sich selbst zu entscheiden. Eine neue Conferenz wurde anberaumt, die nicht stattfand. Luther frohlockte darüber, daß die menschlichen Allianzen so fehlschlu-

1) *Dumont* Corp. dipl. IV, 1, 5.

gen. „Unser Herr Christus, der bisher ohne den Landgrafen, ja wider den Landgrafen wunderlich geholfen hat, wird wohl weiter helfen und rathen," schrieb er an den Kurfürsten. Philipp von Hessen ärgerte sich über Luthers Eigensinn, er hielt Alles nur für einen Wortstreit und sagte: „Man will wegen der Zwinglianer nichts von Bündnissen hören; so schaffen wir denn die Verschiedenheit zwischen beiden weg!"

Die Einheit aller Anhänger des Wortes Gottes schien wirklich eine für das Gedeihen der Reform unerläßliche Sache; denn wie sollten die Protestanten der vereinten Macht Roms und des Kaisers widerstehen können, wenn sie unter sich uneins waren? Der Landgraf wollte erst die Geister, dann die Schwerter vereinigen, und durch solche Waffen soll die Sache Christi allerdings nicht siegen, aber durch eine Vereinigung der Herzen und der Gebete konnte doch die Reformation im Glauben ihrer Kinder so viel Kraft gewinnen, daß Philipps Hellebarden gar nicht mehr noth thaten.

Leider war diese Einigung der Geister, welche man jetzt vor Allem bezweckte, ein sehr schwieriges Werk. Man konnte glauben, Luther habe 1519 die Lehre vom Abendmahl nicht blos wiederherstellen, sondern ganz neu gestalten wollen, so wie es später die Schweizer thaten. „Ich gehe zum Abendmahl," hatte er geschrieben, „und erhalte darin von Gott ein Zeichen, daß Christi Gerechtigkeit und Leiden mich rechtfertigen: das ist der Genuß des Sakraments." 1) Diese in Oberdeutschland mehrere Male aufgelegte Schrift hatte die Gemüther auf Zwingli's Lehre vorbereitet. Luther wunderte sich, daß man ihm dieses zuschrieb, und gab 1527 die feierliche Erklärung ab: „Ich bezeuge vor Gott und vor der ganzen Welt, daß ich niemals mit den Sakramentirern gegangen bin." Luther war allerdings im Abendmahle nie Zwingli'sch gesinnt, sondern glaubte noch 1519 an die Transsubstantiation. Weshalb sprach er nun aber doch von einem Zeichen? Zwingli nennt Brod und Wein Zeichen des Leibes und Blutes Jesu Christi, Luther Blut und Leib Jesu Christi Zeichen von Gottes Gnade. Das ist der große Unterschied.

---

1) „Daß diese Worte noch fest stehn." *Luth.* Opp. XIX.

Der Zwiespalt trat bald hervor. Zwingli widerlegte 1527 in seiner „freundlichen Auslegung" Luthers Ansicht mit Milde und Hochachtung;[1]) unglücklicher Weise kam gerade damals Luthers Predigt wider die Schwarmgeister heraus, worin sich der sächsische Reformator unwillig darüber aussprach, daß seine Widersacher von christlicher Einheit und Frieden gesprochen hatten. „Weil sie der Welt spotten, so will ich ihnen eine Luther'sche Warnung geben. Fluch dieser Liebe, Fluch dieser Eintracht! Nieder, nieder mit ihr in den Höllenschlund. So ich deinen Vater, Mutter, Weib, Kind umbringe und dich auch todtschlagen will, dann aber sage: Friede sei unter uns, lieber Freund. Was würdest du sagen? So bringen die Schwarmgeister meinen Herrn Jesum Christum, Gott den Vater, die Christenheit, meine Mutter, um, wollen mich selbst würgen und sprechen dann: Wir wollen Freunde sein!"[2]) Zwingli erwiederte dem „trefflichen Martin Luther" in zwei Schriften. Er schrieb kalt, mit stolzer Ruhe, welche kränkender war, als die Schmähungen des sächsischen Doktors. „Wir betrachten Dich als ein Gefäß der Ehre, und thun es trotz Deiner Fehler mit Freuden," schrieb er. Schriften folgten auf Schriften, Luther blieb immer heftig, Zwingli immer kalt und ironisch.

Diese Männer wollte der Landgraf versöhnen. Schon am Speierer Reichstage hatte Philipp mit Betrübniß von den Papisten zu wiederholten Malen hören müssen: „Ihr wollt am lautern Worte Gottes festhalten, und zanket euch doch immer unter einander,"[3]) er hatte sich darob gegen Zwingli geäußert. Nun that er noch mehr, indem er die Theologen der verschiedenen Parteien zu einer Zusammenkunft in Marburg einlud. Diese Einladung fand sehr verschiedene Aufnahme. Zwingli, weitherzig und brüderlich gesinnt, war erbötig, Luther aber lehnte ab, weil er hinter dieser angeblichen Eintracht nur Bündnisse und Kriege sah.

---

1) „amica exegesis, id est expositio eucharistiae negotii, ad M. Lutherum" (*Zwingli* Opp.).

2) *Luth.* Opp. XX, 391.

3) *Zwingli* Epp. II, 287.

Große Schwierigkeiten schienen jedoch Zwingli abhalten zu wollen. Er mußte nämlich auf der Reise von Zürich nach Marburg durch das Gebiet des Kaisers und anderer Feinde der Reformation kommen; der Landgraf verbarg ihm die Gefahren nicht, bot ihm ein Geleite von Straßburg bis Hessen, empfahl ihn aber im Uebrigen der Obhut Gottes.[1] Die Züricher waren mit diesen Vorsichtsmaßregeln nicht zufrieden.

Luther und Melanchthon hatten andere Abhaltungsgründe. „Es ist nicht gut," sagten sie, „daß der Landgraf so viel mit den Zwinglianern zu thun habe, weil ihr Irrthum leicht aufgeweckte Köpfe ansteckt, da die Vernunft immer das Faßliche liebt, zumal wenn Gelehrte ihre Gedanken mit der Schrift zu erweisen suchen. Melanchthon hatte sogar den seltsamen Gedanken, Papisten zu Richtern bei der Disputation vorzuschlagen. „Ohne unparteiische Richter," meinte er, „könnten sich die Zwinglianer leicht des Sieges rühmen."[2] Also Papisten waren nach Melanchthon unparteiische Schiedsrichter in der Frage über die wesentliche Gegenwart! Er ging noch weiter, und schrieb am 14. Mai dem Kurprinzen, der Kurfürst möge ihnen die Erlaubniß zur Reise nach Marburg verweigern, damit sie diese Entschuldigung vorbringen könnten. Der Kurfürst wollte zu solchen Schlichen die Hand nicht bieten, so daß die Wittenberger Reformatoren sich dem Wunsche des Landgrafen fügen mußten; jedoch mit dem Beisatze: „Wenn die Schweizer nicht nachgeben, so ist alle eure Mühe vergeblich," und an befreundete Theologen schrieben sie: „Wenn Du kannst, komme nicht, Deine Abwesenheit wird uns nützlich sein."[3])

Zwingli, welcher für die christliche „Concordia" bis an's Ende der Welt gegangen wäre, bot Allem auf, um vom Züricher Magistrate die Erlaubniß zur Reise nach Marburg zu erlangen; „Ich bin überzeugt," sagte er zum geheimen Rathe, „wenn wir Doktoren uns treffen, so wird das Licht der Wahrheit unsere

---

1) Viam francofurdi capias, quam autem hac periculosiorem esse putamus. *Zwingli* Epp. II, 329.

2) Corp. Ref. I, 1066.

3) Luth. Br. III, 401.

Augen erleuchten."[1]) Aber der Rath hatte kaum zuvor den ersten Kirchenfrieden unterzeichnet (s. unten Buch 16, Kap. 2) und verweigerte den Urlaub, weil er neuen Zwist befürchtete. Da faßte Zwingli allein seinen Entschluß. Obwohl er zugab, daß seine Anwesenheit zur Aufrechthaltung des Friedens in Zürich nothwendig sei, so stand auf der andern Seite das Wohl der gesammten Christenheit, das ihn nach Marburg rief; darum beschloß er, den Blick gen Himmel gerichtet, abzureisen, und rief aus: „Gott, der Du mich nie verlassen, Dein Wille geschehe zu Deiner eigenen Ehre!"[2]) In der Nacht vom 31. August auf den 1. September rüstete sich Zwingli zur Abreise, ohne das Geleit des Landgrafen abzuwarten, einzig in der Gesellschaft des Professors der griechischen Sprache, Rudolph Collin. Der Reformator schrieb an den großen und an den kleinen Rath: „Wenn ich ohne vorangegangene Anzeige abreise, so geschieht dieses nicht aus Geringschätzung gegen Euer Ansehn, hochweise Herren, sondern weil ich eure Liebe zu mir kenne und zuvor sehe, daß Eure Besorgniß meine Abreise verhindern würde." Während er so schrieb kam ein viertes, noch dringenderes Schreiben des Landgrafen, das der Reformator nebst seinem Briefe an den Bürgermeister schickte, worauf er Nachts an einem Sonntage sein Haus heimlich verließ, denn seinen Freunden, deren zudrängliche Bitten er vermeiden wollte, wie seinen Feinden, deren Hinterlist er mit gutem Grund zu fürchten hatte, war seine Abreise ein Geheimniß. Er sagte nicht einmal seiner Frau, wohin er gehe, stieg mit Collin zu Pferde und eilte Basel zu. Seine Feinde frohlockten, als sie von seiner Abreise hörten. „Er ist entflohen," sagten die Einen, „und hat sich mit Schurken aus dem Staube gemacht." Andere sagten: „Beim Uebersetzen zu Bruck ist er ertrunken;" Mehrere behaupteten mit böswilligem Lachen, der Teufel sei ihm leibhaftig erschienen und habe ihn geholt.[3]) Des Geredes war kein Ende, sagt Bullinger. Der Rath beschloß, Zwingli's Plan zu billigen, und noch am Tage seiner Abreise ernannte man

---

1) *Zwingli* Epp. II, 321.

2) *Zwingli* Epp. II, 356.

3) Bullinger II, 224. „Der Tüfel were by imm gesin."

einen der Räthe, Ulrich Fund, zu seinem Gehilfen in Marburg, der auch sogleich mit einem Bedienten und einem Schützen dahin abging. Straßburg und Basel gaben ihren Theologen auch Staatsmänner bei, da sie meinten, die Conferenz habe politische Absichten.

Zwingli kam wohlbehalten in Basel an, schiffte sich am 6. September mit Oekolampadius und einigen Kaufleuten ein[1]) und war in dreizehn Stunden in Straßburg, wo die beiden Reformatoren bei dem Domprediger Matthias Zell abstiegen. Dessen Frau Katharina kochte selbst und trug selbst auf, nach uralter deutscher Sitte,[2]) setzte sich dann zu Zwingli, hörte ihm aufmerksam zu und sprach so fromm und kenntnißreich, daß er sie bald darauf höher stellte als viele Doktoren. Zwingli berieth sich mit dem Straßburger Magistrat, wie man der römischen Liga widerstehen und den christlichen Bund einrichten könne,[3]) und zog dann mit seinem Freunde auf entlegenen, aber sichern Wegen, durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, geleitet von 40 hessischen Reitern nach Marburg.

Luther war mit Melanchthon, Cruciger und Jonas an der hessischen Gränze angekommen, und erklärte, er werde das Land mit keinem Fuße betreten, so lange er kein sicheres Geleit vom Landgrafen habe. Hierauf kam Luther nach Alsfeld, wo ihm die Schulknaben auf den Knieen unter seinen Fenstern fromme Lieder sangen, und traf einen Tag nach den Schweizern, am 30. September, in Marburg ein. Alle kehrten in Herbergen ein, aber sogleich lud sie der Landgraf in's Schloß, indem er damit eine Annäherung der beiden Parteien bezweckte. Philipp beherbergte und speiste sie auf dem Schlosse in wahrhaft königlicher Weise.[4]) Jonas wanderte durch den Palast und sagte: „Man behandelt

---

1) *Zwingli* Epp. II, 361.

2) „Ich bin 14 Tag Magd und Köchin gewesen," Füßli Beitr. V, 313. Man lese ihren merkwürdigen Briefwechsel mit dem Superintendenten Rabus. Ebendas. 191—354.

3) De jure praesidendi conciliis civitatum christianarum. *Zwingli* Epp. II, 364.

4) Corp. Ref. I. 1096.

uns in diesen hessischen Wäldern nicht aus Liebe zu den Musen, sondern zu Gottes und Christi Ehre so prächtig." Oekolampadius, Hedio und Bucer wollten am ersten Tage nach Tische, dem Wunsche des Fürsten gemäß, Luther besuchen; er plauderte freundlich im Schloßhofe mit Oekolampadius, aber als Bucer, sein ehemaliger Freund, der jetzt auf Zwingli's Seite stand, sich ihm näherte, lächelte er und sagte mit dem Finger drohend: „Du bist ein Nichtsnutz und ein Schelm!" [1])

Der unglückliche Karlstadt, der diesen ganzen Streit veranlaßt hatte, befand sich damals in Friesland, wo er die geistige Gegenwart Christi predigte und in solcher Noth war, daß er, um nur Brod zu haben, seine hebräische Bibel hatte verkaufen müssen. Diese Prüfung hatte seinen Hochmuth gedemüthigt, und er schrieb dem Landgrafen: „Wir sind nur Ein Leib, Ein Haus, Ein Volk, Ein Priestergeschlecht, wir leben und sterben durch einen und denselben Heiland. Deshalb bitte ich armer Verbannter Euer Gnaden um des Blutes Jesu Christi willen, mich bei der Disputation zuzulassen." Wie war Karlstadt mit Luther zusammenzubringen? Und doch wie konnte man den Unglücklichen kalt zurückstoßen? Der Landgraf verwies ihn, um der Verlegenheit zu entgehen, an den sächsischen Reformator. Karlstadt kam nicht.

Philipp von Hessen wünschte, daß die Theologen vor ihrer öffentlichen Besprechung eine Privatconferenz hielten, und da man es für gefährlich hielt, wenn zwei leidenschaftliche Naturen, wie Luther und Zwingli, gleich zusammenkämen, und Oekolampadius und Melanchthon als die nachgiebigsten bekannt waren, so theilte man diese beiden den zwei heftigen zu.

Freitag den 1. Oktober führte man nach dem Gottesdienste Luther und Oekolampadius in ein Zimmer, und Zwingli und Melanchthon in ein anderes, worauf man dieses Kämpferpaar ihre Kräfte versuchen ließ.

Zwingli und Melanchthon führten in ihrem Zimmer einen lebhaften Kampf. „Man behauptet," sagte Melanchthon, „einige von euch sprächen von Gott wie die Juden, als ob Christus nicht wesentlich Gott wäre." — „Ich denke," antwortete Zwingli,

---

1) Scultet. annal. a. 1529.

„über die heilige Dreieinigkeit wie das nicänische Concilium und das athanasianische Symbolum.“ — „Symbole, Concilien, was heißt das,“ erwiederte Melanchthon, „habt ihr nicht immer erklärt, keine Autorität als die Schrift anzunehmen?“ — „Wir haben,“ entgegnete der Schweizer Reformator, „die Concilien nie verworfen, wenn sie sich auf die Autorität von Gottes Wort stützten. Die vier ersten Concilien sind in Bezug auf die Dogmen heilig und kein Glaubiger hat sie jemals verworfen.“ Diese von Oekolampadius überlieferte wichtige Erklärung bezeichnet die reformirte Theologie. „Aber ihr lehret wie Thomas Münzer, daß der heilige Geist allein, unabhängig von den Sakramenten und dem Worte Gottes wirke?“ — „Der heilige Geist,“ antwortete Zwingli, „wirkt in uns die Rechtfertigung durch das gepredigte und aufgefaßte Wort, durch die Seele und den Kern des Worts, durch den Gedanken und Willen Gottes, die in Menschenworte gehüllt sind.“ — „So läugnet ihr doch wenigstens die Erbsünde, und setzet das Wesen der Sünde nur in die wirklichen, äußerlichen Werke, wie die Pelagianer, Philosophen und Papisten.“ Das war ein schwieriger Punkt. „Das, daß der Mensch von Natur sich selbst liebt,“ antwortete Zwingli, „anstatt Gott zu lieben, ist ein Uebel und eine Sünde, die ihn zur Verdammniß führt.“ Er hatte dieß schon öfters geäußert, [1]) doch frohlockte Melanchthon, als er das vernahm, und meinte, die Gegner haben in allen Stücken nachgegeben.

Luther hatte gegenüber von Oekolampadius denselben Weg eingeschlagen; sie sprachen meist über die Taufe. Luther beschwerte sich, daß man nicht anerkenne, man werde durch das bloße Zeichen Glied der Kirche. „Allerdings fordern wir den Glauben,“ sagte Oekolampadius, „den wirklichen oder zukünftigen Glauben. Weshalb sollen wir es leugnen? Wer ist ein Christ, als der, welcher an Christum glaubt? Ich will jedoch nicht leugnen, daß das Wasser der Taufe in einem gewissen Sinn wiedergebärende Kraft hat, denn der bisher von der Kirche nicht Anerkannte wird dadurch ein Kind der Kirche. [2])“

---

1) De peccato originali. *Zwingli* Opp. III, 632.
2) *Zwingli* Opp. IV, 193.

Die vier Theologen waren mitten im Feuer der Besprechung, als sie zur Tafel geladen wurden. Sie hörten also auf und alle vier trafen sich, als sie aus ihrem Zimmer traten. Oekolampadius ging zu Zwingli und sagte ihm betrübt in's Ohr: „Ich bin wieder in Ecks Hände gefallen.“ 1) Das war ungefähr das Stärkste, was ein Reformator sagen konnte. Nach der Tafel scheinen Luther und Oekolampadius nicht weiter disputirt zu haben; Luther's Auftreten schnitt alle Hoffnung ab. Aber Melanchthon und Zwingli setzten ihre Sitzung fort, und als der Züricher Lehrer fand, daß der Wittenberger ihm wie ein Aal entschlüpfte und wie Proteus tausend Gestalten annahm, ergriff er eine Feder, gleichsam um ihn festzuhalten. Zwingli schrieb Melanchthons Worte nieder, und schrieb dann seine Antwort, die er ihm zu lesen gab. So brachten sie Morgens drei und Nachmittags eben so viele Stunden zu, als Vorbereitung auf die allgemeine Besprechung. Zwingli wünschte, daß sie öffentlich sein möchte, doch Luther widersetzte sich dem. Fürsten, Edelleute, Deputirte und Theologen sollten zugelassen werden, aber eine große Menge von Bürgern und selbst mehrere Gelehrte, die aus Frankfurt, Straßburg, Basel und andern Schweizer Städten, so wie von den Rheingegenden gekommen waren, wurden ausgeschlossen. Brenz redet von 50 bis 60, Zwingli nur von 24 Zuhörern.

Auf einer Anhöhe über der Lahn liegt ein altes Schloß, das die Stadt Marburg beherrscht, weiterhin erblickt man das schöne Lahnthal, in der Ferne verlieren sich die Berge staffelförmig im Horizont. Unter den gothischen Bogen und Gewölben eines alterthümlichen Saales in diesem Schlosse, in dem sogenannten Rittersaale, sollte die Conferenz Statt finden. Am Sonnabend den 2. Oktober des Morgens ließ sich der Landgraf im Saale nieder, von seinen Hofbeamten umgeben, doch so einfach gekleidet, daß Niemand ihn für einen Fürsten gehalten hätte, denn er wollte in kirchlichen Angelegenheiten nicht die Rolle eines Konstantin spielen. Vor ihm stand ein Tisch, an dem sich Luther, Zwingli, Melanchthon und Oekolampadius setzten. Luther nahm ein Stück Kreide, bückte sich über die Sammetdecke des Tisches und schrieb einige

---

1) *Zwingli* Epp. II, 369.

Worte mit großen Buchstaben darauf, während dessen alle Blicke seiner Hand folgten und bald die Worte lasen: Dieses ist mein Leib (Hoc est corpus meum). Luther wollte durch diese Erklärung, die ihm beständig vor Augen bleiben sollte, seinen Glauben stärken und seine Gegner warnen. Hinter den vier Theologen waren ihre Freunde Hedio, Sturm, Funk, Frey, Eberhard Thann, Jonas, Cruciger und noch einige andere. Jonas warf einen prüfenden Blick auf die Schweizer. „Zwingli," schrieb er, „hat etwas Bäurisches und Anmaßendes; wenn er in den Wissenschaften bewandert ist, so ist er das der Minerva und den Musen zum Trotz. Oekolampadius hat natürliche Güte und bewundernswürdige Milde. Hedio scheint eben so freimüthig als wohlwollend zu sein; aber in Bucer bemerke ich eine Fuchslist, die sich die Miene von Klugheit und Geist gibt." 1) Die Leute der rechten Mitte werden oft übler behandelt, als die der extremsten Parteien.

Anders dachten die, welche aus der Ferne nach dieser Versammlung hinblickten. Da standen sie, die großen Männer, welche in den Ebenen von Sachsen, am Ufer des Rheins und in den hohen Thälern der Schweiz die Völker nach sich gezogen hatten, die Führer der von Rom getrennten Christenheit wollten untersuchen, ob sie unter sich einig bleiben könnten; von allen Seiten Deutschlands richteten sich die Blicke und Gebete nach Marburg. „Erlauchte Fürsten des Worts," rief ihnen die evangelische Kirche durch den Dichter Cordus zu, „scharfsinniger Luther, sanfter Oekolampadius, hochherziger Zwingli, frommer Schnepf, beredter Melanchthon, muthiger Bucer, redlicher Hedion, trefflicher Osiander, tapferer Brenz, liebenswürdiger Jonas, feuriger Crato, Mönus, dessen Seele den Körper an Stärke übertrifft, großer Dionys, du Myconius, ihr Alle, die der erhabene Held, Fürst Philipp, berufen, Prediger und Bischöfe, welche von christlichen Städten abgesandt sind, um die Spaltung abzuwenden und uns den Weg der Wahrheit zu zeigen, die flehende Kirche fällt euch mit Thränen zu Füßen und beschwört euch um Christi willen, diese Sache gut durchzu-

1) Corp. Ref. I, 1097.

führen, so daß die Welt in eurem Beschlusse das Werk des heiligen Geistes selber erkenne." [1])

Der Kanzler des Landgrafen, Johann Feige, erinnerte im Namen des Fürsten daran, daß der Zweck der Besprechung die Wiederherstellung der Eintracht sei. Luther entgegnete: „Ich erkläre feierlich, daß ich von meinen Gegnern in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl abweiche und ferner abweichen werde. Christus hat gesagt: „Dieses ist mein Leib." Man zeige mir, daß ein Leib kein Leib ist. Ich verwerfe die Vernunft, den gesunden Menschenverstand, die fleischlichen Gründe und die mathematischen Beweise. Gott steht über der Mathematik. Wir haben Gottes Wort; das müssen wir anbeten und thun!"

Oekolampadius antwortete: „Es ist unläugbar, daß es Redefiguren im Worte Gottes gibt. Johannes ist Elias, der Fels war Christus, ich bin der Weinstock, und so ist der Ausdruck: dieses ist mein Leib, eine Redefigur." Luther räumte Redefiguren in der Bibel ein, aber nicht für letztere Stelle.

Alle Parteien, welche die christliche Kirche bilden, sehen übrigens in diesen Worten eine Figur. Die Römer erklären, dieses ist mein Leib, heiße nicht allein mein Leib, sondern auch mein Blut, meine Seele, meine Gottheit, Christus selbst. Rom hält diese Worte für eine Synekdoche, welche den Theil für das Ganze nimmt. Bei den Lutheranern ist die bildliche Redeweise noch viel augenscheinlicher. [2]) Synekdoche, Metapher, Metonymie, gleichviel, es bleibt immer eine Redefigur. Oekolampadius machte deshalb folgenden Schluß:

„Was Christus im 6. Kapitel Johannis verworfen, kann er in den Worten des Abendmahls nicht zugelassen haben.

„Wenn Christus aber zu den Kapernaiten sagt: „Das Fleisch ist kein nütze" (Joh. 6, 63.), so hat er den Genuß seines Leibes mit dem Munde verworfen.

„Also hat er den Genuß mit dem Munde nicht bei der Einsetzung des Abendmahls gewollt."

---

1) Bullinger II, 236.

2) „Die ganze Person Christi," Form. Conc.

Luther: Ich verneine den zweiten Satz. Christus hat keinen mündlichen Genuß, wohl aber den groben, wie den von Ochsen- oder Schweinefleisch verworfen.

Oekolampadius: Es ist gefährlich, der Materie zu viel zuzuschreiben.

Luther: Was Gott befiehlt, wird Geist und Leben. Wenn man auf Gottes Geheiß ein Strohbündel aufhebt, so verrichtet man dadurch ein geistliches Werk. Auf den, welcher redet, müssen wir achten, nicht auf das, was er sagt. Gott spricht, Menschen, Würmer horcht! Gott befiehlt, die Welt soll gehorchen, und wir Alle sollen das Wort küssen.

Oekolampadius: Was bedürfen wir aber des mündlichen Genusses, da wir den geistigen haben?

Luther: Ich frage nicht, weshalb wir dessen bedürfen, sondern ich sehe, daß geschrieben steht: Dieses ist mein Leib. Man muß es also glauben und thun. Man muß es thun. Wenn Gott mir Mist zu essen befehlen würde, so thäte ich es, es würde mir gewiß heilsam seyn.

Ein Wort des Gehorsams und des Glaubens, freilich sonderbar ausgedrückt.

Nun mischte sich Zwingli in die Debatte. Er sagte: Man muß die Schrift durch die Schrift erklären. Man kann keine zwei Arten von leiblichem Genusse annehmen und sagen, Jesus habe vom Essen, die Kapernaiten von Zerstückeln gesprochen; denn in beiden Fällen wird dasselbe Wort gebraucht. Jesus sagt, ein leiblicher Genuß seines Fleisches nütze zu nichts (Joh. 6, 63.) und so hätte er uns im Abendmahl etwas Unnützes gegeben. Manche Reden scheinen mir übrigens fast kindisch, wie die vom Miste. Die Orakel der bösen Geister waren dunkel, nicht so die Aussprüche Christi.

Luther: Wenn Christus sagt, das Fleisch sei kein nütze, so spricht er nicht von seinem, sondern von unsrem Fleische.

Zwingli: Die Seele nähret sich vom Geiste und nicht vom Fleische.

Luther: Man ißt den Leib mit dem Munde, die Seele ißt ihn nicht körperlich.

Zwingli: Der Leib Christi ist also eine körperliche Nahrung und keine Seelenspeise.

Luther: Du bist spitzfindig.

Zwingli: Nein, aber Du sagst widersprechende Dinge.

Luther: Wenn Gott mir wilde Aepfel böte, so würde ich sie geistig essen. Im Abendmahle nimmt der Mund den Leib Christi und die Seele glaubt an dessen Worte.

Zwingli führte hierauf viele Schriftstellen an, in denen das Zeichen durch die bezeichnete Sache selbst angegeben wird, und schloß daraus, man müsse mit Hinblick auf die Worte, das Fleisch sei kein nütze, auch die Abendmahlsworte so erklären. Mehr als ein Zuhörer war von diesen Beweisen überzeugt. Die lange und magere Gestalt des Straßburger Professors Lambert bewegte sich unruhig hin und her, denn anfänglich Luthers Ansicht zugethan, schwankte er jetzt zwischen beiden Reformatoren. Schon auf der Reise zum Colloquium hatte er gesagt: „Ich will wie ein weißes Blatt Papier seyn, auf welches der Finger Gottes die Wahrheit schreibt," und als er nun Zwingli und Oekolampadius hörte, rief er aus: „Ja, der Geist macht lebendig!" [1]) Als diese Umwandlung bekannt wurde, zuckten die Wittenberger die Achseln und sagten: „Wälscher Leichtsinn!" — „Wie," entgegnete Lambert, „war Paulus leichtsinnig, als er dem Pharisäismus entsagte? Sind wir es gewesen, weil wir die verlornen Sekten des Papstthums verlassen haben?"

Aber Luther war nicht erschüttert. „Dieses ist mein Leib," sagte er, und zeigte auf die vor ihm niedergeschriebenen Worte: dieses ist mein Leib. „Der Teufel kann mich davon nicht abbringen. Wenn ich zu grübeln anfange, falle ich aus dem Glauben."

„Aber, Herr Doktor," bemerkte Zwingli, „Johannes gibt uns an, wie man Christi Leib genießt, und Ihr müßt uns nicht immer dasselbe Lied singen."

---

1) Man sehe dessen Commentar zu Lukas 22, 19. 30. Er äußerte sich ferner, der Leib Christi sei weder mathematisch, noch annäherungsmäßig, noch wirklich im Abendmahle. (Epistola Lamb. de marburg colloq.)

„Du sprichst gehässig," [1]) antwortete Luther. Und dennoch hießen die Wittenberger selbst Zwingli's Argument auch nur „seine alte Leier." Zwingli antwortete ruhig:

„Ich frage Euch, Herr Doktor, ob Christus im 6. Kapitel Johannis nicht auf die an ihn gerichtete Frage hat antworten wollen?"

Luther: Herr Zwingli, Ihr wollt mir durch euren hochfahrenden Ton den Mund verstopfen. Diese Stelle gehört nicht hieher.

Zwingli: Verzeiht mir, Herr Doktor, diese Stelle bricht Euch den Hals.

Luther: Thut nicht so hochfahrend, Ihr seid in Hessen, nicht in der Schweiz. Hier schneidet man den Leuten nicht so den Hals ab. — Dann wendete er sich zu seinen Freunden, beklagte sich über Zwingli's Heftigkeit, wie wenn er in Wahrheit ihm den Hals abgeschnitten haben wollte. „Er gebraucht," sagte er, „einen blutdürstigen Soldatenausdruck." [2]) Luther vergaß, daß er sich eines ähnlichen Ausdrucks bedient hatte, als er von Karlstadt sprach.

Zwingli fuhr fort: „Auch in der Schweiz gibt es gute Gerechtigkeit, und man schneidet keinem ohne Verhör die Kehle ab. Ich wollte nur sagen, daß eure Sache hoffnungslos verloren ist.

Es herrschte große Aufregung im Rittersaale. Die Rauhheit des Schweizers und die Hartnäckigkeit des Sachsen waren aufeinander gestoßen und hatten sich aneinander gerieben. Der Landgraf sah, daß sein Versöhnungsplan scheiterte, und gab zu erkennen, daß er Zwingli's Erklärung billige. Er sagte zu Luther: „Der Herr Doktor sollte so gewöhnliche Redensarten nicht übel nehmen." Gleichviel; das unruhige Meer legte sich nicht so leicht, so daß der Fürst aufstand und in den Speisesaal sich begab. Nach Tische ging man wieder an das Werk.

„Ich glaube," sagte Luther, „daß Christi Leib im Himmel, aber auch im Sakramente ist. Mag dieses gegen die Natur sein, wenn es nur nicht gegen den Glauben ist. Christus ist der Substanz nach, wie er von der Jungfrau geboren, im Sakramente.

---

1) Bullinger II, 228.

2) *Hospinian*. 131.

Oekolampadius führte die Stelle aus Paulus 2 Kor. 5, 16. an: Wir kennen Christum nicht mehr nach dem Fleische.

Luther: Nach dem Fleische heißt hier nach fleischlicher Gesinnung.

Oekolampadius: Du gibst keine Metaphora in den Worten: „dieses ist mein Leib," zu, hier aber nimmst Du eine Synekdoche.

Luther: Die Metaphora läßt nur ein Zeichen übrig, anders die Synekdoche. Wenn man sagt, man wolle eine Flasche trinken, so versteht man darunter das in der Flasche befindliche Bier. Der Leib Christi ist im Brode, wie ein Schwert in der Scheide, wie der heilige Geist in der Taube.

So stand der Streit, als der Nürnberger Prediger Osiander, der Augsburger Prediger Stephan Agricola und der Pfarrer Brenz aus Hall in Schwaben, Verfasser des berühmten Syngramma, eintraten, welche sämmtlich vom Landgrafen eingeladen waren, aber ihre Abreise auf Brenzens Veranlassung verzögert hatten, weil Luther an diesen geschrieben hatte, er möge nicht kommen. Sie setzten sich neben Luther und Melanchthon. „Höret zu, hieß es, und wo es noth thäte, redet." Sie machten von dieser Erlaubniß geringen Gebrauch. Melanchthon schreibt: „Außer Luther sind wir alle stumme Personen gewesen." [1]) Der Kampf setzte sich fort.

Zwingli sah, daß die Exegese nicht ausreichte und nahm die Dogmatik, so wie die Naturphilosophie zur Hilfe. „Ich stelle Dir den Glaubensartikel: Aufgefahren gen Himmel, entgegen. Wenn Christus leiblich im Himmel ist, wie kann er denn im Brode seyn? Gottes Wort lehrt uns, daß er in allen Dingen seinen Brüdern gleich gewesen ist (Hebr. 2, 17.) Er kann also nicht gleichzeitig an mehreren Orten seyn.

Luther: Wenn ich vernünfteln wollte, so wollte ich beweisen, daß Jesus eine Frau und schwarze Augen gehabt, und in Deutschland gewohnt hat. Ich kümmere mich nicht um die Mathematik.

Zwingli: Es handelt sich hier nicht um Mathematik,

---

1) Scultet. 225. *Zwingli* Opp. IV, 202.

sondern um Paulus, der zu den Philippern sagt: μορφὴν δούλου λαβών. [1])

Luther: Laßt das griechische, führt es lateinisch oder deutsch an.

Zwingli: Entschuldigt, seit zwölf Jahren bediene ich mich nur des griechischen Testaments. Er las sofort diese Stelle, und bewies daraus, daß die Menschheit Christi wie die unsrige beschränkt sei.

Luther auf die Worte deutend, die er auf den Tisch geschrieben: Liebe Herren, mein Herr Jesus sagt: dieses ist mein Leib, darum glaub' ich, daß sein Leib wirklich da ist.

Der Streit wurde lebhafter. Zwingli sprang auf, gegen Luther zu, schlug auf den Tisch vor ihm und sagte: Herr Doktor, ihr behauptet also, der Leib Christi befinde sich örtlich im Abendmahle, denn ihr sagt, der Leib Christi ist wirklich da. Da, da, da, das ist ein Adverbium des Ortes. Der Leib Christi kann sich also an einem Orte befinden. Wenn er an einem Orte ist, so ist er im Himmel, also ist er nicht im Brode.

Luther: Ich wiederhole euch, daß ich nichts von mathematischen Beweisen will. Sobald das Brod geweiht ist, ist der Leib da, so schlecht auch der Priester sein mag, der das Wort spricht.

Zwingli: Damit richtet ihr das Papstthum wieder auf.

Luther: Daß dies geschieht, kommt nicht vom Verdienst des Priesters, sondern von dem Gebote Christi. Wenn ich vom Leibe Christi spreche, so will ich nichts von einem besondern Orte hören, das will ich durchaus nicht.

Zwingli: Muß denn aber alles genau so, wie ihr es wollt, geschehen?

Der Landgraf sah, daß die Unterredung wieder hitzig wurde, es war Essenszeit; da hob er die Sitzung auf.

Obwohl der folgende Tag, der 3. Oktober, ein Sonntag war, so wurde doch die Besprechung fortgesetzt, vielleicht weil eine ansteckende Seuche, der englische Schweiß genannt, in Marburg ausgebrochen war, in Folge deren die Conferenz nicht

---

1) Er nahm Knechtsgestalt an. Philipp. 2, 7.

mehr lange hinausgezogen werden durfte. Luther knüpfte an die früheren Sätze an und sagte:

„Der Leib Christi ist im Sakramente, aber nicht wie an einem Orte.“

Zwingli: Dann ist er nicht da.

Luther: Die Sophisten sagen, ein Körper könne wohl an mehreren Orten zugleich seyn. Das Weltall ist ein Körper, und doch kann man nicht sagen, daß es an einem bestimmten Orte sei.

Zwingli: Wenn Ihr von den Sophisten sprecht, Herr Doktor, so müssen wir zu den Zwiebeln und Fleischtöpfen Aegyptens zurückkehren, und wenn Ihr sagt, das Weltall sei nirgends, so bitte ich alle verständigen Menschen, diese Behauptung zu prüfen. — Jetzt schickte sich Zwingli, der auf jede Behauptung Luthers mehr als einen Pfeil in seinem Köcher hatte, an, seinen Satz, nachdem er ihn durch Schrift und Philosophie bewiesen hatte, durch das Zeugniß der Kirchenlehrer zu erhärten.

„Hört,“ sagte er, „was Fulgentius, Bischof von Ruspe in Numidien, im 5. Jahrhundert zu Thrasimund, König der Vandalen sagte: der Sohn Gottes hat die Eigenschaften der wirklichen Menschheit angenommen und doch die der wirklichen Gottheit nicht verloren. Zeitlich von seiner Mutter geboren, bleibt er ewig vermöge seiner Gottheit, die er vom Vater hat. Da er vom Menschen kommt, ist er Mensch und somit an einem bestimmten Orte, da er vom Vater ausgeht, ist er Gott und folglich überall. Nach menschlicher Natur war er, als er auf Erden war, abwesend vom Himmel, und verließ er die Erde als er gen Himmel auffuhr, nach seiner göttlichen Natur blieb er im Himmel als er niederstieg, und verließ er die Erde nicht als er auffuhr.“

Aber Luther wiederholte immer: „Es steht geschrieben: dieses ist mein Leib,“ worauf Zwingli endlich ungeduldig sagte: „Das ist ein elender Zank; so könnte ein eigensinniger Streiter das Wort des Herrn zu seiner Mutter, dieses ist dein Sohn, indem er auf Johannes wies, beharrlich wiederholen und allen Erklärungen zum Trotz ohne Aufhören schreien: Nein, er hat gesagt, siehe, das ist dein Sohn. Und noch ein Zeugniß; der heilige Augustinus sagt: Wir dürfen nicht glauben, daß Christus

6*

in menschlicher Gestalt überall sei, wir dürfen nicht, um seine Gottheit festzustellen, seinem Leibe seine Wirklichkeit nehmen. Christus ist jetzt allgegenwärtig als Gott, und doch wegen seines wahren Leibes an einem bestimmten Orte des Himmels.“

Luther antwortete: „Augustinus spricht hier nicht vom Abendmahle. Der Leib Christi ist im Abendmahle nicht wie an einem Orte.

Oekolampadius merkte, daß er diese Behauptung Luthers für sich benützen könne; „der Leib Christi,“ sagte er, „ist nicht örtlich im Abendmahle, er ist folglich nicht als wirklicher Leib da, denn bekanntlich gehört es zum Wesen eines Körpers, an einem bestimmten Orte zu seyn.

So schloß die Besprechung des Vormittags. Oekolampadius dachte inzwischen noch näher darüber nach und meinte, diese letzte Aeußerung Luthers biete einen Anknüpfungspunkt, weshalb er nach Tische sogleich bemerkte: „der Herr Doktor hat zugegeben, daß der Leib Christi im Sakramente nicht örtlich vorhanden sei. Untersuchen wir nun in aller Freundschaft, welcher Art diese Anwesenheit des Leibes Christi ist.“

Luther sah gleich, wohin man ihn führen wollte und gab die kurze Antwort: „Man wird mich keinen Schritt weiter bringen; habt Ihr Fulgentius und Augustinus für Euch, so haben wir die übrigen Väter für uns.“

Oekolampadius rief: „Nennet diese Doktoren, wir machen uns anheischig, Euch zu beweisen, daß sie unserer Ansicht sind;“ Diese Gründlichkeit war den Wittenbergern verdrießlich. Luther entgegnete darum auch: „Wir nennen sie nicht.[1]) Augustin hat die angeführte Stelle in seiner Jugend geschrieben, sie ist noch dazu sehr unverständlich.“ Nicht zufrieden, immerfort die Worte: „dieses ist mein Leib,“ zu wiederholen, hob er den sammtenen Teppich vom Tisch auf und zeigte seinen Gegnern den Spruch, den er mit Kreide vor sich hingeschrieben hatte. „Seht,“ sprach er, „so lautet die Stelle; Ihr habt uns noch nicht daraus vertrieben, wie Ihr Euch gebrüstet habt, und wir kümmern uns um keine andern Beweise mehr.“

---

1) Scultet 228.

„Wenn dem so ist, so mag die Besprechung lieber aufhören,“ sagte Oekolampadius. „Ich erkläre nur noch, daß wir die Väter nicht deßhalb anführen, um uns auf ihre Autorität zu stützen, sondern nur um darzuthun, daß unsere Lehre keine Neuerung ist.“ Dieses ist auch der allein rechtmäßige Gebrauch der Kirchenväter. Eine Fortsetzung der Besprechung war in der That unpassend. Luthers Vertheidiger Seckendorf [1]) sagt selbst, er sei schroff und gewaltthätig gewesen und habe die Schweizer immer nur aufgefordert, sich seiner Ansicht zu unterwerfen.

Als der über diesen Ausgang erschrockene Kanzler die Theologen bat, sich zu verständigen, sagte Luther: „Ich kenne dafür nur Ein Mittel: unsre Gegner müssen glauben, was wir glauben.“ — „Das können wir nicht,“ antworteten die Schweizer. — „Nun, so überlasse ich euch dem Gerichte Gottes und bitte ihn, euch zu erleuchten,“ sprach Luther. — „Wir thun dasselbe,“ erwiederte Oekolampadius. Während diese Worte gewechselt wurden, stand Zwingli stumm, unbeweglich, tief ergriffen da, und seine lebhafte Gemüthsart, die sich während der Besprechung so oft gezeigt, gab sich in anderer Weise kund: er vergoß Thränen vor Aller Augen.

Die Besprechung war zu Ende; im Grunde war sie ruhiger gewesen, als es nach diesem Berichte scheinen könnte, oder war der damalige Maßstab für solche Fälle ein anderer als der unsrige. „Mit Ausnahme einiger Ausbrüche,“ schreibt ein Zeuge, „ging alles freundlich und anständig und höchst mild her. Man hörte immer nur die Worte: lieber Herr und Freund, Eure Liebe und ähnliches; kein Wort von Spaltung und Ketzerei. Man hätte Luther und Zwingli für Brüder halten können. [2]) So schreibt Brenz, allein unter diesen Blumen verbarg sich allerdings eine große Kluft, und ein anderer Zeuge, Jonas, spricht von der Besprechung als von einem sehr heftigen Kampfe. [3])

Die plötzlich in Marburg ausgebrochene Seuche richtete große Verheerung an und verbreitete überall Schrecken, so daß

1) Seckendorf 136.
2) *Zwingli* Opp. IV, 201.
3) Corp. Ref. I, 1096.

Alles aus der Stadt zu kommen sich beeilte. „Ihr Herren,“ sagte der Landgraf, „so könnt Ihr Euch nicht trennen,“ und um den Doktoren Gelegenheit zu geben, sich ohne das theologische Schulgezänke beisammen zu sehen, lud er sie auf den Sonntag Abend zur Tafel. Philipp von Hessen hatte immer die größte Aufmerksamkeit an den Tag gelegt, und Jeder meinte ihn für sich gewonnen zu haben; „ich schenke lieber den einfachen Worten Christi Glauben, als den spitzfindigen Gedanken der Menschen,“ hatte er gesagt, wie Jonas berichtet. Zwingli seinerseits versicherte, der Fürst denke wie er, wenn er auch gegenüber von gewissen Leuten nicht recht mit der Sprache herausrücke. Luther, der wohl einsah, daß seine Beweise gegen die Autorität der Väter schwach gewesen, übergab dem Fürsten einen Aufsatz, in welchem er die seiner Ansicht günstigen Stellen von Hilarius, Chrysostomus, Cyprian, Irenäus und Ambrosius zusammengestellt hatte. Die Abreise stand bevor und es war nichts zu Stande gekommen; gleichwohl arbeitete der Landgraf noch immer eifrig auf die Einigung hin, wie Luther an seine Frau schreibt,[1]) er ließ alle Theologen nach einander zu sich kommen, drang in sie, bat, warnte, ermahnte, beschwor. „Denkt an das Heil der Christenheit, räumt die Zwietracht fort aus ihrem Schooß,“ sagte er.[2]) Nie hat ein Feldherr sich so bemüht, eine Schlacht zu gewinnen!

Noch eine Zusammenkunft fand Statt, und zwar Eine, wie sie die Kirche selten gleich ernst und feierlich erlebt hat. Luther und Zwingli, die Schweiz und Sachsen sahen sich zum letzten Male. In einem Zeitpunkt, wo der „englische Schweiß“ Tausende umbrachte, wo Karl V. und der Papst sich verbündeten, Ferdinand und die katholischen Fürsten die Protestation von Speier zerreißen wollten, und das Ungewitter immer näher zog, da schien Eintracht allein die Protestanten retten zu können, es nahte die Stunde der Abreise, vielleicht ewige Trennung im Gefolge.

Zwingli sagte: „Wir wollen in Allem, worin wir übereinstimmen, unsre Einheit bekennen, und in den übrigen Punkten

---

1) Luth. Br. III, 512.

2) *Zwingli* Opp. IV, 203.

nicht vergessen, daß wir Brüder sind. Es wird niemals Friede in der Kirche herrschen, wenn nicht, unbeschadet der großen Lehre von dem Seligwerden durch den Glauben, in untergeordneten Dingen Verschiedenheit der Ansicht stattfinden darf."

Darin liegt in der That das wahre Prinzip der christlichen Union, welches das 16. Jahrhundert noch nicht fassen konnte, weil dasselbe noch zu tief in der Scholastik verstrickt war, das aber hoffentlich das 19. Jahrhundert richtiger begreifen wird. „Gewiß, gewiß," sagte der Landgraf, „Ihr stimmt überein, gebt einen Beweis Eurer Einigkeit und erkennt Euch als Brüder an." Zwingli näherte sich den Wittenbergern und sagte: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber einig seyn möchte, als mit Euch." [1]) Oekolampadius, Bucer, Hedion sprachen eben so. Der Landgraf drang immer wieder darauf, sie möchten einander als Brüder anerkennen, die Herzen waren bewegt, schon war man sich nahe, Zwingli mit Thränen in den Augen, was Alle sahen, Fürst, Hofleute und Theologen (wie Luther selbst berichtet)[2]), trat auf Luther zu und bot ihm die Hand. Die beiden Familien der Reformation sollten sich vereinigen, lange Zwistigkeiten in der Wiege erstickt werden, aber Luther wies die ihm angebotene Hand ab. „Ihr habt einen andern Geist als wir," sprach er. Diese Worte stießen die Schweizer zurück wie ein elektrischer Schlag, ihr Herz blutete, so oft Luther diese Worte wiederholte, was, wie er selbst sagt, mehrere Male geschah.

Die Wittenberger Doktoren Luther, Melanchthon, Agricola, Brenz, Jonas und Osiander beriethen sich noch eine Weile mit einander. Sie waren überzeugt, daß ihre Lehre vom Abendmahl für die Seligkeit wesentlich sei, weshalb sie alle Gegner derselben als außerhalb des Glaubens stehend ansahen. „Welche Thorheit," sagte Melanchthon, der später fast ganz auf Zwingli's Seite trat, „sie verdammen uns und wollen doch von uns als Brüder betrachtet werden." [3]) Brenz schreibt: „Welche Veränderlichkeit, kaum haben sie uns als Anbeter eines Brod-Gottes

---

1) Bullinger II, 225.

2) *Hospinian* 136.

3) Corp. Ref. I, 1108.

beschimpft und jetzt suchen sie unsre Gemeinschaft. Er sagte dann Zwingli in's Gesicht: „Ihr gehört nicht zur Gemeinschaft der christlichen Kirche, wir können euch nicht als Brüder anerkennen." [1])

Die Schweizer dachten bei weitem nicht so engherzig und schroff. „Unsere Meinung ist," sagte Bucer, „daß Eure Lehre die Ehre Jesu Christi, der jetzt zur Rechten des Vaters sitzt, beeinträchtigt. Da Ihr aber überall eure Abhängigkeit vom Herrn anerkennt, so berücksichtigen wir Euer Gewissen, welches Euch Euren Glauben vorschreibt, und wir zweifeln nicht, daß Ihr in Christo seid."

„Wir," sagte Luther, „erklären dagegen noch einmal, daß unser Gewissen uns verbietet, Euch als Brüder anzuerkennen. — „Wenn dem so ist, so können wir es auch nicht verlangen," antwortete Bucer. — „Wie könnt Ihr mich als Euren Bruder betrachten," fragte Luther weiter, „Das beweist deutlich, daß Ihr keinen großen Werth auf Eure Lehre legt." — „So wählt denn selbst," sagte Bucer, „entweder erkennt Ihr Keinen als Bruder an, der auch nur in einem einzigen Punkte von Euch abweicht, und dann habt Ihr keinen einzigen Bruder, selbst nicht in Eurer eigenen Partei, oder aber Ihr nehmt Einzelne an, welche von Euch abweichen und dann müßt Ihr uns annehmen." „Wir haben," fuhren die Schweizer fort, „das Bewußtsein, rein vor Gott gehandelt zu haben. Die Nachwelt wird es bezeugen." [2]) Die Schweizer waren im Begriff aufzubrechen, Luther blieb felsenfest, zum großen Unwillen des Landgrafen, an dessen Bemühungen sich auch die hessischen Theologen Krafft, Lambert, Schnepf, Lonicer, Melander angeschlossen hatten.

Luther berieth sich wieder mit seinen Gefährten. „Gebet Acht," meinte er, „daß wir uns nicht zu stark schneuzen und dann Blut fließt." [3]) Dann wandte er sich zu Zwingli und Oekolampadius mit den Worten: „Wir erkennen Euch als Freunde an, nicht aber als Brüder und Glieder der christlichen Kirche, doch die Liebe, die man ja auch dem Feinde schuldet, soll Euch

---

1) *Zwingli* Opp. IV, 203.

2) *Zwingli* Opp. IV, 194.

3) *Luth.* Epp.

nicht versagt sein."[1]) Zwingli, Bucer, Oekolampadius waren tief gekränkt, es war das fast eine neue Beleidigung, doch beschlossen sie es hinzunehmen. „Ein Jeder lehre seine Lehre," sagten sie, „alle heftigen Schriften und Worte, alle Schmähungen sollen unterbleiben." Luther trat gegen die Schweizer hin und sprach: „Wir sind einverstanden und ich reiche Euch die Hand der Liebe und des Friedens," tief bewegt näherten sich die Schweizer den Wittenbergern und alles drückte sich die Hand, Luther selbst war gerührt, die christliche Liebe gewann ihre Rechte wieder in seinem Herzen. „Es ist," schrieb er, „durch die Unterdrückung unsrer heftigen Streitigkeiten schon viel gewonnen, wir hätten kaum so viel erwartet. Möge Christus auch das letzte Hinderniß wegräumen, das uns noch trennt. Eine wohlwollende Eintracht besteht schon unter uns, wenn wir ausdauernd beten, wird die Brüderlichkeit auch kommen." Der Landgraf wünschte nun noch eine schriftliche Aufzeichnung dieses wichtigen Resultats, damit die christliche Welt erkenne, wie sie in allen Hauptstücken des Glaubens, abgesehen von der Gegenwart des Leibes und Blutes im Abendmahle, übereinstimmen. Man verstand sich dazu, aber wer sollte diesen Aufsatz verfassen? Alle erwarteten dieses von Luther, selbst die Schweizer verließen sich auf seine Unparteilichkeit.

Luther zog sich aufgeregt und gedankenvoll in sein Zimmer zurück, indem er die Schwierigkeit der Aufgabe wohl erkannte. Er hätte gern ihre Schwachheit geschont und wollte doch auch der christlichen Lehre nicht den mindesten Abbruch thun; aber wie es angreifen, dieser Gedanke ängstigte ihn. Zuletzt sprach er: „Ich will die Artikel auf's allerbeste stellen. Sie werden sie doch nicht annehmen."[2]) Er schrieb 15 Artikel nieder und überreichte sie den Theologen.

Diese Artikel sind wichtig. Die in der Schweiz und in Sachsen unabhängig von einander entstandenen Lehrweisen waren einander nahe gerückt und zusammengestellt; waren sie bloßes Menschenwerk so mußten sie sich entweder sklavisch gleichen oder entschieden entgegengesetzt sein. Doch dem war nicht so. Die

1) *Zwingli* Opp. 203.

2) Riederer Nachr. II, 120.

große Uebereinstimmung der deutschen und der schweizer Reformation trat klar hervor, weil sie einer und derselben göttlichen Belehrung entstammten, die untergeordneten Abweichungen rührten daher, daß Gott sie durch Menschen zu Stande gebracht hatte.

Luther verlas den ersten Artikel: „Erstlich glauben wir an einen einigen, wahren Gott, Schöpfer Himmels und der Erden und aller Creaturen, und daß dieser Gott, einig in Wesen und Natur, dreifach in Personen ist, nämlich Vater, Sohn und Geist, wie es im nicänischen Concil bestimmt ist, und die allgemeine christliche Kirche es bekennt.“ Die Schweizer gaben ihre Zustimmung, so wie über alle Sätze, die von der Gottheit und Menschheit Jesu Christi, von seinem Tod und der Auferstehung, von der Erbsünde, der Rechtfertigung durch den Glauben, der Wirksamkeit des heiligen Geistes und des Wortes Gottes, der Taufe, den guten Werken, der Beichte, der bürgerlichen Ordnung und den Ueberlieferungen handelten. So weit ging Alles gut und die Wittenberger konnten sich nicht genug wundern. Sie hatten beide die Irrthümer der Papisten, welche den Glauben zu etwas rein Aeußerlichem machen, und die der Schwärmer, welche ihn ganz verinnerlichen, verworfen, und standen zwischen jenen beiden Lagern unter einer Fahne. Aber jetzt sollte sich die Trennung zeigen, denn Luther hatte den Artikel vom Abendmahl bis an's Ende aufgespart; er verlas ihn:

„Wir glauben Alle, daß das Abendmahl seiner Einsetzung gemäß unter zweierlei Gestalt zu begehen ist, daß die Messe kein Werk ist, wodurch ein Christ die Gnade für einen andern Lebendigen oder Todten erwirkt, daß das Sakrament des Altars das Sakrament des wahren Leibes und des wahren Blutes Christi ist, und daß der geistige Genuß dieses Leibes und dieses Blutes einem jeden Christen unentbehrlich ist.“

Jetzt war das Verwundern auf Seite der Schweizer. Luther las weiter: „Eben so in Bezug auf den Gebrauch des Sakraments sind wir darin einig, daß es, wie das Wort, vom allmächtigen Gott angeordnet worden, damit die schwachen Gewissen durch den heiligen Geist zu Glauben und Liebe angeregt werden. (Die Schweizer freuten sich noch mehr.) Wenn wir aber auch über

die Frage, ob der wahre Leib und das wahre Blut Christi körperlich im Brod und Wein sind, nicht übereinstimmen, so werden doch beide Parteien christliche Liebe gegen einander üben, so weit es das Gewissen gestattet, und wir wollen Alle fleißig zum Herrn beten, daß er uns bestärke durch den heiligen Geist in dem rechten Verstande." (Osiander setzt, in den rechten Verstand, worin liegen würde, daß man ihn noch nicht wirklich hat, Bullinger und Scultetus haben den Dativ.) Die Schweizer erreichten, was sie gewünscht hatten, Einheit in der Verschiedenheit, und man beschloß sogleich, die Artikel in einer feierlichen Sitzung zu unterzeichnen, in welcher man sie noch einmal verlas. Oekolampadius, Zwingli, Bucer, Hedio unterschrieben sie zuerst auf einem, dann Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander, Brenz und Agricola auf einem andern Exemplar, hierauf wurde je das Exemplar der einen Partei von der andern Partei unterschrieben, und zuletzt übergab man das wichtige Aktenstück dem Drucke.

Die Reformation hatte nun in Marburg einen wesentlichen Fortschritt gemacht. Zwingli's Meinung von der geistigen, Luthers von der leiblichen Anwesenheit finden sich beide schon im Alterthum, nur die beiden Extreme sind immer verworfen worden, die rationalistische Ansicht, welche im Abendmahle nichts als ein Gedächtnißmahl sieht, und die papistische, welche eine Transsubstantiation annimmt. Das sind zwei Irrthümer, indeß Luthers und Zwingli's, so wie die den Mittelweg einschlagende Lehre Calvins schon in alten Zeiten als eine doppelte Auffassung der Wahrheit betrachtet worden ist. Hätte Luther nachgegeben, so wäre zu befürchten gewesen, die Kirche möchte in das Extrem des Rationalismus fallen, Zwingli's Nachgiebigkeit hätte Rückfall in das Papstthum zur Folge haben können. Das Nebeneinderbestehen dieser verschiedenen Ansichten ist heilsam, verderblich ist nur das, wenn die Männer der einen Ansicht die der andern verdammen. „Dieser Skrupel besteht allein noch in der Kirche," schrieb Melanchthon.

Römische und Evangelische, Sachsen und Schweizer, Alle mit einander gaben die wirkliche Gegenwart Christi zu, aber da trat der wesentliche Punkt der Trennung ein, ob sie durch den Glauben der Genießenden, oder durch das opus operatum des

Priesters vollzogen werde. Papismus, Hierarchismus, Puseyismus liegen nothwendig als Keim in letzterer Lehre. Wenn man, wie Luther, behauptet, diese wirkliche Gegenwart Christi werde durch drei Worte eines schlechten Priesters zu Stande gebracht, so ist man in der päpstlichen Kirche. Luther hat scheinbar zuweilen dieser Lehre gehuldigt, aber er hat oft von einer geistigen Auffassung gesprochen, und wenn wir den großen Mann in seinen guten Stunden nehmen, so sehen wir in den beiden Parteien der Reformation nur Einheit im Wesentlichen und Verschiedenheit im Untergeordneten. Der Herr hat allerdings seiner Kirche äußere Zeichen seiner Gnade verliehen, aber nicht diese Zeichen sind es, an die er die Seligkeit geknüpft hat. Daß das Wesentliche das Verhältniß der Gläubigen zum Worte, zum heiligen Geiste, zum Haupte der Kirche sei, das hat als große Wahrheit die französische und schweizer Reformation verkündigt und selbst das Lutherthum anerkannt. Seit der Marburger Besprechung werden die Streitigkeiten gemäßigter.

Der zweite Gewinn des Marburger Colloquiums ist der, daß alle evangelischen Theologen einhellig ihre Trennung vom Papstthum aussprachen. Obwohl Zwingli anfänglich in Bezug auf Luther einige allerdings unbegründete Besorgniß hegte, so verlor sich doch bald seine Furcht; und er schrieb: „Jetzt da wir einverstanden sind, können die Papisten nicht mehr hoffen, daß Luther der Ihrige werde.“ Die Marburger Artikel sind das erste gemeinschaftlich errichtete Bollwerk der Reformatoren gegen Rom.[1])

Philipp von Hessen hatte also nach der Protestation von Speier eine Annäherung der Freunde des Evangeliums zu Marburg nicht vergeblich versucht. Aber obschon der religiöse Zweck theilweise erreicht wurde, so schlug doch der politische gänzlich fehl, da sich ein Bündniß der Schweiz und Deutschland als unausführbar ergab, so oft auch Philipp von Hessen darüber geheime Zusammenkünfte mit Zwingli veranstaltet hatte. Ueber diese letzteren waren die Sachsen, welche Zwingli's Politik nicht minder

1) Das Autograph der Reformatoren ist jetzt in Basel aufgefunden worden. Es ist von Dr. Heppe 1847 unter dem Titel: „die 15 Marburger Artikel“ herausgegeben worden. (D. Uebers.)

als dessen Theologie verwarfen, unruhig geworden, Jonas sagte einmal zu Zwingli: „Habt Ihr erst die Bauernmütze reformirt, so werdet Ihr Euch an den Hermelinhut der Fürsten machen wollen.“ Am letzten Tage versammelten sich alle Doktoren auf des Landgrafen Einladung an Philipps Tafel, boten einander freundlich die Hand und bereiteten sich zur Abreise. Was die Marburger Conferenz der Nachwelt als Beispiel hinterließ, war die herzliche Eintracht der Christen in den wesentlichen Glaubenslehren, ohne jedoch die besonderen Lehren fallen zu lassen. Am Dienstag den 5. Okt. verließ der Kurfürst frühmorgens die Stadt, Luther von seinen Amtsbrüdern begleitet Nachmittags, doch nicht mit Siegesbewußtseyn, sondern in gedrückter, höchst beklommener Stimmung, wie er auch schreibt, er habe sich im Staube wie ein Wurm gekrümmt, und der Satan habe ihn so gequält, daß er gefürchtet habe, Weib und Kind nie mehr zu sehen, und ausrief, er, der Tröster so vieler geängstigter Seelen sei jetzt selbst ohne allen Trost.

Dieser Zustand konnte theilweise darin seinen Grund haben, daß Luther es an der nöthigen brüderlichen Liebe hatte fehlen lassen; indessen hatte er auch andere Ursachen. Soliman wollte Ernst machen mit einer Aeußerung, die er gegen König Ferdinand gethan. Dieser hatte im Jahre 1528 Belgrad zurückverlangt, aber von dem Sultan die stolze Antwort bekommen, er wolle ihm die Schlüssel der Stadt selbst nach Wien bringen. Er überschritt die deutsche Gränze, eroberte Gegenden, welche nie vorher ein muselmännisches Roß betreten hatte, und acht Tage vor dem Marburger Gespräche waren die Ebene und die fruchtbaren Hügel rings um Wiens Mauern mit unzählbaren Zelten bedeckt. Der Krieg war Anfangs unterirdisch, indem beide Theile tiefe Gänge unter den Wällen gegraben hatten. Dreimal sprengten die türkischen Minen die Mauer in die Luft. Ein türkischer Schriftsteller (Dschelalsadeh) sagt: „Die Kugeln der Karthaunen und Flinten flogen wie Schwärme kleiner Vögel durch die Luft; es war ein Festgelage, bei dem die Genien des Todes die Gläser kredenzten.“

Luther stellte auch hier seinen Mann. Nachdem er schon gegen die Türken geschrieben hatte, gab er jetzt seine „Heerpredigt wider

die Türken" heraus, [1]) worin er sagt: „Mahomed rühmt Christum als sündlos, aber er läugnet, daß er wahrer Gott sei, darum so ist er sein Feind. Die Welt ist jetzt so, daß es überall Mahomeds Schüler zu regnen scheint. Zwei müssen dem Türken entgegentreten: zuerst der Christ, das heißt das Gebet, sodann Karl, das Schwert. Aber ich kenne meine guten Deutschen, die feisten und vollen Säue, die, sowie die Gefahr abzieht, nur an Fressen und Schlafen denken. Wehe, wenn du nicht die Waffen ergreifst, so kommt der Türk und nimmt dich mit, und verkauft dich wie einen Hund, und du mußt ihm Tag und Nacht unter der Peitsche dienen für ein Glas Wasser und ein Stück Brod. Daran denke, bekehre dich und diene dem HErrn, daß er dir nicht den Türken als Schulmeister schicke."

Die beiden von Luther bezeichneten Waffen wurden wirklich kräftig angewandt, so daß Soliman endlich erkannte, daß er nicht die Seele des Weltalls sei, wie sein Dichter ihn genannt hatte, sondern daß es in der Welt eine der seinigen überlegene Macht gebe, am 16. Oktober hob er die Belagerung von Wien auf. Der Schatten Gottes, wie er sich selbst nannte, verschwand hinter dem Bosporus.

Luther wähnte, der Türke, oder vielmehr dessen Gott, der Teufel, habe von Wien zurückweichend sich auf ihn selbst geworfen; dieser Feind Christi sei es, den er in seinem schrecklichen Seelenkampfe besiegen müsse. [2]) Luther hatte das königliche Gebot der Liebe übertreten, und mußte es nun erfahren, daß jeder Uebertretung des Gesetzes die Strafe auf dem Fuße folgt. Er kehrte nach Wittenberg zurück und warf sich von Todesangst gequält in die Arme der Seinigen. Doch dürfen wir die wesentlich reformatorischen Eigenschaften, die Luther zu Marburg bewiesen hat, nicht übersehen. Im Werke Gottes gibt es verschiedene Rollen, und wie unter den Aposteln sehr verschiedene Charaktere waren, so auch unter den Reformatoren. Man hat gesagt, bei der Gestaltung und Neugestaltung der Kirche hätten Petrus und Luther den gleichen Charakter und die gleiche Auf-

---

1) Heerpredigt. *Luth.* Opp. W. XX, 2691.

2) *Luth.* Epp. III, 520.

gabe gehabt. Beide gehören zu der Klasse von Menschen, welche Bahn brechend auftreten, sich vorne dran zum Kampfe drängen, denen aber die Fahne, die sie schwingen, bald ein ganzes Heer zuführt. Der Reformator hatte sogar vielleicht eine Eigenschaft, die dem Apostel fehlte, die Festigkeit. Petrus kam zu Fall in Antiochia und im Hofe des Hohenpriesters. Luther, der im Uebrigen die übernatürlichen Gaben Petri nicht besaß, fiel zwar auch, was wir nicht verheimlicht haben, aber sobald es sich um die Lehre handelte, welche er als die von Gott selbst gegebene erkannt hatte, war er immer, besonders in Marburg, ein unerschütterlicher Fels. Diese Festigkeit that für den Erfolg der Reformation noth, und mag man auch nicht alle seine bei dem Marburger Gespräche geäußerten Ansichten theilen, so muß man doch den großen Mann, den Glaubenshelden in ihm erkennen, von dem es auch hätte heißen können: Du sollst Kephas, das heißt Fels heißen.

Zwingli verließ Marburg, erschrocken über Luthers Unduldsamkeit, wie er auch an den Landgrafen schrieb: „Das Lutherthum wird so schwer als das Papstthum auf uns lasten.“ Am 9. Oktober kam er zu Zürich an, wo er seinen Freunden erklärte, die Wahrheit habe so klar gesiegt, daß wenn je einmal Einer vor aller Welt überwunden worden, so sei es Luther, obschon er sich immer für unbesiegbar erklärt habe. [1]) Andererseits schrieb Luther: „Aus Furcht vor ihren Landsleuten haben die Schweizer, obwohl besiegt, nicht widerrufen wollen.“ [2]) Fragt man, auf welcher Seite der Sieg war, so muß man vielleicht antworten, Luther habe sich das Ansehen des Siegers gegeben, in der That aber habe Zwingli gesiegt. Die Marburger Zusammenkunft verbreitete die bis dahin wenig bekannte Schweizer Lehre in Deutschland, welche von einer großen Zahl angenommen wurde. Darunter war unter Anderen Laffards, erster Rektor der Martinsschule zu Braunschweig, Dionysius Melander, Justus Lening, Hartmann, Ibach. Der Landgraf erklärte selbst kurz vor seinem Tode, jenes Gespräch

---

1) *Zwingli* Epp. 374. 370.

2) *Zwingli* Opp. II, 19. [Man lese aber auch Luthers Briefe III, 513. 516. 518. 520.]

habe ihn bewogen, die Lehre von einer körperlichen Anwesenheit Christi im Abendmahle aufzugeben. [1])

Doch hatte die Einheit in jener denkwürdigen Epoche das Uebergewicht, wovon uns die Schriftsteller der Gegenpartei, die in der Regel hierin ein besserer Richter ist, Zeugniß ablegen können, indem die Katholiken sich beschweren, daß die Lutheraner und Zwinglianer über alle wesentlichen Glaubenspunkte übereingekommen waren. „Sie werden Eins gegen die katholische Kirche," hieß es, „wie Herodes und Pilatus gegen Jesum Christum." Die schwärmerischen Sekten sprachen ebenso; das hierarchische wie das radikale Prinzip erhob sich in gleicher Weise gegen die Marburger Einheit.

Eine weit größere Aufregung drängte bald all dies Gezänke in den Hintergrund. Je drohender die Gefahr für die evangelische Welt war, um so dringender und kräftiger mußte sie sich der Einigkeit befleißen. „Der Kaiser," hieß es, „ist über die Protestation von Speier entrüstet und wie ein Eroberer in Genua gelandet. Er hat in Barcelona geschworen, die Ketzer dem Papst zu unterwerfen, er begibt sich zu diesem, um vor ihm den Fußfall zu thun und sofort die Alpen zu übersteigen und seine schrecklichen Plane auszuführen. „Kaiser Karl," schrieb Luther wenige Tage nach dessen Landung, „bedroht uns mehr, will schrecklicher gegen uns wüthen als der Türke. Es ist die Leidens- und Kampfesstunde Christi! Beten wir für Alle, welche bald Gefangenschaft oder Tod leiden werden." [2])

Das waren die Nachrichten, die Deutschland in Angst versetzten, und es handelte sich darum, ob man die Protestation von Speier dem Kaiser und Papst zum Trotz aufrecht erhalten könne, eine Frage, welche im Jahr 1530 gelöst wurde.

1) Rommels Anmerkungen S. 227—229.

2) Luth. Br. III, 524.

Vierzehntes Buch.

Die Augsburgische Confession.

1530.

1.

Zwei große Lehren. — Karl V. in Italien. — Die drei deutschen Abgeordneten. — Kühnheit derselben. — Geschenk des Landgrafen an den Kaiser. — Verhaftung der Abgeordneten. — Freilassung derselben. — Karl und Clemens treffen sich. — Vorschlag eines freien Concils. — Der Krieg steht bevor. — Luthers Entwürfe. — Der Heiland kommt. — Der Prophet Daniel. — Versöhnliche Einladung Karls.

Die Reformation verdankte ihre Entstehung einem geistigen Prinzip. Sie hatte Gottes Wort als Lehre, den Glauben als Mittel zur Seligkeit, Jesum Christum, als König, den heiligen Geist als Waffe anerkannt und dadurch die weltlichen Elemente zurückgewiesen. Rom war nach dem Gesetze fleischlichen Gebots begründet, die Reformation nach der Kraft des unendlichen Lebens (Hebr. 7, 16). Das Christenthum unterscheidet sich durch seine Geistigkeit von allen andern Religionen: ein dem Menschen gebrachtes himmlisches Leben, das ist sein Werk; der Widerstreit des evangelischen Geistes gegen den Geist der Welt bezeichnet gleich den ersten Eintritt des Christenthums unter die Völker. Aber was der Stifter selbst getrennt hatte, war allmählig wieder zusammen gegangen: Die Kirche war in die Arme der Welt zurückgefallen und diese strafbare Verbindung hatte sie in den kläglichen Zustand versetzt, in welchem sie sich zur Reformationszeit befand.

Das 16. Jahrhundert hatte es also zur besonderen Aufgabe, das geistige Element in seine Rechte wieder einzusetzen. Das Evangelium der Reformatoren hatte mit der Welt und Politik nichts zu schaffen, und während die römische Hierarchie zu einer Sache der Diplomatie und Hofintrigue geworden war, so sollte die Reformation auf Fürsten und Völker nur den aus dem Evangelium des Friedens entspringenden Einfluß ausüben. Wenn die

Reformation, auf einem gewissen Punkt angelangt, ihrer Natur untreu wurde, mit der Welt unterhandelte und von dem laut von ihr verkündeten geistigen Prinzip abfiel, so fiel sie von Gott und von sich selbst ab und mußte nothwendig schnell untergehen. Keine Gesellschaft die ihr Grundprinzip verläßt, kann gedeihen; gibt sie ihr Lebenselement auf, so kann sie nichts finden als den Tod.

An der Schwelle des Tempels, den Gott damals in der Welt errichtete, sollte nach seinem Willen diese große Wahrheit zu lesen seyn und durch einen merkwürdigen Contrast fiel sie noch viel heller in die Augen. Ein Theil der Reform nämlich suchte das weltliche Bündniß und fand darin einen traurigen Untergang. Ein anderer Theil dagegen blickte auf Gott, verwarf den weltlichen Arm und errang durch diese Glaubensthat einen herrlichen Sieg. Wenn drei Jahrhunderte gefehlt haben, so entstand dieses aus der Nichtbeachtung dieser ernsten, erhabenen Lehre.

Zu Anfang des September 1529 war Karl V. nachdem er über den Papst und den König von Frankreich durch Schlachten und Verträge gesiegt, in Genua gelandet. Als er von der spanischen Halbinsel abfuhr, hatte ihn der Volksjubel begleitet, am Fuße der Apenninen empfing ihn die in seine Hände gegebene italienische Bevölkerung stummen trüben Blicks, gesenkten Hauptes. Man mochte erwarten, Karl werde sich für seine scheinbare Uneigennützigkeit, die er gegen den Papst bewiesen an diesen Völkern entschädigen, aber man irrte sich. Anstatt jener rohen Häuptlinge der Gothen und Hunnen, anstatt jener hochmüthigen, wilden Kaiser, die mehr als einmal über die Alpen gezogen waren, und mit dem Schwerte sich racheglühend auf Italien geworfen hatten, trat jetzt vor die Italiener ein junger, feiner, blaßer, zarter Fürst mit schwacher Stimme und gefälligen Sitten, der mehr einem Hofmann als einem Krieger glich, die Pflichten der römischen Religion gewissenhaft erfüllte und keine schrecklichen Schaaren wilder Deutschen, sondern ein glänzendes Gefolge spanischer Edelleute mit sich führte, die den Stolz ihres Stammes und die Herrlichkeit ihrer Nation selbstgefällig zur Schau trugen. Karl, der Sieger über Europa sprach nur von Frieden und Vergessen, selbst der Herzog von Ferrara, welcher unter allen italienischen Fürsten mit Recht am meisten zu fürchten hatte — hörte, als

er ihm zu Modena die Schlüssel der Stadt überreichte, die überraschendsten Huldbezeugungen aus wohlwollendem Munde. Woher dieses seltsame Betragen? Karl hatte bei der Gefangenschaft Franzens bewiesen, daß Großmuth nicht seine Hauptttugend war. Das Räthsel löste sich bald.

Fast gleichzeitig mit dem Kaiser waren drei deutsche Bürger, deren ganze Reiseausrüstung in sechs Pferden bestand, über Lyon und Genua nach Italien gekommen. Es waren Johann Ehinger, Bürgermeister von Memmingen, der den Kopf hoch trug, viel Geld verschwendete und es mit der Nüchternheit nicht sehr streng nahm, Michael Kaden, Syndicus von Nürnberg, ein redlicher, frommer, muthiger Mann, aber gehaßt vom Grafen von Nassau, dem einflußreichsten Minister des Kaisers, endlich Alexis Frauentraut, Sekretär des Markgrafen von Brandenburg, der sich mit einer Nonne vermählt hatte und darum von den Römischkatholischen sehr übel angesehen wurde. Die in Nürnberg versammelten Fürsten hatten diese drei Männer mit der berühmten Protestation von Speier zum Kaiser geschickt und solche weniger hochgestellte Männer gewählt, weil diese geringerer Gefahr ausgesetzt wären. Es hatten auch nicht viele Lust, einem Karl diese Botschaft zu bringen; hatte man doch für irgend einen Unglücksfall den Wittwen derselben eine Pension zusichern müssen.

Karl reiste von Genua nach Bologna und befand sich in Piacenza, als die drei protestantischen Deputirten ihn trafen. Diese einfachen Deutschen stachen gegen den spanischen Pomp und das feurige Wesen der Römer rings um den jungen Kaiser sehr ab. Cardinal Gattinara, der kaiserliche Kanzler, der eine Kirchenreform sehnlichst wünschte, verschaffte ihnen am ersten September eine Audienz bei dem Kaiser, doch empfahl man ihnen, nur wenig zu reden, denn dem Kaiser sei nichts mißliebiger als eine protestantische Predigt. Die Deputirten ließen sich durch diese Einflüsterungen nicht erschrecken. Nachdem sie ihm die Preteſtation überreicht hatten, nahm Frauentraut das Wort und sprach: „Ein jeder von uns ist dem höchsten Richter und nicht wetterwendischen Geschöpfen Rechenschaft schuldig; menschliche Gewalt kann uns weder erlösen noch verderben, besser dem größten Elend, als der Rache Gottes anheimfallen. Unsre Völker werden keinen Be-

schlüssen Folge leisten, die auf anderen Grundlagen als der heiligen Schrift beruhen. Die Fürsten haben weder die Macht noch das Recht ihre Unterthanen zu unmöglichen und schädlichen Dingen zu zwingen.[1]). So hochherzig sprachen sich diese deutschen Bürger aus gegen den Kaiser des Abendlands, der selber kein Wort sprach, weil das zu viel Ehre für sie gewesen wäre, sondern einen seiner Sekretäre beauftragte, den Deputirten zu sagen man werde ihnen später antworten. Indessen beeilte man sich nicht, diese unansehnlichen Gesandten abzufertigen, so oft sie auch ihr Gesuch erneuerten; Gattinara behandelte sie freundlich, aber der Graf von Nassau entließ sie mit kränkenden Worten und es kam keine offizielle Antwort. Als der kaiserliche Waffenschmied, der in Augsburg Rüstungen einkaufen wollte und sich allein zu reisen fürchtete, den Minister bat, die protestantischen Deputirten abzufertigen, antwortete dieser: „sage ihnen, daß wir die Sache abmachen werden, damit du Reisegefährten hast.“ Doch als der Handwerker eine andere Gesellschaft gefunden hatte, mußten sie noch länger warten.[2]) Sie benützten ihre Zeit so gut es ging. Der Landgraf hatte ein in Sammet mit Goldschnitt gebundenes, französisches Buch zur Ueberreichung an den Kaiser dem Nürnberger Syndicus Kaden gegeben. Es war eine Summa des christlichen Glaubens, welche der Landgraf von Lambert bekommen hatte, der wahrscheinlich der Verfasser war. Kaden suchte eine Gelegenheit diese Abhandlung zu überreichen. Als Karl einmal zur Messe ging, übergab er ihm das Buch, der Kaiser nahm es an und gab es sogleich einem neben ihm befindlichen spanischen Bischofe der beim flüchtigen Hineinsehen die Stelle der Schrift fand, in welcher Christus den Aposteln befiehlt, nicht herrschen zu wollen (Luc. 22, 26). Diese Stelle hatte der Verfasser benutzt, um zu beweisen, daß Geistliche sich in das Zeitliche nicht einmischen sollen. Der papistische Bischof biß sich in die Lippen. „Was habt ihr?“ fragte Karl, der dieses bemerkt hatte, worauf der Bischof in Verlegenheit zu einer Lüge seine Zuflucht nahm: „Diese Abhandlung antwortete er, spricht den christlichen Majestäten das

---

1) Seckendorf II, 134.

2) Hortleder, von den Ursachen des deutschen Kriegs, S. 50.

Schwert ab und räumt es nur den ketzerischen ein." Alsbald entstand großer Lärm und die Spanier kamen außer sich. Die Elenden, sagten sie, welche den jungen Fürsten haben verführen wollen, sollten gleich am ersten besten Baume aufgehängt werden: Der Kaiser schwor, der Ueberbringer eines solchen Geschenkes solle für seine Frechheit bestraft werden.

Am 12. Oktober brachte der kaiserliche Sekretär, Alexander Schweiß, die Antwort. Es hieß darin, die Minderzahl müsse sich der Stimmenmehrzahl des Reichstags unterwerfen, und wenn der Kurfürst von Sachsen und dessen Verbündete sich weigerten, so werde es an Mitteln sie zu zwingen nicht fehlen. Ehinger und Kaden verlasen sodann am 26. April die eine Woche nach der Protestation von den protestantischen Fürsten zu Speier abgefaßte Appellation an den Kaiser, indeß Frauentraut, welcher statt seiner Eigenschaft als Abgeordneter die Stelle eines Notars übernommen, das Ganze zu Protokoll nahm. Die Deputirten überreichten nach geschehener Vorlesung die Appellation und nun begann ein heftiger Auftritt. Der kaiserliche Sekretär lehnte das Aktenstück ab, die Deputirten drangen in ihn, Schweiß blieb fest, sie legten es auf den Tisch, so daß Schweiß am Ende es nahm und dem Kaiser brachte. Nach Tische während Kaden gerade ausgegangen war, kam der kaiserliche Sekretär mit starker Begleitung in ihre Herberge. Der Kaiser, sagte er, sei über die Appellation sehr entrüstet und befehle ihnen bei Confiscation und Todesstrafe, das Haus nicht zu verlassen, und weder Briefe noch Boten nach Deutschland zu schicken. Karl verhaftete die Gesandten, wie wenn sie Leute seines Dienstes gewesen wären und wollte ihnen damit seine Geringschätzung zeigen, sowie die Fürsten einschüchtern. Kadens Diener verließ schnell das Haus und suchte seinen Herrn auf, der sich noch als frei betrachtete, in aller Eile an den Nürnberger Senat, einen Expressen mit dem Briefe abschickte und dann in die Herberge ging, um die Verhaftung mit seinen Gefährten zu theilen.

Am 25. Oktober mußten diese drei Deutschen mit dem Kaiser Piacenza verlassen, aber am 30. entließ man Ehinger und Frauentraut, die noch in der Nacht trotz dem, daß die Landstraße durch Diebe und Soldaten unsicher gemacht war, fortritten. Granvella

sagte zu Kaden, er müsse bei Todesstrafe dableiben, der Kaiser verlange, daß er auch dem Papste das von ihm mitgebrachte Buch überreiche. Karl machte sich vielleicht eine Freude daraus, dem römischen Papste hiemit einen Wink zu geben, daß es den Dienern Gottes verboten sei, sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen. Aber Kaden benützte die Geschäftigkeit des Hofs, verschaffte sich heimlich ein Pferd und floh nach Ferrara, von wo er über Venedig nach Nürnberg kam. 1)

Je mehr Karl über die Deutschen aufgebracht schien, desto schonender behandelte er die Italiener, nur daß er sie beträchtliche Steuern zahlen ließ. Diesseits der Alpen, im Mittelpunkte der Christenheit, eben mittelst der religiösen Streitigkeiten wollte er seine Macht begründen, und dazu brauchte er zweierlei Dinge: Frieden im Rücken und Geld in der Tasche.

Am 5. November zog er in Bologna ein. Die Menge der Begleiter, der Glanz der Equipagen, der Stolz der spanischen Schaaren, die vier Tausend Golddukaten, die man unter das Volk warf, 2) vor Allem die Majestät und Pracht des jungen Kaisers erregten großes Aufsehen. Die beiden Häupter der römischen Christenheit sollten sich begrüßen. Der Papst verließ seinen Palast mit seinem ganzen Hofe, Karl obschon an der Spitze eines Heeres, das in wenigen Tagen ganz Italien erobert hätte, benahm sich demüthig wie ein Kind, warf sich auf die Kniee und küßte dem Papst den Fuß. Kaiser und Papst wohnten in Bologna in zwei an einanderstehenden Palästen, die durch eine Mauer getrennt waren, in der man eine Thüre angebracht, zu welcher jeder von beiden einen Schlüssel hatte. Oft sah man den jungen, staatsklugen Kaiser mit Papieren in der Hand auf dem Wege zum alten schlauen Priester. Clemens erwirkte die Begnadigung Sforza's, der krank und auf einen Stab gestützt vor Karl erschien. Ebenso erhielt Venedig Verzeihung, zwei Angelegenheiten, die mit einer Million Thaler bereinigt wurden. Aber Karl konnte vom Papste keine Nachsicht für Florenz erhalten, man opferte diese herrliche Stadt den Medicis,

---

1) *Scultet* 254.
2) Luth. Br. III, 565.

indem es ja, wie es hieß, unmöglich sei, daß der Stellvertreter Christi eine Ungerechtigkeit fordere.

Die wichtigste Frage war die Reformation. Einige stellten dem Kaiser vor, als Sieger über alle seine Feinde sollte er kräftig auftreten, und die Protestanten mit den Waffen unterdrücken. Aber Karl zog es vor, die Protestanten durch die Papisten und Letztere durch die Ersteren zu schwächen um so seine Macht über Beide zu erheben. In einer besonderen Conferenz wurde jedoch ein weiserer Plan vorgelegt, die Kirche sagte der Kanzler Gattinara hat einen Riß, du (sagte er zum Kaiser) bist Haupt des Reiches, du (zum Papst) das Haupt der Kirche. Ihr müßt gemeinsam der unerhörten Noth steuern, versammelt fromme Männer aus allen Völkern, so daß ein freies Concil gemäß dem Worte Gottes ein für alle Nationen annehmbares Lehrsystem schaffe. 1) Ein Donnerschlag hätte den Clemens nicht mehr erschrecken können. Einer unrechtmäßigen Verbindung entsprossen, auf nicht sehr ehrenhafte Weise zum Papstthum gelangt, hatte dieser Papst die Schätze der Kirche in einem ungerechten Kriege verschwendet, und sonach tausend Gründe, ein christliches Concil zu fürchten. Große Versammlungen, sagte er, können höchstens Volksmeinungen verbreiten; nicht durch Synodalbeschlüsse, sondern durch das Schwert muß man die Streitfragen entscheiden. 2)

Gattinara blieb bei seiner Ansicht, der zornige Papst unterbrach ihn: „Du wagst es mir zuwidersprechen? Deinen Herrn gegen mich aufzureizen?" Karl stand betroffen auf, die ganze Versammlung schwieg, Karl setzte sich wieder und unterstützte den Antrag seines Kanzlers, so daß Clemens am Ende einfach erklärte, er wolle die Sache in Erwägung ziehen. In geheimen Berathungen aber bearbeitete er den Kaiser, welcher endlich versprach, die Ketzer mit den Waffen zu bezwingen, indeß der Papst die anderen Fürsten zur Hülfe rufen wolle. Aus Venedig schrieb man dem Kurfürsten, der einzige Zweck der Italiener sei, Deutschland mit Waffengewalt zu unterdrücken und dann ganz zu vernichten. 3)

---

1) *Melanchthon.* Orat. IV, 87. *Coelestin* Hist. Comit. Aug. I, 10.
2) *Scultet* 248. *Maimbourg* II, 177.
3) *Coelestin* I, 42.

Diese schlimmen Nachrichten hätten billigerweise die gefährdeten Protestanten zur Eintracht bringen sollen, aber leider hatten sie den entgegengesetzten Erfolg. Luther und einige seiner Freunde hatten die Marburger Artikel in einem ausschließlich lutherischen Sinne umgearbeitet und die sächsischen Geistlichen hatten sie auf der Schwabacher Conferenz vorgelegt, worauf die Deputirten von Ulm und Straßburg sich alsbald zurückzogen und die Versammlung sich auflöste. Doch wurden bald neue Conferenzen nöthig. Als der Bote Kaden's aus Piacenza in Nürnberg angekommen war, sah man in der Verhaftung der fürstlichen Abgeordneten eine Kriegserklärung und der Kurfürst trug seinem Kanzler auf, den Rath der Wittenberger Theologen einzuholen.

Am 18. November erwiederte Luther: „Wir mögen in unserem Gewissen solch Verbündniß (der Fürsten gegen den Kaiser) nicht billigen, wir möchten lieber zehnmal todt seyn, denn solche Genossen haben, daß unser Evangelium sollte Ursache gewesen seyn einiges Bluts. Wir sollen wie die Schlachtschafe gerechnet seyn. Es muß ja Christi Kreuz getragen seyn. Euer Kurfürstliche Gnaden seien getrost und unerschrocken, wir wollen mit Beten mehr ausrichten, denn sie mit all ihrem Trotzen. Allein daß wir unsere Hände rein von Blut behalten und wo der Kaiser mich und die anderen forderte, so wollen wir erscheinen. Euer Kurfürstliche Gnaden soll weder meinen noch eines andern Glauben vertheidigen, sondern ein jeder soll auf sein eigen Fahr glauben.“ [1])

Am 29. November wurde zu Schmalkalden ein evangelischer Congreß eröffnet, der durch ein unerwartetes Ereigniß noch wichtiger wurde, indem nämlich die entronnenen Deputirten Ehinger, Frauentraut und Kaden daselbst erschienen. [2]) Der Landgraf erwartete einen günstigen Ausgang seiner Pläne, aber er täuschte sich. Die Politik vermählt sich nicht mit der Religion, so wenig sich Widersprüche vertragen. Diese beiden Grundsätze Luthers gewannen auch hier wieder die Ueberhand. Man kam überein, daß diejenigen allein, welche die Schwabacher Artikel unterzeichnen wollen, sich am 6. Januar in Nürnberg versammeln sollten.

---

1) Luth. Br. III, 526 f.
2) Seckendorf II, 150. Sleidan I, 235.

Der Horizont verdüsterte sich immer mehr. Die Deutschen Papisten schrieben einander die kurzen Worte: „Der Heiland kommt!" Luther macht dazu den Beisatz: „Ein unbarmherziger Heiland, der sie mitsammt uns verschlingen wird!" Zwei italienische Bischöfe forderten im Namen des Papstes und mit kaiserlicher Genehmigung alles Gold und Silber der Kirchen und ein Drittheil der Kircheneinkünfte, was großes Aufsehen erregte. Ein Paderborner Domher sagte frei heraus: „Dat de Düwel dem Bawst int Lieff fare" (daß der Teufel dem Papst in den Leib fahre). „Ja ja," spottete Luther, „euer Heiland kommt.[1]" Man erzählte sich schreckliche Vorzeichen, nicht allein die Lebendigen waren in Bestürzung, sogar ein Kind im Mutterleib soll zweimal geschrieen und die ganze Familie es gehört haben. Luther schrieb in seinem Daniel, den er dem Kurfürsten Johann Friederich widmete (anno 1530): „Es ist alles aus und erfüllet, das römische Reich ist am Ende, der Türk aufs Höchste kommen, die Pracht des Papstthums fällt dahin und knacket die Welt an allen Enden fast, als wollt sie schier brechen und fallen." Deßhalb übersetzte der Reformator in der Meinung, das Ende der Welt werde kommen, ehe noch die ganze Bibel übersetzt sei, den Propheten Daniel als geschrieben für diese Zeit.[2] Die Historien sagte er unter Andrem, rühmen den großen Alexander, daß er den Poet Homerum habe immer bei sich gehabt und des Nachts unter sein Haupt gelegt und darauf geschlafen: wie viel billiger wäre es, daß solche und noch größere Ehre diesem Daniel geschehe von allen Königen und Fürsten, daß er nicht allein unter ihr Haupt, sondern in ihr Herz gelegt würde. Denn es stehet und gehet kein Reich noch Regiment in menschlicher Kraft oder Witz: sondern Gott ist's allein, der es gibt, setzt, hält, regiert, schützt, erhält und auch wegnimmt. In seiner Hand ist alles gefaßt, und schwebt in seiner Macht wie ein Schiff auf dem Meer, ja wie eine Wolke unter dem Himmel."

Doch das Schreckbild, welches Philipp von Hessen seinen Verbündeten ohne Aufhören vorgehalten hatte, zerfloß plötzlich

1) Luth. Br. III, 540.
2) Luth. Br. III, 555 f.

in Nichts und löste sich auf in die anmuthige Gestalt des liebenswürdigsten Fürsten.

Karl hatte am 21. Januar alle Stände des Reiches nach Augsburg berufen und die versöhnlichste Sprache geführt. „Machen wir allem Zwist ein Ende," sagte er, „entsagen wir aller Feindseligkeit. Wir wollen unserem Heilande zu lieb unsere Irrthümer aufgeben, die Meinungen anderer zu begreifen suchen und sie mild beurtheilen. Wir wollen alles, was von beiden Seiten der Gerechtigkeit zuwider gesagt oder geschehen ist fallen lassen und nur nach der christlichen Wahrheit trachten. Lasset uns alle unter einem Führer Jesu Christo streiten und so in Einer Gemeinschaft, Kirche, Einheit uns zusammen finden. [1]"

Welche Sprache! Wie wars möglich, daß dieser Fürst, der bisher immer vom Schwerte gesprochen, auf einmal jetzt vom Frieden redete? Möglich, daß der weise Gattinara dazu beigetragen, daß das Einberufungsschreiben unter dem Eindrucke des durch den Türkenangriff verursachten Schreckens abgefaßt worden, daß der Kaiser bereits die geringe Bereitwilligkeit der deutschen Katholiken, ihm in seinen Plänen beizustehen erkannt hatte, daß er den Papst einschüchtern wollte, daß diese freundliche Sprache nur eine Maske war, um seine Feinde zu täuschen, daß er sich wie ein Kaiser Theodosius oder Constantin zur Religion verhalten, zuerst auf friedlichem Wege versuchen wollte, die Parteien zu versöhnen und sich vorbehielt, falls diese Mittel fehlschlagen sollten, später Gewalt anzuwenden. Jeder dieser Beweggründe kann möglicherweise auf ihn eingewirkt haben, aber der letztere scheint uns der mächtigste gewesen zu seyn. Wenn jedoch Karl sich mehr zur Milde neigte, suchte ihn der fanatische Ferdinand wieder zur Strenge zu bewegen. „Ich unterhandle" schrieb er, „aber ohne je abzuschließen und selbst wenn es dazu käme, so sei ohne Sorge, es wird dir niemals an einem Vorwande fehlen, diese Rebellen zu züchtigen und mehr als ein Mann wird sich glücklich schätzen, deiner Rache seinen Arm zu leihen. [2]"

---

1) Förstemann Urkundenbuch I, 1.

2) Buchholz Gesch. Ferdinand's III, 432.

2.

Die Krönung. — Der Kaiser bedient die Messe. — Kirche und Staat im Papstthum. — Unbehagen des Papstes. — Besorgnisse und Muth der Protestanten. — Luthers und Brucks Rath. — Abreise des Kurfürsten und der Theologen. — Luther in Berlin. — Karl in Innsbruck. — Zwei Hofparteien. — Gattinara's Meinung. — Drei ultramontane Fürsten. — Charakter des Kurfürsten. — Verfahren der Ultramontanen. — Erste Niederlage.

Karl V. wollte sich wie früher Karl der Große und später Napoleon, vom Papste krönen lassen und hatte deßhalb die Absicht gehabt, nach Rom zu gehen, aber dringende Briefe Ferdinands veranlaßten ihn, daß er Bologna vorzog.[1]) Am 22. Februar wollte er die eiserne Krone als König der Lombardei aufsetzen und die goldene als römischer Kaiser am 24. desselben Monats, seinem Geburtstage und zugleich dem Jahrestage der Schlacht bei Pavia, wie er überhaupt stets diesen Tag, als seinen Glückstag betrachtete.[2]) Die den Kurfürsten des Reichs gebührenden Ehrenämter waren Ausländern übertragen, bei der Krönung des Kaisers von Deutschland war Alles spanisch oder italienisch. Der Marquis von Montferrat trug das Scepter, der Herzog von Urbino das Schwert, der Herzog von Savoyen die goldene Krone, nur ein einziger unbedeutender deutscher Fürst, der Pfalzgraf Philipp war zugegen und trug den Reichsapfel. Nach ihnen kam der Kaiser zwischen zwei Kardinälen, ihnen folgten die Mitglieder des Staatsraths. Dieser ganze Zug ging über eine prächtige Brücke, die man zwischen dem kaiserlichen Palast und der Kirche errichtet hatte. In dem Augenblick, als der Kaiser an der Kirche des heiligen Petronius anlangte, wo die Krönung stattfinden sollte, brach das Gerüst hinter ihm ein, so daß mehrere Personen von seinem Gefolge verwundet wurden und die Menge entsetzt davon eilte. Karl sah sich ruhig und lächelnd um, und zweifelte nicht, daß nur sein Glücksstern ihn gerettet habe.

Da stand nun Karl V. vor dem Thron, auf welchem Clemens VII. saß. Ehe er aber gekrönt wurde, sollte er die Priesterweihe erhalten. Der Papst überreichte ihm Chorhemd und Gewand, um ihn zum Kanonikus von St. Peter und Johann vom Lateran

---

1) *Guicciardini* L. 120.
2) Seckendorf II, 150.

zu machen, worauf die Domherrn dieser Kirche ihm statt seines kaiserlichen Schmucks diese Gewänder anlegten. Der Papst trat in den Altar und las die Messe, der neue Kanonikus bediente sie. Nach dem Meßopfer bot der Kaiserdiakon dem Papste das Wasser, kniete zwischen zwei Cardinälen nieder und empfing das Sakrament aus der Hand des Papstes. Hierauf trat der Kaiser an seinen Thron zurück, die Fürsten legten ihm den aus Konstantinopel gekommenen Kaisermantel um, welcher von Demanten strahlte. Karl kniete vor Clemens VII. Dieser salbte ihn, gab ihm das Scepter und ein bloßes Schwert, mit den Worten: „Führe es zur Vertheidigung der Kirche gegen die Feinde des Glaubens." Dann nahm er den mit Edelsteinen gezierten Reichsapfel aus der Hand des Pfalzgrafen und sprach: „Beherrsche die Welt mit Frömmigkeit und Festigkeit." Sodann trat der Herzog von Savoyen mit der goldenen, reich mit Edelsteinen verzierten Krone herbei, der Papst setzte sie dem Kaiser auf mit den Worten: „Karl unüberwindlicher Kaiser, nimm diese Krone, die wir dir aufs Haupt setzen, aller Welt zum Zeugniß der Gewalt, die dir übertragen ist." Der Kaiser küßte das weiße Kreuz das auf dem rothen Pantoffel des Papstes gestickt war und sagte: „Ich schwöre alle meine Kräfte jederzeit zur Vertheidigung der päpstlichen Würde und der römischen Kirche zu verwenden."

Nachdem sich beide unter einen Baldachin gesetzt, doch so daß der Thron des Kaisers einen halben Fuß niedriger war als der päpstliche, rief ein Cardinaldiakon dem Volke den unüberwindlichen Kaiser und Vertheidiger des Glaubens aus, eine halbe Stunde lang vernahm man nichts als Flintenschüsse, Trompetenschmettern, Trommelwirbel, Pfeifen, das Läuten aller Glocken und das Geschrei der Menge. So wurde das innigste Bündniß von Politik und Religion aufs neue ausgesprochen. Der große Kaiser in seiner Eigenschaft als ein römischer Diakon, und die Messe als Kanonikus der Peterskirche bedienend stellte so die unauflösliche Verbindung der römischen Kirche und des Staats dar. Es ist dieses eine der wesentlichen Lehren des Papstthums, wodurch es sich aufs bestimmteste von der evangelischen und christlichen Kirche unterscheidet.

Während dieser ganzen Ceremonie schien der Papst sich gleich-

wohl unbehaglich zu fühlen; so oft die Blicke ihm sich nicht zuwandten, seufzte er. Der französische Gesandte berichtete an seinen Hof, die vier Monate, welche Kaiser und Papst zusammen in Bologna zugebracht, würden dem Könige von Frankreich gute Früchte tragen.[1]) Vom Altar des heiligen Petronius weg machte sich der Kaiser auf nach Deutschland und zeigte sich von den Alpen aus als Gesalbter des Papstthums. Das nachsichtsvolle, wohlwollende Einberufungsschreiben war vergessen, man dachte im kaiserlichen Gefolge nur an Gewaltmaßregeln, wie denn namentlich der Legat Campeggi den Kaiser beständig aufzureizen sich bemühte. Granvella meinte, beim ersten Krachen des Ungewitters würden die Protestanten fliehen, wie schüchterne Tauben, auf die ein Alpenadler sich stürzt.[2])

Der Schrecken im Reiche war groß, schon hieß es unter dem erschrockenen Volke, Luther und Melanchthon seien todt. „Ach," sagte Melanchthon, „dieses Gerücht ist nur zu wahr, denn ich sterbe täglich.[3])" Aber Luther schaute glaubensmuthig gen Himmel und rief: „Unsre Feinde triumphiren, doch nur um bald unterzugehen." Der Kurfürst war entschlossen, er wollte nach Tyrol rücken und dem Kaiser den Uebergang über die Alpen wehren. Philipp von Hessen frohlockte, als er diesen Plan vernahm, daß die trägen Sachsen endlich durch Karls Schwert geweckt worden seien. Ferdinand schickte eilends Couriere an Karl, er solle seinen Marsch beschleunigen, Deutschland harre seiner in Spannung. Der Kurfürst wollte vor der Ausführung seiner gewaltigen Pläne noch einmal Luthers Rath. Er fragte also bei diesem an, ob es erlaubt sei, der kaiserlichen Majestät sich zu widersetzen, in dem Fall, daß dieser in Gewissenssachen Zwang auflegen wollte. Der Kaiser war für die Kurfürsten nur der erste ihres gleichen und reichsunmittelbare Fürsten durften einem anderen, selbst einem höher gestellten Fürsten sich widersetzen. Allein Luther fürchtete vor Allem den weltlichen Arm und antwortete am 6. März „Aller Fürsten Unterthanen sind auch des Kaisers Unterthanen, ja mehr,

1) *Legrand* Histoire du divorce III, 386.
2) Rommel, Anmerkungen 216.
3) Corp. Ref. II, 122.

denn der Fürsten, und schickt sich nicht, daß jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser ihren Herrn wollte schützen, gleichwie sichs nicht ziemet, daß der Bürgermeister zu Torgau wollte seine Bürger gegen den Fürsten zu Sachsen mit Gewalt schützen." „Wie soll man dann thun? Will kaiserliche Majestät wider uns, daß uns kein Fürst noch Herr wider ihn mag schützen, Gott ist treu — und wird uns nicht lassen." [1]) Der Kurfürst gab nun alle Rüstungen auf, das Bündniß mit dem Landgrafen wurde mit aller Höflichkeit aufgelöst. Gott wollte, daß seine Sache ohne gewaffnetes Bündniß vor den Kaiser trete und lediglich durch den Glauben triumphire. Nie sah man so viel Kühnheit bei so macht- und waffenlosen Männern, nie so viel Weisheit bei anscheinender Verblendung. Als man jetzt die Frage besprach, ob der Kurfürst auf dem Reichstag erscheinen solle, war die Mehrzahl der fürstlichen Räthe dagegen, weil es ein Wagniß sei, sich mit einem mächtigen Feinde in dieselben Mauern einzuschließen. Aber Bruck und der Kurprinz waren entgegengesetzter Ansicht, die Pflicht sei ein besserer Rathgeber als die Furcht; man dürfe dem Kaiser keine solche Treulosigkeit zutrauen, daß er auf die Anwesenheit der Fürsten nur dringe, um sie in eine Falle zu locken. Der Landgraf hingegen stimmte wie die Mehrzahl, man solle nur an Piacenza denken, ein unvorhergesehener Umstand könne den Kaiser bestimmen, alle seine Feinde auf einmal zu fangen. Der Kanzler blieb dabei, die Fürsten sollen Muth haben und Gottes Sache werde gerettet. Für diese edlere Ansicht entschied man sich.

Dieser Reichstag sollte ein Laienconcil, oder vielmehr ein Nationalconvent seyn. Die Protestanten sahen voraus, man werde ihnen zuerst einige unbedeutende Zugeständnisse machen und dafür von ihnen das Opfer ihres Glaubens fordern. Es handelte sich also um Feststellung der wesentlichen Artikel der christlichen Wahrheit, um zu wissen, ob, wie und wie weit man sich mit gutem Gewissen mit den Gegnern verständigen könne. Der Kurfürst ließ deßhalb am 14. März an die vier Haupttheologen von

---

1) Luth. Br. III, 561 f.

2) Seckendorf II, 17. Corp. Ref. II, 26.

Wittenberg schreiben, sie sollen alles Andere bei Seite legen und nur diese Angelegenheit besorgen. Also anstatt Soldaten aufzubringen stellte der Kurfürst Artikel ins Feld. Das war die beste Rüstung.

Luther, Melanchthon und Jonas (Pomeranus blieb in Wittenberg) kamen im Laufe der Osterwoche nach Torgau und baten darum, ihre Artikel dem Kaiser selbst überreichen zu dürfen. 1) „Das sei ferne!" antwortete der Kurfürst, „ich will auch meinen HErrn bekennen." Er übertrug die Schlußabfassung der Confession an Melanchthon, ordnete allgemeine Gebete an und reiste am 3. April mit 160 glänzend ausgestatteten Reitern ab. Alle sahen ein, wie sehr der Kurfürst und die Sache des Evangeliums bedroht waren, und manche in seinem Gefolge gingen niedergeschlagen einher. Aber Luther, der Glaubensheld, ermuthigte seine Freunde, damals sang er sein unsterbliches Lied: Ein feste Burg ist unser Gott! Nie hat ein Herz, im Bewußtseyn seiner Schwachheit, aber zugleich im glaubigen, alle Gefahr verachtenden Blick auf Gott so herrliche Worte gefunden:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren,
Fragst Du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der HErr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten."

Man sang dieses Lied während des Reichstags nicht allein in Augsburg, sondern auch in allen sächsischen Kirchen, und oft geschah es, daß die kräftige Melodie dieses Gesanges die traurigsten und niedergeschlagensten Gemüther aufrichtete und begeisterte.

Am Tage vor Ostern kam der Zug in Koburg an, der Kurfürst reiste am 23. April weiter, doch erhielt Luther den Befehl,

---

1) In Förstemanns Urkundenbuch I, 62, Corp. Ref. IV, 973, stehen mehrere Projekte; die articuli, über welche man nicht nachgeben dürfe, waren wahrscheinlich überreicht worden.

dort zu bleiben. Luther schreibt darüber an seinen Freund Hesse: „Es war Jemand da, der mir sagte: Schweige, Du hast eine übelklingende Stimme.“ [1]) Er unterwarf sich diesem Befehle, und gab damit ein Beispiel des leidenden Gehorsams, den er so oft predigte. Der Kurfürst befürchtete, Luthers Anwesenheit möchte seine Feinde noch mehr erbittern, und Gewaltmaßregeln Karls veranlassen, die Stadt Augsburg hatte ihm Vorstellungen dieser Art gemacht. Aber der Kurfürst wollte den Reformator doch in der Nähe haben, um sich leichter bei ihm Raths zu erholen. Luther bezog deshalb das Schloß zu Koburg, auf einer Anhöhe, welche die Stadt und den Fluß Itz beherrscht; von dort schrieb er die vielen Briefe, die er aus „der Region der Vögel“ datirt; dort hatte er auch mehrere Monate lang finstere, bange Kämpfe mit seinem alten Feinde von der Wartburg, dem Teufel zu bestehen.

Am 2. Mai traf der Kurfürst in Augsburg ein; man hatte geglaubt, er werde nicht kommen, und zum allgemeinen Erstaunen war er der erste auf dem Platze. Gleich nach seiner Ankunft schickte er seinen Hofmarschall Dolzig dem Kaiser zur Begrüßung entgegen. Am 12. kam auch Philipp von Hessen, der sich von seinem Verbündeten doch nicht trennen wollte, mit 190 Reitern an. Fast zur selben Zeit zog der Kaiser in Innsbruck ein mit seinem Bruder, den Königinnen von Ungarn und Böhmen, den Gesandten von Frankreich, England und Portugal, dem päpstlichen Legaten, Cardinal Campeggi und vielen andern Cardinälen, Fürsten und Herren aus Deutschland, Spanien und Italien. Man war nicht gerade darauf versessen, die Ketzer zu verbrennen, aber sie zum Abfall von ihrem Glauben verlocken und wieder unter den Papst bringen, das wollte man erreichen. Karl hielt sich in Innsbruck auf, um diesen Absichten den Erfolg zu sichern.

Kaum hatte man seine Ankunft erfahren, als viele Fürsten, Herren und Priester von allen Seiten herzueilten, und mehr als 270,000 in Italien eingetriebene Thaler ließ man sichs kosten, um den Deutschen die Gerechtigkeit der römischen Sache einleuch-

1) Luth. Br. VI, 6.

tend zu machen. Alle Ketzer, hieß es, werden zum Kreuze kriechen. Karl jedoch, der über die Macht der Reformation höchlich erstaunte, war anderer Ansicht, so daß er sogar eine Zeit lang Augsburg im Stiche lassen und gerades Wegs nach Köln reisen wollte, um seinen Bruder dort zum römischen König zu machen. 1) So hätte das religiöse Interesse dem dynastischen weichen müssen; aber der Kaiser blieb nicht lang bei diesem Gedanken stehen, denn die Reformation trat ihm entgegen, die täglich wuchs und nicht mehr zu unterdrücken war.

Am Kaiserhofe gab es zwei Parteien. Die Eine zahlreich und thätig verlangte die Aufhebung des Wormser Edikts und unumwundene Verurtheilung der Protestanten ohne sie zu hören. 2) Der Legat Campeggio stand an ihrer Spitze. „Zögere nicht," sagte er zu Karl, „ziehe ihre Güter ein, stelle die Inquisition fest und strafe die hartnäckigen Ketzer mit Feuer und Schwert." 3) Die Spanier, welchen diese Vorschläge sehr gefielen, lebten aber zugleich so ausschweifend, daß mehrere derselben wegen Unzucht verhaftet wurden. Eine saubere Empfehlung für den Glauben, den sie den Deutschen aufnöthigen wollten, aber Rom hat sich um Sittenreinheit nie viel bekümmert.

Gattinara, obwohl krank, blieb in Karls Nähe, um den Einfluß des Legaten zu hemmen. Als ein entschiedener Gegner der römischen Politik glaubte er, die Protestanten könnten der Christenheit große Dienste leisten. „Ich wünsche nichts so sehr," sagte er, „als daß der Kurfürst von Sachsen mit seinen Bundesgenossen auf dem Bekenntnisse des Evangeliums verharrt, und ein freies, frommes Concil fordert. Wenn sie sich durch Drohungen und Versprechungen abhalten lassen, so fange ich selbst an zu straucheln und am Wege des Heils zu zweifeln." Die aufgeklärten und redlichen Anhänger des Papstthums (deren es immer welche gegeben hat) müssen nothwendig für die Reform eingenommen sein. Zwischen diesen entgegengesetzten Einwirkungen stehend wünschte Karl V. Deutschland durch seine

---

1) Zwingli, Brief vom 13. Mai.

2) Corp. Ref. II, 57.

3) Instructio data Caesari dal rev. Campeggio. Ranke III, 228.

persönliche Vermittlung zur Glaubenseinheit zurückzuführen, und eine Weile glaubte er, es werde ihm gelingen. Unter denen, welche sich in Innsbruck um den Kaiser versammelt hatten, befand sich auch der unglückliche Christian, König von Dänemark und Schwager Karls, der, obwohl er seinem Volke versprochen hatte, nach Rom zu pilgern, um die ihm vorgeworfenen Grausamkeiten zu büßen, doch von demselben vertrieben worden war. In Sachsen hatte er bei seinem Oheime, dem Kurfürsten, Luthern gehört und wenigstens äußerlich die evangelische Lehre angenommen, aber der entthronte König widerstand der Beredtsamkeit des Beherrschers zweier Welten nicht, sondern unterwarf sich, von diesem gewonnen, dem Scepter der römischen Hierarchie. Die ganze päpstliche Partei frohlockte in der leichtsinnigen, oberflächlichen Freude, die sie jederzeit über unerhebliche Gewinnste an den Tag gelegt hat. Clemens VII. schrieb mit vor Wonne zitternder Hand an Karl: „Ich kann Dir meine Gefühle nicht schildern. Endlich zerstreut der Glanz der Tugenden Eurer Majestät alle Finsterniß. Dieses Beispiel wird unzählige Bekehrungen nach sich ziehen.“

Plötzlich trafen Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und Kurfürst Joachim von Brandenburg, die drei erbittertsten Feinde der Reformation unter den deutschen Fürsten, in Innsbruck ein. Die Ruhe des Kurfürsten, den sie in Augsburg gesehen, hatte sie eingeschüchtert, weil sie nicht wußten, aus welcher Quelle Johann seinen Muth schöpfe, sondern hinterlistige Absichten bei ihm vermutheten. „Der Kurfürst,“ sprachen sie zum Kaiser, „ist gewiß nicht ohne Absicht zu allererst eingetroffen und hat nicht umsonst ein beträchtliches Gefolge mitgebracht; er will sich eurer Person versichern; deßhalb müsset Ihr entschieden auftreten, und wir stellen Eurer Kaiserlichen Majestät 6000 Reiter zur Verfügung.“ Man hielt Conferenzen, die Protestanten ihrerseits geriethen in Angst, so daß Melanchthon bereits schrieb: „Es werden in Innsbruck Berathungen über unsere Köpfe gehalten.“ [1]) Aber Gattinara setzte es durch, daß Karl bei seiner Neutralität beharrte. Indeß man in Tyrol so rath-

---

1) Corp. Ref. II, 45.

schlagte, stürmten die evangelischen Christen nicht zu den Waffen, wie man sie beschuldigte, sondern richteten ihre Gebete gen Himmel, und die protestantischen Fürsten dachten nur daran, Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen. Obenan stand der Kurfürst von Sachsen. Er war herzlich, rechtschaffen und keusch von Jugend an, der glänzenden Turniere, an denen er früher Theil genommen, war er bald überdrüssig geworden, und hatte den Tag der Reformation mit Freuden begrüßt. Das evangelische Licht hatte allmälig in seinem ernsten, denkenden Geist eine Aufnahme gefunden. In den letzten Tagesstunden las er gewöhnlich in der heiligen Schrift, und wenn auch wahr ist, daß er in hohem Alter öfters dabei einschlummerte, so erwachte er doch jedesmal schnell wieder, worauf er den zuletzt gelesenen Abschnitt noch einmal laut las. Obschon ein Freund des Friedens, besaß er doch die Thatkraft, welche durch die großen Interessen des Glaubens mächtig angeregt wurde. Es hat im 16. Jahrhundert kein Fürst so viel für die Sache des Evangeliums gethan; kein Wunder, daß gegen ihn sich die ersten Angriffe der Papisten richteten. Um ihn zu gewinnen, verfolgte man einen ganz andern Plan als bisher; während man in Speier den evangelischen Fürsten feindselig entgegengetreten war, zeigten sich in Augsburg die Papisten freundlich gegen sie; man schien die zwischen beiden Parteien herrschenden Differenzen als bloße Kleinigkeiten zu behandeln, und suchte durch süße Redensarten die Protestanten zu verlocken, „um sie," wie Seckendorf sagt, „anbeißen zu machen, was auch anfänglich gelang." Karl V. war überzeugt, die einfältigen Deutschen können seinem Stern nicht widerstehen. Der König von Dänemark habe sich bekehrt, hieß es, weshalb sollte der Kurfürst von Sachsen nicht das nämliche thun? Man müsse ihn in die kaiserliche Umgebung bringen. Dies geschah, der Kurfürst wurde ersucht, sich mit dem Kaiser, auf dessen besondere Gunst er rechnen könne, zu besprechen. Der Kurprinz Johann Friedrich, der bei dem freundlichen Entgegenkommen der Papisten geäußert hatte: „Wir benehmen uns so ungeschickt, daß es zum Erbarmen," ließ sich auch durch diese List täuschen. „Die papistischen Fürsten bieten Allem auf, um Dich anzuschwärzen," sagte er zu seinem Vater, „gehe nach Innsbruck, um diese Ränke zu vernichten, oder wenn Du

nicht willst, schicke mich hin." Der kluge Kurfürst mäßigte den Ungestüm seines Sohnes. Er antwortete den kaiserlichen Gesandten: „Die Reichsangelegenheiten könne man ziemlicher Weise nicht anderswo als an dem vom Kaiser selbst bezeichneten Orte verhandeln; Seine Majestät möge deßhalb seine Ankunft beschleunigen." Dies war Karls erste Niederlage.

3.

Augsburg. — Evangelische Predigten. — Der Kaiser verbietet sie. — Rath der Theologen. — Antwort des Kurfürsten. — Melanchthon arbeitet an der Confession. — Luthers Sinai. — Sein Sohn und Vater. — Erscheinungen. — Luthers Humor. — Ein Reichstag zu Koburg. — Ein irdisches Paradies. — Luthers Landsknechte. — Die Wehen. — Gattinara's Tod. — Eck, Cochläus und Melanchthon. — Unbefähigtheit des Staats in Angelegenheiten des Glaubens. — Zwietracht und Gefahr. — Katholischer Geist des Landgrafen.

Augsburg wurde immer belebter. Fürsten, Bischöfe, Deputirte, Edelleute, reich geputzte Soldaten zogen zu allen Thoren ein und erfüllten die Straßen, Plätze, Wirthshäuser, Kirchen und Paläste. Die ganze Herrlichkeit Deutschlands sollte sich da versammeln. Die schwierige Lage des Reichs und der Christenheit, die Anwesenheit und das freundliche Benehmen Karls, die Liebe zu Neuigkeiten, großen Schauspielen und lebhaften Gemüthsbewegungen lockte die Deutschen von ihrem heimischen Heerde dorthin. Wer nur etwas zu besorgen hatte, kam, die Müßiggänger nicht gerechnet, die aus den verschiedenen Theilen des Reichs sich nach der berühmten Stadt aufmachten.

Ernst und nachdenkend waren der Kurfürst und der Landgraf mitten unter all diesem Lärmen, fest entschlossen, Jesum Christum zu bekennen, und das Beisammenseyn aller Fürsten des Reichs zu benützen, um das Evangelium bekannt zu machen. Johann befahl sogleich nach seiner Ankunft, einer seiner Prediger solle in der Dominikanerkirche täglich bei offenen Thüren predigen, am 8. Mai wurde der Anfang in der Katharinenkirche gemacht, am 13. ließ der Landgraf seinen Kaplan Schnepf im Dome auftreten, am 15. forderte er den Cellarius, einen Schüler

Zwingli's und Prediger zu Augsburg auf, eben daselbst zu predigen. Später nahm der Landgraf die Ulrichs- und der Kurfürst die Katharinenkirche für sich in Anspruch. So traten diese beiden Fürsten von vornherein auf und das Evangelium wurde verkündigt „täglich in den Kirchen, unverstört, dazu kommt sehr viel Volks."[1])

Die Anhänger Roms waren verblüfft, sie hatten erwartet, Schuldige zu sehen, die ihre Fehler eingeständen, statt dessen traten Bekenner Jesu Christi auf, furchtlos und mit gewaltiger Beredtsamkeit. Der Bischof von Augsburg schickte als Gegengewicht seinen Suffragan und seinen Kaplan auf die Kanzel, allein die römischen Priester konnten besser Messelesen als das Evangelium predigen, und allgemein hieß es: „Sie schreien und lärmen, es ist als ob einfältige Menschen ohne gesunden Menschenverstand sprächen."[2])

Voll Scham über ihre eigenen Priester ärgern sich die Römlinge, und da sie durchs Wort sich nicht aufrecht erhalten konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zum weltlichen Arm. „Die Hohepriester setzen alle Hebel in Bewegung, um sich des Kaisers zu bemächtigen," schrieb Melanchthon.[3]) Es gelang ihnen, Karl sprach sich unzufrieden aus über die Verwegenheit der Fürsten. Jetzt flüsterten die Freunde des Papstes den Protestanten in's Ohr, der Kaiser, nachdem er den König von Frankreich und den römischen Papst besiegt habe, wolle nun in Deutschland die Evangelischen zertreten. Der Kurfürst fragte in dieser Besorgniß seine Theologen um Rath. Noch vor deren Antwort traf Karls Befehl ein, den zwei seiner einflußreichsten Minister, die Grafen von Nassau und Nuenar, überbrachten. Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können; beide waren dem Kaiser ergeben, und doch dem Evangelium, zu dem sie sich später bekannten, schon zugethan, so daß der Kurfürst ihren Rath anzuhören wohl geneigt seyn mochte.

Am 24. Mai überreichten diese Herren ihre Briefe und erklärten dem Kurfürsten, der Kaiser sei sehr ungehalten darüber,

1) Corp. Ref. II. 53.
2) Corp. Ref. II, 86.
3) Corp. Ref. II, 70.

daß Religionsstreitigkeiten das seit vielen Jahren bestehende gute Einverständniß zwischen Sachsen und Oesterreich stören,[1]) es wundere denselben, daß der Kurfürst sich dem von allen Ständen des Reichs einhellig angenommenen Wormser Edikt widersetze, auf solche Weise werde die Einheit Deutschlands zerrissen und es könne daraus ein Blutvergießen entstehen. Sie baten den Kurfürsten, die evangelischen Predigten sogleich einstellen zu lassen, und fügten vertraulich hinzu, wenn der Kurfürst sich weigere, so könne das zu ihrem Bedauern bald beklagenswerthe Folgen für ihn haben. „Doch ist das nur der Ausdruck unserer persönlichen Ansicht," war ihre Bemerkung. Es war eine diplomatische Schlauheit, daß der Kaiser ihnen aufgetragen hatte, einige Drohungen fallen zu lassen, jedoch nur in ihrem eigenen Namen. Der Kurfürst war sehr aufgeregt. „Wenn Seine Majestät die Predigten verbietet, so bin ich entschlossen, „den nächsten heim zu reiten."[2]) Doch wollte er noch den Rath seiner Theologen abwarten. Luther war rasch zur Hand. „Der Kaiser ist unser Herr," schrieb er, „die Stadt und Alles ist seyn, gleich wie man Euer Kurfürstlich Gnaden zu Torgau nicht soll widerstreben, wo sie begehrte oder schaffte als in ihrer Stadt, daß man dieß oder das lassen solle. Wohl möcht ich gern sehen, daß man mit guten Worten kaiserlicher Majestät Begehr könnte wenden, will das nicht helfen, so muß man lassen Gewalt für Recht gehen, wir haben das Unsrige gethan und sind entschuldigt."[3]) So sprach ein Mann, den man oft als Empörer darstellen will. Melanchthon und die andern Theologen hatten ungefähr dieselbe Ansicht, nur bestanden sie mehr darauf, es müsse dem Kaiser vorgestellt werden, daß sie keine Streitpredigten hielten, sondern nur die Lehre von Christo, dem Heiland verkündigten. „Wir wollen," schrieben sie, „den Platz nicht aufgeben, Euer Kurfürstliche Gnaden möge unerschrocken vor Kaiser und Reich bekennen, auf welchem fast unbeschreiblichen und wunderbaren Wege sie

---

1) Die Instruktion steht in Cölestin I, 50. Förstemann, Urk. Buch 1, 220.

2) Corp. Ref. II, 88.

3) Luth. Br. IV, 18.

zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ist, und sich durch Donnerworte von den Lippen ihrer Feinde nicht einschüchtern lassen." [1]) Die Reformatoren meinten, das Bekenntniß der Wahrheit sei das Hauptziel, dem alles Andere untergeordnet sein müsse. Sollte nun der Kurfürst diese erste Forderung des Kaisers bewilligen, und damit schon vor der Ankunft desselben mit den Opfern beginnen, deren Ende nicht abzusehen war?

Aber der Kurfürst war standhaft, wie sonst Keiner in Augsburg, und obgleich die Reformatoren ihm vorstellten, es sei des Kaisers Stadt und sie alle nur Gäste hier, so schüttelte Johann doch das Haupt. Melanchthon schrieb an Luther in Verzweiflung: „Unser Alter ist schwierig!" Es stand glücklicher Weise ein unerschrockener Mann, der Kanzler Bruck, neben dem Kurfürsten als seine rechte Hand. Dieser war überzeugt, daß Klugheit, Politik, Ehre und vor Allem Pflicht die Freunde der Reformation zum Widerstande gegen Karls Drohungen nöthige. „Die Forderung des Kaisers," sagte er, „ist nur ein fügsamer Anfang der Niederlegung des Evangelii. Wenn wir dießmal nachgeben, wird man uns bald zertreten. Bitten wir also demüthig den Kaiser, die Predigten ferner zu gestatten." [2]) So schritt damals ein Staatsmann den andern Bekennern Christi voran, ein eigener Zug der damaligen großen Zeit, den man nicht vergessen darf, wenn man ihre Geschichte begreifen will.

Am 31. Mai überreichte der Kurfürst seine Antwort den kaiserlichen Ministern schriftlich. Es hieß darin: „Es ist nicht wahr, daß das Wormser Edikt von sechs Kurfürsten angenommen worden, mein Bruder, der Kurfürst und ich konnten es nicht billigen, wir hätten ja dem ewigen Worte des allmächtigen Gottes zuwider gehandelt. Die freundschaftlichen Verbindungen, die ich angeknüpft, hatten nur den Zweck, mich gegen Gewalthandlungen zu schützen. Wenn der Kaiser erfährt, welche Bündnisse meine Ankläger geschlossen haben, so gebe ich auch die meinigen an und er möge dann über uns entscheiden. Was das Ansinnen betrifft, wir sollen unsere Predigten einstellen, so wird

1) Corp. Ref. II, 72. 84.
2) Corp. Ref. II, 46. 76.

in denselben nur die lautere Wahrheit Gottes gelehrt, die uns gerade in jetziger Zeit durchaus nöthig ist und die wir nicht entbehren können." Auf eine solche Antwort ließ sich eine baldige Ankunft Karls erwarten. Der Plan der Protestanten war einfach: ihren Glauben darlegen, sodann stille seyn. Ein schwacher, furchtsamer, erschrockener Mann wurde mit Verfertigung der Kriegsmaschine beauftragt. Philipp Melanchthon arbeitete Tag und Nacht an der Confession; er wog jeden Ausdruck hin und her, milderte, veränderte, kam oft auf seinen ersten Gedanken zurück. Er rieb sich dabei auf und seine Freunde fürchteten für sein Leben; Luther schrieb ihm am 12. Mai: „Ich befehle Dir und Deiner ganzen Genossenschaft, daß sie Dich unter Androhung des Bannes zwingen, Dein Körperlein zu schonen. Auch in der Ruhe dient man Gott, oft sogar am meisten, deshalb hat er die Feier des Sabbaths so streng vorgeschrieben." [1])

Trotz dieser Vorstellungen verdoppelte Melanchthon seine Anstrengung, um ein gemäßigtes und von der Lehre der lateinischen Kirche so wenig als möglich abweichendes Bekenntniß des christlichen Glaubens zu verfassen. Er hatte dieses schon in Koburg begonnen, und in der ersten Abtheilung die Glaubenslehren nach den Schwabacher Artikeln, in einer zweiten die Mißbräuche der Kirche nach den Torgauer Artikeln dargestellt, doch so, daß das Ganze ein neues Werk wurde. In Augsburg gab er diesem Bekenntnisse eine feinere, schönere Form. Die Apologie (so hieß sie damals) war am 11. Mai fertig, worauf der Kurfürst sie an Luther schickte mit der Bitte, er möchte die nöthigenfalls erforderlichen Veränderungen machen. Melanchthon fürchtete, sein Freund möchte das Bekenntniß zu matt finden und schrieb: „Ich habe gegeben, was mir am zweckmäßigsten schien, denn Eck verläumdet uns auf das Schändlichste, ich wollte ein Gegengift geben zu seinem Gift." [2]) Luther antwortete dem Kurfürsten am 15. Mai: „Ich habe Magister Philipps Apologie gelesen, die gefället mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und

1) Corp. Ref. II, 40.

2) Corp. Ref. II, 45.

leise nicht auftreten kann. Christus, unser Herr, gebe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen." [1])

Während so dieser Kampf in Augsburg bevorstand, erhob Luther auf seinem Hügel zu Koburg, „auf seinem Berge Sinai," wie er ihn nannte, die Hände wie Moses gen Himmel. [2]) Er war der wahre Feldherr in jenem geistigen Kriege, seine Briefe brachten unaufhörlich den Streitern die nöthigen Vorschriften, und zahlreiche Schriften flogen aus seiner Feste wie Gewehrsalven, um den Feind zu beunruhigen. Wir müssen schon einige Augenblicke bei ihm verweilen, und wenn auch solche Schilderungen mehr Lebensgeschichte als Weltgeschichte zu seyn scheinen, so ist doch Luthers Gestalt eine so bedeutende, daß uns ohne eine Berücksichtigung derselben die Reformationsgeschichte lückenhaft däuchte.

Er wohnte an einem sehr angenehmen und für das Studiren höchst bequemen Orte. Er schrieb am 22. April: „Ich werde diesen Sinai zu einem Sion machen und drei Hütten bauen, eine den Psalmen, eine den Propheten und eine dem Aesop." Man kann sich über eine solche Zusammenstellung wundern, sie war nicht im Geiste der Apostel, bald auch wurde Luther Aesops überdrüssig und ließ die Fabeln bei Seite. „Ich will beten und weinen," sagte er, „und nicht aufhören, als bis ich mein Gebet im Himmel vernommen weiß." [3]) Zu seiner Erholung dienten ihm die Familienfreuden, deren köstlichen Schatz die Reformation den Dienern des Worts eröffnet hatte. Damals schrieb er seinem Söhnchen den köstlichen Brief, in welchem er ihm von einem Garten erzählt, wo Kinder in goldenen Röckchen spielen, Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen pflücken, singen und springen, und auf Rößlein mit goldenen Zügeln nnd silbernen Sätteln reiten. [4])

Diese freundlichen Bilder wurden aber bald getrübt. Der

---

1) Luth. Br. IV, 17.

2) Mathesius Predigten 92.

3) Luth. Briefe IV, 2 f.

4) Luth. Br. IV, 41.

Reformator erfuhr, daß sein Vater im Glauben an den Herrn sanft entschlafen sei, welche Nachricht ihn tief erschütterte. „Seinem sauern Schweiß verdank' ich's, daß ich geworden bin, was ich bin," schrieb er. 1) Auch andere Prüfungen erlitt er, Körperleiden und Phantome der Einbildungskraft quälten ihn; so sah er in einer Nacht drei Fackeln an sich vorüberschweben und vernahm Donnerschläge, welche er dem Teufel zuschrieb. Er fiel in Ohnmacht, sein Diener eilte herzu, brachte ihn zur Besinnung und las ihm den Galaterbrief vor. Luther war unterdessen eingeschlafen, und als er aufwachte sagte er: „Komm, lass' uns dem Teufel zum Trotze den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir," (Ps. 130) singen." Mitten unter solchen Anfechtungen übersetzte er die Propheten Jeremias und Ezechiel, obschon er zu Zeiten seinen Müßiggang beklagte und im Scherze versicherte, sein Kopf laufe ihm davon. „Mein Kopf," schrieb er, „ist ein Kapitel geworden, bald wird er nur ein Paragraph und zuletzt ein Satz werden."

Nebenbei goß er über die weltlichen Angelegenheiten die Lauge seines Spottes. Er sah, daß der Papst, Franz I. und Venedig einander die Hände reichten, um das Evangelium zu unterdrücken, darüber mußte er auf der Koburger Feste herzlich lachen; der alte Erfurter Mönch hatte einen viel richtigeren politischen Blick, als manche Diplomaten seiner Zeit. Er schrieb an Kaspar von Teutleben am 19. Juni: „Aus Hörensagen habe ich vernommen, daß Venedig viel hundert tausend Gulden dem Kaiser zugeschickt und geschenkt, und Florenz erbiete sich zu fünf Tonnen Goldes, aber man will sie nicht annehmen, um des Papstes willen, der hat dem Kaiser Leib und Gut beizusetzen zugesagt, dergleichen der Franzos auch bei seinem par ma foi, wie der Papst in nomine Domini und ist sanctissimum foedus, ein köstlich Ding in cap. non credimus. Aber ich habe von Dr. Martin Luther selbst gehöret, wenn Venedig, Papst, Franzos von Herzen gut kaiserlich werden, (denn es sind drei Personen in einem Wesen eines unbegreiflichen Zorns und Hasses wider kaiserliche Majestät), so will er ein Ohr und Auge verloren

1) Luth. Br. IV, 33.

haben. Denn par ma foi kann des Unfalls vor Pavia nicht vergessen; so ist der Herr in nomine Domini auf's erste ein geborner Wälscher, das ist schon zu viel, zum andern ist er ein Florentiner, das ist noch ärger, zum dritten ein Hurkind, das ist der Teufel gar, und kann des Schimpfs im geplünderten Rom nicht so fröhlich seyn, als er sich stellete. So sind die Venediger nichts andres denn Venediger, das ist genug gesagt, haben ihrer Bosheit nach auch Ursache, sich an Maximilians Blut zu rächen. Das Alles im Kap. firmiter credimus. Aber Gott soll dem frommen Karolo, der ein Schaf unter den Wölfen ist, dennoch helfen." [1])

Luther wurde ungeduldig, daß der Reichstag von einem Tage zum andern sich hinausschob, und berief ihn selbst nach Koburg. „Wir sind schon mitten im Reichstage," schrieb er am 28. April und 9. Mai. „Du kannst hier Könige, Herzoge und andere große Herren sehen, welche ernstlich die Reichsangelegenheiten verhandeln und mit unermüdlicher Stimme ihre Beschlüsse und Lehren in die Luft schreien. Sie wohnen nicht in jenen Löchern, die ihr Paläste nennt, der Himmel ist ihr Baldachin, die grünen Bäume ihr vielfarbiger Boden und die Enden der Welt ihre Wände. Den tollen Pomp mit Gold und Seide verschmähen sie, sie haben alle Eine Kleidung, Farbe und Aussehen. Ihren Kaiser habe ich weder gesehen noch gehört, so weit ich aber vom Dollmetschen vernehme, wollen sie dieses Jahr einen unerbittlichen Krieg gegen die besten Früchte der Erde unternehmen. Ich halt aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten." Diese beiden Briefe sind „aus dem Reichstage der Krähen und Dohlen" datirt, und schließen mit den Worten: „Das ist ein lustiger aber nöthiger Scherz, um mir die Gedanken, die auf mich einstürmen, zu vertreiben." [2])

Luther kehrte bald wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurück, indem er von Augsburg auf Sachsen hinblickte, frohlockte

1) Luth. Br. IV, 37.
2) Luth. Br. IV, 14 ff.

er über die guten Früchte der Reformation, und sah darin eine mächtigere „Apologie" als in der Melanchthons. So schrieb er an den Kurfürsten: „Euer kurfürstlich Gnaden Lande haben die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger als sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Fried helfen halten. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin, und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekannt haben und noch können. Gott will sagen: Wohlan lieber Herzog Hans, da befehl' ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustig Paradeis, du sollst Vater über sie seyn. Dagegen sehe man auch an, was bei andern Fürsten ihr Wüthen Schaden thut an der lieben Jugend, daß sie aus dem Paradeis Gottes sündliche, faule Pfützen machen und verderben alles, haben auch eitel Teufel täglich zu Tisch und zu Gästen.[1])"

Doch Luther begnügte sich nicht damit seinen Fürsten aufzumuntern, er wollte auch seine Feinde erschrecken. Zu diesem Zwecke schrieb er seine „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg," die Gedanken, sagt er, stürmen wie Landsknechte auf ihn ein, die er mit Gewalt zurückdrängen müsse. Es fehlt auch in der That nicht an eisernen Worten in dieser Ansprache, die er also schließt: „Wir wissen und ihr wißt, daß wir Gottes Wort haben und ihr es nicht habt. Pestis eram vivens, moriens ero mors tua, papa."[2]) So war Luther unsichtbar in Augsburg gegenwärtig und wirkte mit Wort und Gebet nachdrücklicher als Agricola, Brenz oder Melanchthon. Es waren die Geburtswehen der evangelischen Wahrheit, die bald in der Welt mit einer Macht auftreten sollte, daß alles, was seit Pauli Zeit geschehen war, dagegen erblassen mußte, aber Luther verkündete und offenbarte nur die Dinge, die Gott verrichtete, er selbst verrichtete sie nicht. Er war für

1) Luth. Br. IV, 21.

2) *Luth.* Opp. XX, 164. „Lebend war ich dir Gift, Papst, sterbend werd' ich dein Tod seyn.

die Kirche was Sokrates für die Philosophie seyn wollte. Dieser Philosoph, der Sohn einer Hebamme pflegte zu sagen: „Ich ahme meiner Mutter nach, sie gebiert nicht selbst, hilft aber den andern dazu." Luther hat nichts geschaffen, aber er hat die seit Jahrhunderten im Schooße der Kirche verborgenen Keime an's Licht gefördert. Der Mann Gottes gestaltet nicht sein Jahrhundert nach seinen Privatansichten, sondern er erkennt klar die in der Schrift enthaltene göttliche Wahrheit, die in der Christenheit verborgen liegt und bringt sie muthig und entschlossen seinen Zeitgenossen.

Nie waren solche Eigenschaften nöthiger, als gerade jetzt, wo die Verhältnisse so schwierig wurden. Mit dem Tode des Kanzlers Gattinara, welcher, wie Melanchthon sagt, für Karl V. dasselbe war, was Ulpian für Alexander Severus gewesen, waren alle menschlichen Hoffnungen der Protestanten verschwunden. Gott hatte uns am Hofe des Syrerkönigs diesen Naeman erweckt, sagte Luther. Gattinara war es allein, der dem Papste entgegentrat, und wenn Karl V. ihm Roms Einwendungen mittheilte, so sagte der Kanzler: „Vergeßt nicht, daß ihr der Herr seid!" Die Protestanten beklagten alle seinen Tod, und wirklich nahm gleich darauf alles eine andere Wendung. Der Papst verlangte, der Kaiser solle sich damit begnügen, päpstlicher Scharfrichter, wie Luther sagt, zu seyn, um die Urtheile gegen die Ketzer zu vollstrecken. Eck, dessen Name, nach Melanchthons Scherz, wie Krähengeschrei klang, hatte 404 ketzerisch seyn sollende Sätze aus den Schriften des Reformators zusammengestellt und sich entschuldigt, daß er in der Eile nur so wenige anführe, worauf er mit lautem Geschrei eine Disputation mit den Lutheranern forderte, die mit höhnischen Thesen „über den Wein, über Venus, über das Bad" gegen ihn auftraten und ihn dem allgemeinen Gelächter Preis gaben. Andere griffen es geschickter an, so Cochläus, der 1527 Herzog Georgs Kaplan geworden war, und um eine Unterredung mit Melanchthon bat, weil er sich mit verheiratheten Geistlichen nicht besprechen möge. Melanchthon der in Augsburg sehr mißliebig war und dort so einsiedlerisch wie Luther auf seiner Feste lebte, war nicht unempfänglich für diese Schmeichelei und ließ sich dadurch nur noch

mehr in seiner Ansicht bestärken, man müsse so sanft als möglich auftreten.

Priester und Laien machten viel Aufheben davon, daß man am kurfürstlichen Hofe an Fasttagen Fleisch aß. Melanchthon rieth dem Fürsten, er möge seine Dienerschaft hierin beschränken, denn diese Unordnung gewinne die Einfältigen nicht für das Evangelium, sondern gebe ihnen nur Aergerniß. Was ist das für eine Heiligkeit setzte er unmuthig bei, vor dem Fasten Angst zu haben und doch Tag und Nacht toll und voll zu seyn.[1]) Der Kurfürst gab nicht nach, weil eine solche Nachgiebigkeit von den Gegnern als Schwäche ausgelegt worden wäre.

Am 30. Mai wurde das sächsische Bekenntniß den andern protestantischen Ständen vorgelegt, welche darauf antrugen, daß es „insgemein in aller Fürsten und Städte Namen"[2]) überreicht werde, wobei sie jedoch Verwahrung gegen den Einfluß des Staats einlegten. Wir, sagte Melanchthon, appelliren an ein Concil. Der Kaiser kann nicht entscheiden, die kirchenrechtlichen Bestimmungen selbst verbieten den Kaisern zu richten und in geistlichen Sachen zu sprechen. Moses will, daß die Leviten nicht die bürgerliche Obrigkeit entscheiden, Paulus sagt (1 Kor. 14, 29) die Anderen laßt richten, was nur von der Gemeinde der Glaubigen verstanden werden kann, und der Herr selbst spricht: „Sage es der Gemeinde." In allen weltlichen Dingen wollen wir also dem Kaiser gehorsam seyn, aber wo es sich um Gottes Wort handelt, frei bleiben. Alle stimmten darin überein, aber die Meinungsverschiedenheit, ohne die es nicht abgehen konnte, kam von einer anderen Seite. Gerade als alle Kraft nöthig schien, um den gewaltigen Angriff Karls abzuwehren, schien der alte Zwist unter den Protestanten ausbrechen zu wollen, indem die Lutherischen ihre Sache zu verderben fürchteten, wenn sie gemeinschaftlich mit den Zwinglianern handelten. Bucer sagte: „Diese lutherische Wuth wird an sich selbst untergehen." Die Reformirten mit ihren übertriebenen Klagen vergrößerten nur jene Wuth. Sie jammerten, daß man in Sachsen wieder lateinische Lieder

1) Corp. Ref. II, 79.
2) Corp. Ref. II, 88.

singe, die Kirchengewänder wieder trage. Lieber sich schlachten lassen, als auf diese Art Christ seyn.[1]) Der Landgraf war deshalb in der Klemme, und mehr durch seine Verbündete, als seine Feinde geängstigt, er schrieb an Rhegius, an Brenz, an Melanchthon. Letzterer antwortete: „Wenn man den verderblichen Lehren nicht entgegentritt, so gibt es Streit bis an der Welt Ende. Die Zwinglianer behaupten, sie hätten volle Säckel, gerüstete Heere, fremde Fürsten wollen ihnen beistehen. Sie wollen die Rechte und Güter der Bischöfe theilen und Freiheit verkündigen, großer Gott! Denken wir nicht an die Nachkommenschaft, welche, wenn man solchen Geist der Empörung nicht unterdrückt, ohne Kirche und ohne Regiment seyn wird? „Nein, wir sind eins," erwiederte dieser hoch gesinnte Fürst, der seinem Jahrhundert so weit voraus war, „wir bekennen alle denselben Herrn Jesum, wir bekennen, daß Jesus durch den Glauben im Abendmahle genoßen wird. Einig müssen wir bleiben." Doch vergebens. Die Zeit, da die wahre Katholicität den Sektengeist, dessen vollkommenster Ausdruck Rom ist, ersetzen sollte, war noch nicht gekommen. Karl war nahe und man zankte sich!

6.

Aufregung in Augsburg. — Gewaltstreiche der Kaiserlichen. — Zug durch München. — Ankunft in Augsburg. — Der Segen des Nuncius. — Das Gefolge. — Die Fürsten und ihre Häuser. — Karl V. — Sein Einzug in den Dom. — Te Deum. — Der Legat weist Salzburg zurück. — Berathung bei Karl. — Brandenburg bietet seinen Kopf. — Einladung zum Frohnleichnamsfeste. — Weigerung der Fürsten. — Karls Besorgnisse. — Die Fürsten widersetzen sich der Tradition. — Frohnleichnams-Procession. — Karls Erbitterung.

Je mehr sich der Kaiser der Stadt Augsburg näherte, desto größer wurden die Besorgnisse der Protestanten. Die Bürger dieser Reichsstadt machten sich auf merkwürdige Dinge gefaßt und erklärten, sie würden entfliehen, wenn Sachsen, Hessen und andere Lutheraner nicht da wären. Satan droht uns mit großem

---

1) *Zwingli* Epp. II, 452, 457.

Elend hieß es, insbesondere beunruhigte die Protestanten ein stolzes Wort von Karl, der heftig gesagt hatte: „Was gehen mich diese Kurfürsten an? Ich will es ihnen machen, wie es mir gerade beliebt.“ [1]) Beweis genug, wie der Kaiser das Regiment der Willkür auf dem Reichstage herrschen lassen wollte. Die Unruhe in den Gemüthern trat auch auf den Straßen hervor. Maurer und Schlosser brachten überall neue Ketten und Riegel an, um im Nothfalle die Straßen sperren zu können. Der Magistrat hatte 800 Mann Fußvolk und Reiterei in Sammet und Seide aufs prächtigste ausgeputzt, um den Kaiser würdig zu empfangen.

In der Mitte des Mai ungefähr kamen hochmüthige spanische Fouriere an, welche auf die Bürger verächtlich herabsahen, in die Häuser drangen, Unfug trieben und sogar den Fürsten zu Neuburg die Wappen abrißen. Der Magistrat schickte Rathsherren ab um mit ihnen zu verhandeln, die Quartiermacher gaben freche Antwort. Wie wird, hieß es, der Herr seyn, wenn die Diener so sind? Die kaiserlichen Minister schickten endlich, über solche Frechheiten aufgebracht, einen deutschen Fourier ab, der um den spanischen Uebermuth in Vergessenheit zu bringen alle deutschen Höflichkeiten in Anwendung brachte. Allein gleichwohl gab es bald noch bedeutenderen Unfrieden. Die kaiserlichen Räthe wollten wissen, was die Ketten und Soldaten bedeuten, man müsse beide fortschaffen. Die Augsburger Rathsherren erwiederten, sie haben schon vor zehn Jahren im Sinn gehabt die Ketten zu machen, die Soldaten aber seien einfach dazu bestimmt, Sr. Majestät Ehre zu erzeigen. Endlich mußten die Truppen entlassen werden, dagegen wollten die Kaiserlichen 1000 Mann aussuchen, die, von Augsburg besoldet, dem Kaiser den Eid der Treue leisten müßten. Die kaiserlichen Fouriere wurden nun wieder frech, wie zuvor, nahmen sich nicht einmal mehr die Mühe, in die Häuser zu gehen, sondern schrieben an die Thüren, wie viele Personen und Pferde überall zu beherbergen und aufzunehmen seien.

Dies war das Vorspiel zu dem von Karl V. verheißenen,

---

1) Corp. Ref. II, 88.

aber nicht sehr beschleunigten Versöhnungswerk. Der Kurfürst wurde immer unzufriedener, weil der Kaiser so lange ausblieb, was einige dem Jubel der Völker, andre den Vorstellungen des Klerus (der dem Kaiser gerathen haben sollte, erst nach Abstellung der evangelischen Predigten nach Augsburg zu gehen) wieder andere der politischen Schlauheit des Kaisers, die er vom Papste gelernt habe, zuschrieben.[1])

Karl hatte zwei Tage nach Gattinara's Tode Innsbruck verlassen und war am 10. Juni in München angekommen, wo er glänzend empfangen wurde. Drei viertel Stunden vor der Stadt hatte man eine Festung hingezaubert: Zelte, Kanonen, Reiter, Sturm, Gewehrfeuer, Geschrei, Flammen, Rauchwirbel, Waffengeklirr, all das war zu sehen; in der Stadt Theater unter freiem Himmel, die Jüdin Esther, der Perser Kambyses und andere prächtige Stücke wurden aufgeführt, dazwischen Feuerwerke; so empfingen die Päpstlichen ihren Heiland. „Das hat kaiserlicher Majestät wohlgefallen."[2])

So war er nun in der Nähe von Augsburg. Schon am 11. zogen die Diener, die Wagen, Pferde, und das Gepäck des Kaisers mit Peitschengeknall und Hörnerschall ein, die Bürger welche diese Menge von Lakaien wie Heuschrecken daher ziehen sahen, staunten nur und schwiegen stille zu allen diesen Dingen. Am 15. versammelten sich die Kurfürsten, Fürsten und ihre Räthe von 5 Uhr Morgens an im Rathhause, bald trafen kaiserliche Commissarien ein mit der Aufforderung, dem Kaiser entgegen zu ziehen. Um drei Uhr verließen sie die Stadt, und erwarteten den Kaiser an einer über den Lech geschlagenen Brücke, an der sie sich aufgestellt hatten. Die glänzende Versammlung blickte an diesem lieblichen Alpenstrom nach der Münchner Landstraße, wo sich nach mehrstündigem Warten endlich Staubwirbel erhoben. Zweitausend Mann kaiserlicher Leibwache erschienen. Zuerst als Karl noch fünfzig Schritte von der Brücke entfernt war, stiegen die Kurfürsten und Fürsten ab, und da der Kaiser sich eben dazu anschickte, so ersuchten ihn die Söhne der Fürsten,

1) Luth. Br. IV, 31.

2) Förstemann Urkundenbuch I, 246.

welche ihm voraus entgegen geritten waren, dieses zu unterlassen, aber Karl stieg dennoch vom Pferde und bot den Fürsten freundlich die Hand. Albrecht von Mainz beglückwünschte ihn als Erzkanzler des Reichs und Pfalzgraf Friederich erwiederte im Namen des Kaisers.

Drei Personen hielten sich beiseits auf einer Anhöhe, der römische Legat, der stolz auf einem purpurgeschmückten Maulthiere saß, umgeben von zwei Kardinälen dem Erzbischof von Salzburg und dem Bischofe von Trient. Als der Nuntius alle diese Großen zu seinen Füßen sah, breitete er die Hände aus und ertheilte ihnen den Segen. Der Kaiser, der König und die papistischen Fürsten knieten nieder, dasselbe thaten die Spanier, Italiener, Niederländer und Deutschen aus ihrem Gefolge, indeß die Protestanten, als erste Probe ihrer Festigkeit unter dieser demüthig hinknieenden Menge allein aufrecht stehen blieben. Karl that, als ob er es nicht bemerke, aber er sah recht wohl ein, was man damit sagen wolle. Der Kurfürst von Brandenburg hielt darauf eine lateinische Anrede an den Legaten; ihn hatte man gewählt, weil er diese Sprache besser redete als die Kirchenfürsten, Karl rühmte seine Beredsamkeit, rügte dagegen die Nachlässigkeit der Prälaten. Der Kaiser schickte sich darauf an, zu Pferde zu steigen, der Kurprinz von Nassau, die jungen Fürsten von Lüneburg, Mecklenburg, Brandenburg und Anhalt eilten herbei, um ihm zu helfen; der eine hielt die Zügel, der andere den Steigbügel, alle bewunderten die prachtvolle Erscheinung des Kaisers. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Zuerst kamen zwei Compagnien Landsknechte, geführt von dem Augsburger Bürger Simon Seitz, der ganz mit Gold bedeckt von Italien zurückkam, dann der Hofstaat der sechs Kurfürsten, bestehend aus Prinzen, Grafen, Räthen, Edelleuten und Soldaten, an sie hatte sich der Hofstaat der Herzoge von Baiern angeschlossen, 450 Reiter, die fünf Mann hoch in glänzenden Panzern, mit rothen Wämsern und prächtige Federn auf dem Hute einherritten. Schon damals war Baiern Roms Hauptstütze in Deutschland. Ihnen folgte das Haus des Kaisers und das seines Bruders, des Königs, welche gegen jenes kriegerische Gepränge sehr abstachen. Es wurden türkische, arabische,

polnische Rosse am Zaume geführt, diesen folgten viele in gelben oder rothen Sammet gekleidete Edelknaben, böhmische, spanische und österreichische Ritter in Seide und Sammet, unter denen sich die Böhmen durch kriegerisches Aussehen und herrlichen Pferdeschmuck auszeichneten. Trompeter und Pauker, Wappenherolde, Stallmeister, und die Kreuzträger der Legaten bildeten den Vortrab der Fürsten. Diese mächtigen Herren, welche so oft Zwist und Blutvergießen in Deutschland angerichtet hatten, zogen jetzt friedlich neben einander; nach den Fürsten kamen die Kurfürsten; der Kurfürst von Sachsen mit dem bloßen blitzenden Reichsschwerte unmittelbar vor dem Kaiser.

Endlich erschien dieser Fürst, auf den sich aller Augen richteten. Er war damals dreißig Jahre alt, seine ausgezeichnete Haltung, seine einnehmende Gestalt, die von Edelsteinen strahlenden goldenen Gewänder, ein kleines spanisches Hütchen auf dem Kopfe, der herrliche polnische Schimmelhengst, den er ritt, der von sechs Augsburger Rathsherren über ihm getragene roth, weiß, grüne Damast-Baldachin, sein meist milder Blick erregte große Begeisterung und alle gestanden, Karl sei der schönste Mann des Reichs, der mächtigste Fürst der Welt. Sein Bruder und der Legat sollten ursprünglich neben ihm einreiten, aber der Kurfürst von Mainz mit 200 in Seide gekleideten Reitern hatte seinen alten Anspruch auf den Platz zur Rechten und der Kurfürst von Köln mit 100 schwer bewaffneten Reisigen auf der zur Linken des Kaisers geltend gemacht. Hinter ihnen kamen Ferdinand und der Legat, gefolgt von Kardinälen, Gesandten und Prälaten, worunter der hochmüthige Bischof von Osma, Beichtvater des Kaisers. Die kaiserlichen Reiter und die Augsburger Soldaten schloßen den Zug. Etwas so schönes, hieß es, sei noch niemals im Reiche gesehen worden.

Es ging so langsam, daß man erst zwischen 8 und 9 Uhr Abends zu Augsburg anlangte. Am Thore der Stadt standen der Bürgermeister und Räthe, die sich sodann vor dem Kaiser niederwarfen; und zu gleicher Zeit begrüßten die Kanonen von den Wällen, die Kirchenglocken, Trompeten und Paucken, Jubelgeschrei des Volks den Einziehenden; der Augsburger Bischof Stadion und sein Klerus in weißen Gewändern stimmten das advenisti

desiderabilis an. Sechs Domherren kamen mit einem prachtvollen Baldachin, um den Kaiser zum Dome zu führen, als das Roß desselben vor diesem neuen Thronhimmel scheu geworden sich plötzlich bäumte, so daß es nur mit Mühe vom Kaiser gebändigt werden konnte. Endlich gelangte er in die mit Blumengewinden verzierte von tausend Fackeln erhellte Kirche, wo er am Altare mit gehobenen Händen sich auf die Kniee niederließ. Während des Te Deum sahen die Protestanten nicht ohne Besorgniß, daß Karl sich mit dem Erzbischofe von Mainz leise unterhielt, dem nahe getretenen Legaten das Ohr lieh und dem Herzoge Georg freundlich zuwinkte; das war kein gutes Zeichen, bei den Worten Te ergo quaesumus unterbrach Karl die Unterhaltung, trat hervor, kniete auf ein ihm gereichtes goldgesticktes Kissen nieder und die ganze Versammlung mit ihm. Nur der Kurfürst und der Landgraf blieben aufrecht stehen, so daß Georg entrüstet über solche Verwegenheit, seinem Vetter einen drohenden Blick zuwarf; der von der Menge mit fortgerissene Markgraf von Brandenburg war auch nieder gekniet, stand aber schnell auf, als er seine beiden Bundesgenossen stehen sah. Der Erzbischof Kardinal von Salzburg sollte den Segen sprechen; aber Campeggi verstimmt darüber, bis jetzt bei der Ceremonie gar keine Rolle gespielt zu haben, trat rasch an den Altar, schob den Erzbischof bei Seite und sagte: „Mir, nicht Euch gebührt dieses Amt." Der Erzbischof gab nach, der Kaiser verneigte sich und der Landgraf verbarg sich, kaum das Lachen unterdrückend hinter einem Leuchter. Gleich darauf begann das Glockengeläute von Neuem, der Zug wurde fortgesetzt und der Kaiser von den Fürsten in den für ihn bereit gehaltenen bischöflichen Palast (die Pfalz) geführt. Es war über 10 Uhr Abends, als die Menge auseinander ging.

Der Augenblick war gekommen, wo die Anhänger des Papstthums sich schmeichelten, die Protestanten von ihrem Glauben abwendig machen zu können. Die Ankunft des Kaisers, das nahe Frohnleichnamsfest, die späte Stunde, alles das war im voraus berechnet. „Die Nacht des Verraths sollte beginnen," sagt Spalatin. Es hatte in den Gemächern des Kaisers eine kurze allgemeine Unterredung stattgefunden, worauf die Fürsten von der römischen Partei sich zurückgezogen und Karl den Kur=

fürsten von Sachsen, den Landgrafen von Hessen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Fürsten von Anhalt und den Herzog von Luxemburg ersuchte, ihn in sein besonderes Zimmer zu begleiten, wohin Ferdinand, der den Dollmetscher machen sollte, mit ihm gegangen war. Karl dachte, in einer freundschaftlichen Unterhaltung alles das von den protestantischen Fürsten erlangen zu können, wozu sie sich vor den Uebrigen niemals herbeilassen würden.

Ferdinand sagte, der Kaiser wünsche die Einstellung der Predigten, worauf der Kurfürst und der Markgraf längere Zeit schwiegen. Endlich nahm der Landgraf das Wort: „Wir bitten Euer Majestät," sprach er, „diese Forderung aufzugeben, denn unsere Prediger verkündigen das reine Wort Gottes, wie es die alten Kirchenlehrer, Augustinus, Hilarius und so viele andere gethan haben. Kaiserliche Majestät kann sich leicht davon überzeugen. Wir können die Speise des Wortes Gottes nicht entbehren und nicht mit gutem Gewissen das Evangelium verläugnen." Ferdinand theilte dem Kaiser diese Antwort in französischer Sprache mit, in welcher er sich mit seinem Bruder unterhielt: die Anführung von Augustin und Hilarius war diesem sehr unangenehm, so daß die Röthe ihm ins Gesicht stieg und er sich sehr erhitzte. Ferdinand setzte darauf in entschiedenerem Tone bei, der Kaiser könne von seiner Forderung nicht abstehen; worauf der Landgraf mit Feuer erwiederte: „Kaiserl. Majestät Gewissen ist kein Herr und Meister über unser Gewissen." [1]) Als Ferdinand ferner darauf bestand, konnte der Markgraf nicht länger sein Stillschweigen behaupten, sondern sagte, ohne sich um den Dollmetscher zu kümmern, zu Karl, dem er seinen Kopf hinbot: „Ehe ich mir Gottes Wort nehmen lasse und meinen Gott verläugne, will ich lieber vor Kaiserl. Majestät knieen und mir den Kopf abschlagen lassen." Während er diese nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen (Brenz) ebenso einfachen als großherzigen Worte sprach, ließ er seine Hände auf seinen Hals fallen wie das Schwert eines Scharfrichters. Wie er, so waren alle Fürsten in der gehobensten Stimmung, so daß sie nöthigenfalls alle

1) Corp. Ref. II, 115.

vier gleich auf das Schaffot getreten wären. Auch Karl war ergriffen und überrascht und in seinem schlechten Deutsch rief er dem Markgrafen zu: „Lieber Fürste, nit Kop ab, nit Kop ab!“ [1]) Mehr sprach er nicht, weder in einer Conferenz noch vor dem Reichstage. Seine Unkunde der deutschen Sprache und die spanische Etikette ließen ihn immer nur durch seinen Bruder oder den Pfalzgrafen reden. Da er täglich einige Stunden mit Andachtsübungen zubrachte, so sagte man von ihm, er spreche mehr mit Gott als mit den Menschen. Dieses beständige Schweigen schadete seinen Plänen, er hätte thätig und beredt seyn müssen, anstatt dessen sahen die Deutschen in ihrem stummen Kaiser nur eine Pagode, welche Kopf und Augen bewegte. Karl fühlte öfters diesen Mangel und sagte, wenn er deutsch sprechen könnte so gebe er gern eine andere Sprache dafür, spanische oder französische, und noch ein Land dazu.

Ferdinand sah ein, daß es unnützlich sei, länger auf die Einstellung der Predigten zu dringen, aber es handelte sich um noch eine Nachgiebigkeit: Das Frohnleichnamsfest fiel auf den folgenden Tag und es war ein altes, stets beobachtetes Herkommen, daß alle auf dem Reichstage anwesenden Fürsten und Abgeordneten der Prozession beiwohnten. Sollten die Protestanten bei der Eröffnung eines zur Versöhnung zusammenberufenen Reichtags ihre Theilnahme an dem feierlichen Umzuge verweigern? Sie hatten doch erklärt, Leib und Blut Christi seien wirklich in der Hostie, rühmten sich ihres Gegensatzes gegen Zwingli und konnten nicht wegbleiben, wenn sie nicht als Ketzer gelten wollten. Wenn sie aber an jenem Festgepränge Theil nehmen, sich der zahlreichen und buntgeschmückten Geistlichkeit, die den von ihr selbst geschaffenen Gott einhertrug, anschließen, so würden sie ihren Glauben unwiderruflich verläugnet haben. Der Plan war gut ausgedacht, er konnte nicht fehlschlagen, die italienische List mußte über die Einfalt der plumpen Deutschen triumphiren!

Ferdinand benützte die ihm eben zu Theil gewordene abschlägige Antwort, und sagte, weil der Kaiser die Aufhebung der Zusammenkünfte nicht erlangen könne, so erwarte er mindestens,

---

1) Corp. Ref. II, 114.

daß man ihn bei der Frohnleichnamsprozession begleite; wolle man es nicht dem Kaiser zu Liebe thun, so möge es zu Ehren Gottes geschehen. Die Fürsten, welche darüber noch weit mehr entrüstet waren, erwiederten: Christus habe die Anbetung des Sakraments nicht eingesetzt; aber der Kaiser bestand auf seiner Forderung, sie auf ihrer Weigerung; er entgegnete, daß er diese Entschuldigung nicht annehme, sondern ihnen Bedenkzeit bis auf den folgenden Morgen gebe.

Man ging in großer Aufregung aus einander. Der Kurprinz, der im Vordersaale mit anderen Herren auf seinen Vater gewartet hatte, suchte auf dem Gesichte der Fürsten, welche das kaiserliche Gemach verließen, die Vorfälle zu lesen, und erkannte bald daß es einen heftigen Streit gegeben habe. Er ergriff aus Besorgniß für seines Vaters Sicherheit dessen Hand, führte ihn rasch an die Palasttreppe und rief ihm zu, als ob Karls Dienerschaft sie verfolge: „Komm, komm schnell!“ Karl, welcher einen solchen Widerstand nicht erwartet hatte, war verwirrt, der Legat suchte ihn noch mehr zu erbittern. Der Kaiser stieß Drohreden aus, ließ den heftigsten Unwillen merken, durchlief die Säle des Palastes, und war so ungeduldig, daß er mitten in der Nacht zum Kurfürsten schickte und sich dessen Endbescheid erbat. Dieser antwortete, er habe für den Augenblick Ruhe nöthig, wolle aber am andern Morgen Antwort ertheilen.

Der Landgraf ruhte indessen eben so wenig als Karl. Kaum war er nach Hause gekommen, als er schon seinen Kanzler zu den Nürnberger Deputirten schickte, sie in der Nacht aufwecken ließ und ihnen den Vorfall mittheilte. Die Theologen wurden ebenfalls davon benachrichtigt und Spalatin setzte ihren Rath schriftlich auf. Es hieß darin: „Das Sakrament ist nicht eingesetzt, angebetet zu werden, wie die Juden die Schlange angebetet haben. [1]) Wir sollen hier der Wahrheit Zeugniß geben und keine Mißbräuche bestätigen. Man muß sich darum der Sache entziehen!“ Dieser Rath bestärkte die evangelischen Fürsten in ihren Entschlüssen und so brach der 16. Juni an. Der Kurfürst von Sachsen war unpäßlich geworden und trug seinem Sohne auf

---

1) Corp. Ref. II, 111.

ihn zu vertreten und um sieben Morgens begaben sich die Fürsten mit ihren Räthen zu Pferde zum Kaiser.

Der Markgraf von Brandenburg führte das Wort. „Ihr wißt,“ sagte er zu Karl „wie meine Ahnen und ich Euer erhabenes Haus mit Gefahr ihres Lebens unterstützt haben, aber in göttlichen Dingen befehlen mir die Gebote Gottes selbst jegliches Menschengebot bei Seite zu setzen. Es heißt, daß wer in der heilsamen Lehre verharren wolle, den Tod zu erwarten habe, ich will ihn gern erleiden.“ Hierauf überreichte er dem Kaiser die Erklärung der evangelischen Fürsten. Es hieß darin: „Wir werden nicht durch unsere Gegenwart die gottlosen Menschensatzungen, welche Gottes Worten zuwiderlaufen, unterstützen. Wir erklären vielmehr einstimmig ohne Zögern, daß man sie aus der Kirche verbannen muß, damit nicht die noch gesunden Glieder von diesem tödtlichen Gifte angesteckt werden. [1])“

„Wenn ihr es nicht um Gottes willen thun wollt,“ sprach Ferdinand, „so thut es doch dem Kaiser zu Liebe als Reichsvasallen; Seine Majestät befiehlt es euch.“ Doch die Fürsten entgegneten: „Es handelt sich um eine gottesdienstliche Handlung, die uns unser Gewissen verbietet.“ Ferdinand und Karl besprachen sich eine Zeitlang leise und Ferdinand sagte nur noch, der Kaiser wolle sehen, ob man ihm gehorche oder nicht, worauf er mit seinem Bruder fortging. Die Fürsten folgten ihnen nicht wie Karl gehofft hatte, sondern kehrten in ihre Paläste zurück.

Erst um 12 Uhr begann die Prozession, der Klerus führte den Zug an, dann folgte der spanische, belgische und österreichische Adel, Wappenherolde und Trompeter, endlich die weltlichen Fürsten, sämmtlich Kerzen in der Hand tragend. Der Kurfürst von Mainz trug das Sakrament als Primas von Deutschland, König Ferdinand zu seiner Rechten, Kurfürst Joachim zu seiner Linken. Hinter ihm ging der Kaiser, allein, mit ernster Miene, entblößten und geschornen Hauptes, wie ein Priester, obschon die Sonne die stechendsten Strahlen auf ihn warf. [2]) Karl wollte dergestalt seine Anhänglichkeit an den römischen Katholizismus offen be-

---

1) *Coelestin* I, 82.

2) *Zwingli* Epp. II, 471. *Pallavicini* I, 228.

kennen. Je mehr die Kirche vom ursprünglichen Geist und Leben verlassen war, desto mehr wurden diese durch Formen und Gebräuche ersetzt. Der Ursprung des römischen Kultus liegt in der Abnahme der Liebe und des Glaubens, welche von den Katholiken der ersten Jahrhunderte so oft beklagt worden ist, und die Geschichte Roms ruht in den Worten Pauli (2 Timoth. 3, 5): „Sie haben den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verläugnen sie." Da aber die Kraft in der Kirche wieder aufzuleben begann, sank die Form. Kaum hundert Augsburger Bürger hatten sich dem Zuge angeschlossen: es war anders geworden, das christliche Volk hatte wieder den Glauben und die Liebe kennen gelernt.

Karl verbarg unter andächtiger Miene seinen tiefen Verdruß. Der Legat beherrschte sich weit weniger und sagte laut, diese Fürstenhartnäckigkeit schade dem Papste in hohem Grade. [1]) Nach dem Ende der Prozession, die eine Stunde gedauert hatte, konnte auch Karl seinen Unwillen nicht mehr bändigen, kaum war er in seinem Palaste, als er erklärte, er werde den protestantischen Fürsten sicheres Geleit schicken, diese hartnäckigen Rebellen sollten Augsburg am anderen Tage verlassen, und der Reichstag möge dann die für Kirche und Reich nöthigen Beschlüsse fassen. Diesen Rath hatte ihm ohne Zweifel der Legat eingegeben, die Ausführung desselben aber hätte sicher einen Religionskrieg herbeigeführt, wenn es nicht einigen römisch gesinnten Fürsten, die den Frieden wünschten, obwohl mit Mühe gelungen wäre, den Kaiser zur Zurücknahme seines drohenden Befehls zu bewegen.

---

1) *Sarpi* Concil. Trid. I, 99.

5.

Predigt über Josua. — Die Predigten werden verboten. — Vorschlag und Annahme einer Vermittlung. — Bekanntmachung. — Reden der Bürger. — Die neuen Prediger. — Die Messe im Dom. — Schlimme Ahnungen. — Gewissensfall. — Veni Spiritus. — Rede des Nuncius. — Das Offertorium. — Eröffnung des Reichstags. — Kaiserliche Vorlage. — Bitte des Kurfürsten. — Plan des Legaten. — Valdez. — Geheime Zusammenkunft mit Melanchthon. — Standhaftigkeit der Fürsten.

Karl sah sich in der Sache der Prozession geschlagen und wollte sich dafür in der Angelegenheit der Predigten rächen, die ihm ganz besonders zuwider waren. Die Volksmenge drängte sich noch immer in die Franziskanerkirche, wo ein begeisterter Zwinglianer über das Buch Josua predigte, und die Könige von Kanaan und die Kinder Israel redend und handelnd vorführte, so daß ein jeder in Kanaan den Kaiser und die ultramontanen Fürsten, im Volke Gottes die Anhänger der Reformation erkannte. Die Gläubigen verließen auch jedesmal die Kirche voll Begeisterung für ihren Glauben und mit dem Wunsche, dem götzendienerischen Abscheu ein Ende gemacht zu sehen. Am 16. Juni verwarf die Mehrzahl der Protestanten Karls Ansuchen; es sei doch nur ein Schreckschuß. Die Papisten wollten nur versuchen, ob man den Hasen aus dem Busche jagen könne und ob der Nagel an der Wand noch fest sei.

Am 17. früh Morgens vor dem Frühstücke antworteten die Fürsten dem Kaiser, wenn man ihren Geistlichen verböte das lautere Evangelium zu predigen, so wäre das eine Empörung gegen Gott, der da wolle, daß sein Wort nicht gebunden sei. Als arme Sünder könnten sie das göttliche Wort als Seelenspeise nicht entbehren, wenn sie ihr Elend überstehen wollen; Kaiserl. Majestät habe eine unparteiische Prüfung jeder Lehre auf dem Reichstage angeordnet, und wenn die Predigten jetzt schon aufhören müßten, so wäre ihre Lehre von vorn herein verurtheilt.

Karl berief alsbald die übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten, welche zu Mittag im Palaste eintrafen und den ganzen Tag dort versammelt blieben, wo sie sich sehr lebhaft besprachen. Einige Redner bemerkten, die Protestanten hätten sogar an diesem Morgen predigen lassen, Karl sah darin eine neue Beleidigung, so daß er kaum sich halten konnte. Indessen nahm er

es doch an, als einige Fürsten ihm ihre Vermittlung anboten, aber die Protestanten blieben unerschütterlich. Diese Ketzer, die man so leicht überwinden zu können gehofft hatte, schienen in Augsburg nur zur Demüthigung Karls erschienen zu seyn. Die Ehre des Reichsoberhauptes mußte auf jede Weise gerettet werden; verzichten wir selber auf unsere Prediger, sprachen die Fürsten, dann können die Protestanten nicht bei den Ihrigen verharren. Es wurde daher der Vorschlag gemacht, daß der Kaiser papistische wie lutheranische Prediger entfernen möge und anstatt derselben einige Kaplane ohne Angriff auf irgend eine Partei das reine Wort Gottes verkündigen sollten. Es werden neutrale Männer seyn, versprach man den Protestanten, Faber und die Seinigen wollte man ausschließen. Die Protestanten meinten, man werde immerhin ihre Lehre verdammen. Dem sei nicht so, wurde entgegnet, die Prediger sollten bloß Evangelien und Episteln verlesen und ein allgemeines Sündenbekenntniß sprechen.

Die evangelischen Stände baten um Bedenkzeit. Melanchthon sagt: „Man muß es annehmen, denn wenn den Kaiser unsere Weigerung bestimmen würde, unser Bekenntniß nicht anzuhören, so wäre das Uebel noch größer.“ Agricola meinte: „Wir sind keine Augsburger Pfarrer, sondern wollen bloß unsere Confession ablegen.“ Spalatin erklärte: „In der Stadt herrscht Unordnung.“ Die Sakramentirer und Schwärmer predigen so gut als wir, diesem Wirrwar muß ein Ende gemacht werden.“ Andere Theologen fragten: „Was schlagen die Papisten vor?“ die Evangelien und Episteln ohne Erklärung zu verlesen, aber ist das kein Sieg für uns? Wir protestiren gegen die Auslegungen der Kirche und nun sollen die Priester Gottes Wort ohne ihre Anmerkungen und Erläuterungen vorlesen, also sich zu protestantischen Geistlichen umwandeln. — „O wunderbare Weisheit der Hofleute!“ setzte Melanchthon lächelnd hinzu. Die Juristen waren ähnlicher Ansicht, der Kaiser müsse von Rechtswegen als Herr einer Reichsstadt angesehen werden, so lange er sich in ihr aufhalte und so gebühre ihm die Gerichtsbarkeit in Augsburg.

Die protestantischen Fürsten erklärten darauf, sie wollten die Prediger schweigen lassen, wofern nichts vorkäme, das ihr Gewissen verletze. Wäre dem anders, so müßten sie eine solche

Kränkung abwehren. Uebrigens fügte der Kurfürst bei, werde das Jedem unbenommen bleiben, einen Prediger für sich in seiner Wohnung auftreten zu lassen. Der Kaiser, der froh war, endlich in diesem Punkte mit den Protestanten eine Uebereinkunft treffen zu können, genehmigte Alles.

Es war schon Sonnabend, ein kaiserlicher Herold ritt noch unter Trompetenschall um 7 Uhr Abends durch die Stadt und rief aus: „Hört, hört! Kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, befiehlt: kein Prediger soll in Augsburg predigen, als die vom Kaiser ernannt sind, und das bei Gefahr der Ungnade und sonstiger Strafen Seiner Majestät."

Tausend verschiedene Gerüchte liefen in Augsburg in Folge dieses Verbots umher; Einige meinten, es würde doch merkwürdig seyn, die kaiserlichen Prediger zu hören, welche weder gegen die evangelische noch gegen die papistische Lehre predigen sollten. Andere sagten: „Wir müssen uns auf Tragelaphen und Chimären mit Löwenkopf, Drachenschwanz und Ziegenleib gefaßt machen. Die Spanier waren sehr zufrieden, denn viele von ihnen hatten in ihrem ganzen Leben keine Predigt gehört, da dergleichen in Spanien nicht üblich ist, aber Zwingli's Freunde geriethen in Unruhe.[1])

Der Sontag trat ein (19. Juni). Alles eilte in die Kirchen, die Glaubigen sahen unverwandt nach dem Prediger und erwarteten neugierig, was dieser sagen würde, in der Meinung, ihre Aufgabe sei eine päpstlich-evangelische Predigt zu halten, welches Wunder Alle gespannt und ungeduldig erwarteten. Aber der Berg gebar eine Maus. Der Prediger verlas zuerst das allgemeine Gebet, dann das Evangelium des Tages, schloß mit einem gemeinsamen Sündenbekenntnisse und entließ die Zuhörer. Man sah einander verwundert an: „Das ist kein evangelischer oder papistischer, sondern ein reiner Text-Prediger." Zuletzt lachte alles und Brenz meinte, die Sache sei auch wirklich lächerlich,[2]) wiewohl man auch anders denken kann. In einigen Kirchen verlasen die Kaplane das Evangelium und fügten einige aber kna-

1) *Zwingli* Epp. 466.

1) Corp. Ref. II, 117.

benhafte Redensarten, ohne christlichen Gehalt, ohne Trost, ohne evangelischen Grund hinzu. Nach der angeblichen Predigt ging es an die Messe, welche besonders im Dome glänzend gefeiert wurde. Der Kaiser war nicht zugegen, weil er bis 9 oder 10 Uhr Morgens schlief und für ihn eine Spätmesse gehalten wurde, aber Ferdinand und mehrere Fürsten wohnten ihr an. Orgeln und Chorgesänge verherrlichten den Tag, eine Menschenmasse füllte die Kirche. Fast alle Nationen der Welt waren in der Augsburger Kathedrale: Franzosen, Spanier, Mauren, Moresken, Italiener, Türken, die man wie Brenz berichtet, Stratioten nannte. Diese Messe stellte das Kunterbunt des Papstthums recht gut dar. Nur Ein feuriger römischer Priester hielt eine Vertheidigungsrede für die Messe in der Kreuzkirche. Karl wollte seinem Befehle Gehorsam verschaffen und warf ihn deßhalb in das Franziskanergefängniß, von wo man ihn aber wieder entwischen ließ. Die evangelischen Prediger Augsburgs reisten fort, um das Evangelium anderswohin zu bringen, und die protestantischen Fürsten freuten sich so ausgezeichnete Männer für ihre Kirchen zu gewinnen.

Auf diese Maßregel folgte Entmuthigung und Schrecken und auch die Standhaftesten waren davon ergriffen. „Unser Herr Gott," sagte der Kurfürst seufzend, „hat den Befehl bekommen, auf dem Augsburger Reichstage zu schweigen." Luther verlor auch seine gute Meinung von Karl. Er schrieb: „Der Erfolg des Reichstags wird der seyn: der Kaiser wird nachdem er dem Kurfürsten befohlen hat, die Predigten aufzugeben, ihm auch noch gebieten der Lehre zu entsagen; es ist gewiß, daß die von Teufeln besessenen Papisten wüthen und sie können nicht leben, wenn sie kein Blut getrunken haben. In Augsburg habt Ihr es nicht mit Menschen sondern mit den Pforten der Hölle selbst zu thun." [1]) Melanchthon hatte ihm geschrieben: „Mit Ausnahme des Kaisers hassen uns alle in wilder Wuth. Die Gefahr ist allenthalben groß, bete zu Gott, daß er uns errette! [2])" Doch Luther war zwar betrübt, aber nicht muthlos, sondern hob sein Haupt empor

1) Luth. Br. II, 59.

2) Corp. Ref. II, 118.

und ermunterte seine Brüder: „Seid ruhig (fügte er im eben angezogenen Briefe hinzu) ihr dürft nicht zweifeln, daß ihr Christi Bekenner seid. Dieser Glaube gibt euch Leben und Trost, denn ihr seid Gesandte eines großen Königs. Sie bedurften dieses Trostes, da ihre Gegner durch den ersten Erfolg dreist gemacht den Protestanten immer mehr entgegen traten und sie zur Theilnahme an den römischen Ceremonien zwingen wollten. Der Kurfürst von Sachsen, sagte der Legat, möchte als Reichsmarschall bei den Feierlichkeiten des Reichtags das Schwert vor dem Kaiser tragen, er möchte es demnach auch bei der heiligen Geistmesse. Der Kurfürst schwankte, als er diese Botschaft erhielt, eine Weigerung hätte den Verlust seiner Würde herbeigeführt, eine Befolgung den Glauben mit Füßen getreten und das Evangelium entehrt. Die lutherischen Theologen hoben indessen diese Gewissensbedenken: Es sei eine Reichsceremonie und er sei nicht als Christ sondern als Reichsmarschall einberufen, in der Geschichte Naemans (2 Kön. 5, 18) ermächtige ihn das Wort Gottes, eine solche Aufforderung anzunehmen. Zwingli's Anhänger waren anderer Meinung, sie gingen einen entschiedeneren Weg als die Sachsen: „Die Märtyrer haben sich," sagten sie, „umbringen lassen, um nur keinen Weihrauch den Götzen darzubringen." Auch einige Protestanten zuckten mit den Achseln, als sie von diesem veni Spiritus hörten, es sei zu befürchten, daß da der Wagen des Geistes, das Wort Gottes, beseitigt worden, der heilige Geist auf schwachen Füßen nicht nach Augsburg gelangen könne.

Am 20. Juni fand die Eröffnungsmesse statt. Der Landgraf und andere Protestanten, die nicht in der Nähe der Hostie seyn wollten, stellten sich außerhalb des Chors auf eine Gallerie. Der Kurfürst blieb mit dem Reichsschwerte während der Adoration stehen. Die Thüren des Chors wurden geschlossen und der Erzbischof von Rossano, Vinzenz Pompinello, hielt die Predigt. Er begann mit den Türken und deren Verwüstungen, stellte dann aber in einem unerwarteten Uebergange die Türken höher als die Deutschen. Die Türken, sagte er, haben nur Einen Herrn, dem sie gehorchen, aber die Deutschen haben mehrere und gehorchen keinem. Die Türken haben nur ein Gesetz, einen Gebrauch, eine Religion, aber die Deutschen wollen immer neue

Gesetze, Gebräuche und Religionen. Sie zerreißen den ungenähten Rock Christi, schaffen auf teuflische Eingebung die einstimmig angenommenen heiligen Dogmen ab, und gehen zu Possen und Sittenlosigkeit über. Großmächtiger Kaiser, erhabener König, schärft eure Schwerter, schwenkt sie gegen die treulosen Zerstörer des Glaubens und führt sie so in den Schooß der Kirche zurück. Kein Friede für Deutschland, so lange nicht diese Ketzerei von Grund aus durch das Schwert ausgerottet ist. Heiliger Peter und Paul, euch rufe ich an, öffne du Petrus mit deinen Schlüsseln die Marmorherzen dieser Fürsten, sind sie aber halsstarrig so komme du Paulus mit deinem Schwerte, zerspalte, zerschmettere diese nie erlebte Härte. Dazwischen hinein wurden Aristides, Themistokles, Scipio, Cato, Curtius und Scävola gerühmt, worauf nach dem Ende der Predigt der Kaiser und die Fürsten ihr Opfer auf den Altar niederlegten. Auch der Kurfürst und Markgraf thaten es, aber lächelnd, wie man sagt, obwohl diese Nachricht mit ihrem Charakter nicht übereinstimmt. 1)

Endlich verließ man die Kirche, Alle, die Freunde des Nuncius ausgenommen, unzufrieden mit der Rede, ja der Erzbischof von Mainz war sogar höchlichst entrüstet, was er damit sagen wolle, wenn er Sankt Paulum bitte, die Deutschen mit seinem Schwerte zu treffen? Im Schiffe der Kirche, hatte man von der Rede nichts als einige unartikulirte Laute gehört und die dort befindlichen Protestanten fragten bald nach dem Inhalte derselben bei Denjenigen unter ihren Freunden, welche im Chore gewesen waren. Brenz sagte: „Je mehr diese Priester ihre Fürsten zu blutigen Kriegen aufreizen, desto mehr müssen wir die unsrigen von blindem Ungestüm abhalten." So sprach nach der Predigt eines römischen Priesters ein Diener des Evangeliums des Friedens.

Nach der Messe fuhr der Kaiser mit glänzendem Gefolge auf das Rathhaus, wo die Reichstagssitzungen stattfinden sollten. Er setzte sich auf einen goldbelegten Thron, sein Bruder ihm gegenüber auf einen Sessel, die Kurfürsten, zweiundvierzig souveräne Fürsten, die Deputirten der Städte, die Bischöfe und Gesandten reihten sich um diese und bildeten den berühmten

1) Spalatin. Seckendorf II, 167.

Reichstag, den Luther sechs Wochen vorher in den Lüften gesehen hatte. Der Pfalzgraf las die kaiserliche Vorlage, die sich auf den Türkenkrieg und auf die Kirchenstreitigkeit bezog. Es hieß darin: „Ich habe meine Privathändel und Interessen dem allgemeinen Wohle aufgeopfert und meine Erblande verlassen, um nicht ohne Gefahr Italien und dann Deutschland zu besuchen. Ich habe mit Bedauern von den Spaltungen gehört, welche nicht nur die kaiserliche Majestät, sondern auch die Gebote des allmächtigen Gottes verletzen, und keine andere Folge als Raub, Brand, Krieg und Tod haben können." Um ein Uhr kehrte der Kaiser mit allen Fürsten in seinen Palast zurück. An demselben Tage rief der Kurfürst seine Glaubensgenossen zusammen, welche durch die kaiserliche Rede sehr bestürzt waren und ermahnte sie, sich durch keine Drohung von Gottes Sache abbringen zu lassen. Alle gedachten der Stelle im Jesaias (8, 10): „Beredet euch und es bestehe nicht, denn hier ist Immanuel."

Der Kurfürst trug eine schwere Bürde, da Er nicht allein an der Spitze der Fürsten stehen, sondern auch sich vor dem abschwächenden Einfluß Melanchthons hüten mußte. Dieser Fürst zeigt sich in der ganzen Angelegenheit als eine wahrhaft edle Persönlichkeit. Er empfand das dringende Bedürfniß nach unsichtbaren Kräften und als er am Dienstage früh seine Diener, Räthe und seinen Sohn um sich sah, bat er sie liebreich sich zu entfernen. Es war seine Ueberzeugung, daß er nur dann, wenn er vor Gott sich demüthige, gegen Karl siegreich auftreten könne und so las er allein in seinem Zimmer in den Psalmen, kniete nieder und flehte inbrünstig zu Gott. Dann trat er an seinen Schreibtisch, um sich in der unerschütterlichen Treue zum Herrn zu stärken und schrieb seinen Entschluß nieder, den Dolzig und Melanchthon, welche später diese Zeilen lasen, nicht genug bewundern konnten. Jetzt erst, nachdem er sich so in himmlische Gedanken versenkt hatte, nahm der Kurfürst die kaiserliche Proposition zur Hand, durchdachte sie reiflich, rief seinen Sohn, den Kanzler Brück und später Melanchthon zu sich, die dann zusammen darin übereinkamen, man müsse die Glaubensangelegenheiten zuerst vornehmen, welcher Ansicht auch die zu Rathe gezogenen Bundesgenossen beistimmten.

Der Legat hatte einen durchaus entgegengesetzten Plan. Er wollte die Glaubensfragen ersticken und forderte deßhalb, die Fürsten sollten sich mit einer Prüfung derselben in einem geheimen Ausschusse begnügen. Er beabsichtigte, seine Gegner in der Stille ohne Bekenntniß, ohne Streit zu fangen, wie man eine Stadt ohne Schlacht und Sturm aushungert; er wollte die Reformation knebeln, schwächen und so umbringen. Nicht genug, daß die Prediger zum Stillschweigen gebracht waren, auch den Fürsten sollte der Mund gestopft, die Reform ins Dunkel gehüllt werden und da ersticken. Dieser Plan, der so gut ausgedacht war, sollte aber auch ausgeführt werden. Dazu wurde ein adeliger Spanier, Alphons Valdez, ein unbescholtener Mann, Sekretär Karls, ausersehen, wie denn die Politik oft zu schlechten Streichen rechtschaffene Männer wählt. Valdez sollte zuerst den schüchternen Melanchthon aufsuchen und lud diesen schon am 16. oder 17. Juni zu sich. „Die Spanier," sagte er, „meinen, die Lutheraner verbreiten gottlose Lehren über die heilige Dreieinigkeit, über Jesum Christum und die gebenedeite Mutter Gottes, deßhalb halten sie es für ein verdienstlicheres Werk, einen Lutheraner, als einen Türken todt zu schlagen."

„Ich weiß das," sagte Melanchthon, „und es ist mir noch nicht gelungen, deine Landsleute von diesem Irrthum abzubringen."

„Was wollen aber die Lutheraner?"

„Die lutherische Sache ist lange nicht so verwickelt und so unziemlich, als der Kaiser meint. Wir greifen die katholische Kirche gar nicht so sehr an, als gewöhnlich behauptet wird, der ganze Streit dreht sich um drei Punkte: Die beiden Gestalten im Abendmahle, die Priesterehe und die Abschaffung der stillen Messen. Können wir uns darüber verständigen, so wäre es mit den übrigen Punkten leichter."

„Ich will dem Kaiser Bericht darüber erstatten."

Karl war sehr erfreut. „Melde dieses dem Legaten," sagte er zu Valdez, „und bitte den Magister Philipp um eine kurze Darlegung dessen, was sie annehmen und verwerfen."

Valdez eilte zu Campeggi. „Was Ihr mir sagt," sprach der Legat, „gefällt mir wohl; über das Abendmahl und die Priesterehe kann man sich verständigen, aber die Abschaffung der stillen

Messen können wir nicht zugeben." Freilich hätte die Kirche dadurch ihre Haupteinkünfte eingebüßt.

Am 18. Juni kam Valdez wieder zu Melanchthon. „Der Kaiser," sagte er, „wünscht eine einfache und bündige Zusammenstellung und hält es für besser, die Sache in der Stille abzumachen, alle öffentliche Verhandlung und weitläufige Disputation zu vermeiden, die ja doch nur Erbitterung und Spaltung zur Folge haben würden."

„Ich will das überlegen," antwortete Melanchthon, der fast gewonnen war, indem eine geheime Besprechung seiner Schüchternheit zusagte. Hatte er doch oft erklärt, daß ihm der Friede über alles gehe, und so konnte der Legat hoffen, die Reform zwischen vier Wänden ersticken zu können.

Glücklicherweise wollten aber der Kanzler und der Kurfürst von den Vorschlägen, welche Karl durch den redlichen Valdez gemacht hatte, nichts wissen, und so geschah es, daß die Laienmitglieder die Kirche vor falschen Maßregeln der Doktoren bewahrten, und die italienische List an evangelischer Standhaftigkeit scheiterte. Man gestattete nur, daß Melanchthon dem Spanier die Confession mittheile, über welche Valdez, trotz ihrer Mäßigung, in die Worte ausbrach: „Diese Sprache ist allzu bitter, als daß eure Gegner es dulden könnten." So endigte die Intrigue des Legaten.

6.

Den Protestanten wird der Aufschub verweigert. — Unterzeichnung der Confession. — Muth der Fürsten. — Melanchthons Schwäche. — Gewissen. — Der 24. Juni. — Audienz des Legaten. — Man weigert sich, die Protestanten zu hören. — Kampf. — Melanchthons Niedergeschlagenheit. — Ein Wunder zu Rom. — Muthlosigkeit und Sieg. — Luthers Gebet. — Luther ohne Nachrichten von Augsburg. — Sprüche und Inschriften. — Luther beruhigt Melanchthon.

Karl sah sich zu einer öffentlichen Sitzung genöthigt und befahl am 22. Juni dem Kurfürsten und dessen Verbündeten, ihr Bekenntniß auf den 24., einem Freitag, bereit zu halten. Auch die römische Partei wurde eingeladen, ein Glaubensbekennt-

niß vorzulegen, aber sie lehnte es ab, weil sie am Edikte von Worms festhalte. Der kaiserliche Befehl überraschte die Protestanten, zumal da die Unterhandlungen zwischen Valdez und Melanchthon den Letzteren an der Schlußabfassung der Confession verhindert hatten. Sie war nicht in's Reine geschrieben und die Einleitung so wie der Schluß hatten ihre letzte Bearbeitung noch nicht erhalten, weshalb die Protestanten den Erzbischof von Mainz baten, ihnen einen Tag Aufschub auszuwirken, was ihnen jedoch abgeschlagen wurde. Man arbeitete nun unausgesetzt Tag und Nacht, um die Confession zu vollenden und abzuschreiben.

Donnerstag den 23. Juni versammelten sich alle protestantischen Fürsten, Abgeordnete, Räthe und Theologen bei dem Kurfürsten von Sachsen. Man verlas die Confession in deutscher Sprache und alle billigten sie mit Ausnahme des Landgrafen und der Straßburger, welche die Stelle über das Abendmahl umgeändert wünschten, ohne daß jedoch die Fürsten dieser Forderung Gehör gaben. Der Kurfürst wollte schon unterzeichnen, als Melanchthon ihn zurückhielt; er fürchtete, die Sache des Glaubens würde zu sehr einen politischen Anstrich erhalten. Die Kirche, nicht der Staat, solle auftreten: Die Theologen, die Diener Gottes müssen das vorlegen, und das Gewicht der Großen der Erde müsse man für andere Dinge aufsparen. Der Kurfürst erwiederte: „Gott gebe, daß Ihr mich nicht ausschließet, ich will thun was recht ist, unbekümmert um meine Krone, ich will den Herrn bekennen. Das Kreuz Jesu Christi ist mehr werth als mein Kurhut und mein Hermelin. Diese Zeichen meiner Würde bleiben auf der Erde, aber das Kreuz meines Herrn begleitet mich bis zu den Sternen." Gegen solche Worte ließ sich nichts einwenden und Melanchthon gab nach. Der Kurfürst unterzeichnete und reichte die Feder dem Landgrafen, der zuerst Bedenken erhob, aber da der Feind vor den Thoren stand, so durfte man sich nicht veruneinigen, weßhalb auch Philipp unterzeichnete, aber mit dem Beisatze, daß er mit der Lehre vom Abendmahl nicht zufrieden sei. Der Markgraf und der Herzog von Lüneburg unterzeichneten, drauf ergriff der Fürst von Anhalt die Feder und sagte: „Ich habe in meinem Leben mehr als einen Gang Andern zu Gefallen gethan, jetzt, wo es die Ehre meines

Herrn Jesu Christi gilt, bin ich bereit Gut und Leben aufzugeben, und mich zur ewigen Krone anzuschicken." Und nachdem er unterschrieben hatte, sprach er zu den Theologen: „Ehe ich eine andre Lehre als die, welche in der Confession enthalten ist, annehme, will ich lieber Land und Leute aufgeben, mit dem Stabe in der Hand aus meiner Väter Heimath auswandern und mein Brod mit Schuhputzen in der Fremde erwerben." Nürnberg und Reutlingen waren die einzigen Städte, welche unterzeichneten, und man beschloß nun, den Kaiser um eine öffentliche Verlesung der Confession zu bitten.

Dieser Muth der Fürsten machte großen Eindruck, während Rom die Glieder der Kirche bedrängt und sie zu stummen erniedrigten Sklaven gemacht hatte, welche sie nach sich zog, so brachte die Reformation diesen Freiheit, und gab ihnen mit ihren Rechten auch das Bewußtseyn ihrer Pflichten. Der Priester hatte nicht mehr das Glaubensmonopol, jedes Familienhaupt ward Priester in seinem Hause, alle Glieder des Volkes Gottes waren von nun an Bekenner. In der römischen Sekte sind die Laien nichts oder fast nichts, während sie doch das Wesentlichste in der christlichen Kirche sind. Wo der Priestergeist herrscht, da stirbt die Kirche: Wo die Laien, wie jene Fürsten zu Augsburg, ihre unmittelbare Abhängigkeit von Christo und ihre Pflicht erkennen, da lebt sie.

Die evangelischen Theologen waren vom Eifer der Fürsten gerührt. Brenz schrieb: „Wenn ich ihre Standhaftigkeit bei dem Bekenntnisse Christi sehe, so schäme ich mich, daß wir, die wir gegenüber von ihnen nur Bettler sind, Jesum Christum zu bekennen uns so sehr fürchten.[1]) Er dachte dabei an mehrere Städte, namentlich an Hall, wo er Geistlicher war, aber ohne Zweifel auch an die Theologen, denen es zwar nicht an Eifer, aber doch manchmal an Festigkeit fehlte. Melanchthon war in steter Unruhe, er lief hin und her, bei den Bürgern, Cardinälen, Fürsten, sogar am Hofe des Kaisers, und bei allen Gelegenheiten über Tisch oder in Gesellschaft bemühte er sich darzuthun, daß der Friede zwischen beiden Parteien leicht herzustellen sei.

---

1) Corp. Ref. II, 125.

Eines Tags war er bei dem Erzbischofe von Salzburg, der in einer langen Rede ihm eine beredte Schilderung von den durch die Reformation verursachten Unruhen machte, die er mit bluttriefenden Sätzen schloß, wie Melanchthon selbst sich ausdrückt. Philipp, der wie auf der Folter war, hatte in der Unterhaltung das Wort Gewissen fallen lassen, worauf der Erzbischof barsch erwiederte: „Gewissen, was soll das heißen? Ich sage dir, daß der Kaiser nicht dulden wird, daß man in seinem Reiche Unordnung stifte.“ — „Wäre ich,“ sagte Luther, „an Melanchthons Stelle gewesen, so hätte ich dem Erzbischofe alsbald geantwortet: Und unser Kaiser wird keine solche Lästerung dulden.“ — „Ach,“ seufzte Melanchthon, „sie sind so frech und hochmüthig, als ob es keinen Gott gäbe!“ — Ein andermal war Melanchthon bei Campeggi und beschwor ihn, mäßig zu bleiben, ja einmal scheint er beim Kaiser selber gewesen zu seyn, so daß die Zwinglianer ängstlich riefen: „Sehet, nachdem Melanchthon die eine Hälfte des Evangeliums abgeschwächt hat, will er auch vollends die andere opfern.“ [1])

Philipps Niedergeschlagenheit und die Schlauheit der Ultramontanen hemmten den muthigen Fortschritt der Fürsten. Die Verlesung der Confession war auf den 24. festgesetzt, aber schon dafür Sorge getragen, daß sie nicht stattfinden solle. Als um drei Uhr Nachmittags die Sitzung eröffnet war, ließ sich der Legat melden, der Kaiser ging ihm bis oben an die große Treppe entgegen und Campeggi setzte sich ihm gegenüber auf Ferdinands Thron, wo er eine Ansprache in ciceronianischem Style hielt. Niemals, sprach er, ist das Schifflein Petri von so vielen Wogen, Wirbeln und Sekten hin und her geschleudert worden. Der heilige Vater hat dieses mit Schmerzen erblickt und hat das Verlangen, die Kirche dem schrecklichen Strudel zu entreißen. „Um Jesu Christi, um deines Vaterlands, um deiner selbst willen beschwöre ich dich, mächtiger Fürst, entledige dich dieser Irrthümer, befreie Deutschland, rette die Christenheit!“ Nach einer gemäßigten Antwort des Mainzer Erzbischofs verließ der Legat das Rathhaus und die evangelischen Fürsten traten auf, aber man

1) *Zwingli* Epp. II, 473.

hatte für ein neues Hemmniß gesorgt; die Deputirten von Oesterreich, Kärnthen und Krain in der Türkenangelegenheit wurden zuerst angehört.[1])

Nachdem auf diese Weise viel Zeit verstrichen war, erhoben sich die evangelischen Fürsten auf's neue, und der Kanzler Bruck sagte: „Es heißt, daß wir neue Lehren, die nicht auf die heilige Schrift gegründet sind, Ketzereien und Abfall unter dem Volke verbreiten. In Erwägung, daß diese Anschuldigungen nicht allein unsern guten Ruf, sondern auch das ewige Heil betreffen, ersuchen wir kaiserliche Majestät die Auseinandersetzung unserer Lehren anhören zu wollen." Der Kaiser, der ohne Zweifel alles mit dem Legaten verabredet hatte, ließ darauf antworten, daß es schon zu spät sei, überdem sei ja die Verlesung unnöthig, und die Fürsten mögen sich mit einer schriftlichen Uebergabe der Confession begnügen. Fein berechnet und schlau angelegt war dieser Plan: Die Confession, einmal dem Kaiser überreicht sollte in Vergessenheit gerathen und die Reformation ungehört mit Schmach bedeckt sich zurückziehen. Aber die protestantischen Fürsten weigerten sich. „Es belanget unsre Ehre, unsere Seele," sprachen sie, „man klagt uns öffentlich an, öffentlich müssen wir antworten.[2])" Karl schwankte, Ferdinand flüsterte ihm etwas ins Ohr und der Kaiser schlug es noch einmal ab. Da sprachen die immer mehr beunruhigten Fürsten zum dritten Male mit Heftigkeit: „Lasset uns um Gottes willen unsre Confession lesen: Es wird kein Mensch darin gekränkt." Auf der einen Seite verlangten einige Glaubigen laut, ihren Glauben zu bekennen, auf der andern stand der große abendländische Kaiser, von Kardinälen, Prälaten und Fürsten umgeben und suchte die Kundmachung der Wahrheit zu unterdrücken. Es war ein Kampf, schwer, heftig und entscheidend, in dem es sich um die heiligsten Interessen handelte. Endlich schien Karl nachgeben zu wollen. Die Majestät gewähre die Bitte, gab man den Fürsten zur Antwort, aber da es jetzt zu spät sei, so möchten sie das Bekenntniß schriftlich überreichen, am andern Tage um zwei Uhr werde der Reichstag bereit seyn, die

1) Oratio valde lugubris et miserabilis contra Turcas C. R. II, 154.

2) Corp. Ref. II, 128.

Verlesung desselben im pfalzgräflichen Palaste anzuhören. Diese Versprechung schien alles zu gewähren, räumte aber in der That gar nichts ein, zuvörderst war es keine öffentliche Sitzung auf dem Rathhause, sondern nur auf dem Privatwege in seinem eigenen Palaste wollte sie der Kaiser hören, und den Fürsten war's unzweifelhaft, daß eine schriftliche Uebergabe jegliche öffentliche Vorlesung unmöglich gemacht hätte. Deßhalb blieben sie fest bei ihrer Forderung: Die Arbeit sei in aller Schnelligkeit abgefaßt worden, sie wollten sie in der Nacht noch einmal durchlesen, war ihre Antwort, und der Kaiser mußte sich damit begnügen, worauf die Protestanten freudig nach Hause gingen, der Legat aber und die Seinigen, nachdem sie die Unvermeidlichkeit der Confession sahen, mit steigender Angst den andern Morgen erwarteten.

Unter denen, welche sich zum Bekenntniß der evangelischen Wahrheit rüsteten, war ein Mann, dessen Herz von Trauer erfüllt war: Melanchthon. Von den Reformirten und selbst vielen seiner Freunde mußte er sich der Schwäche, von den Ultramontanen der Heuchelei beschuldigt sehen, sein Freund Camerarius der damals nach Augsburg kam, fand ihn oft in tiefen Gedanken, seufzend und bittere Thränen vergießend. Brenz besuchte ihn und weinte mit ihm, Jonas suchte ihn anders zu trösten, empfahl ihm die Psalmen zu nehmen und mit Davids Worten lieber als mit seinen eigenen zu Gott zu schreien.

Eines Tages verbreitete sich ein seltsames Gerücht, das ganz Augsburg beschäftigte, die Papisten erschreckte und selbst dem Melanchthon einige Zerstreuung brachte. Ein Maulthier, so hieß es, habe in Rom ein Füllen mit Kranichfüßen geworfen. „Dieses Zeichen,“ schrieb Melanchthon, „bedeutet, daß die römische Kirche ihrem Ende nahe ist, vielleicht weil der Kranich ein Zugvogel ist, und das Maulthier des Papsts auf diese Weise sich zum Fortgehen anschickt.“ [1]) Melanchthon schrieb alsbald darüber an Luther, der sich sehr freute, daß Gott dem Papste ein so augenscheinliches Zeichen seines nahen Untergangs gegeben habe. Es ist gut, an solche Schwächen des Reformationsjahr=

1) Corp. Ref. II, 126. Luther Br. IV, 47.

hunderts zu denken, damit man nur um so besser die Größe dieser Gottesmänner in Glaubenssachen schätzen lerne. Indessen war Melanchthon bald wieder in seine alte Betrübniß verfallen, da er seine Confession vor sich sah, von der er wußte, daß ein Wort zu viel oder zu wenig den Beifall oder den Haß der Fürsten, das Wohlergehen oder den Untergang der Reformation und des Reichs herbeiführen konnte. Er hielt es nicht mehr aus, und von dem Gewicht der Welt, die er trug, erdrückt, stieß der schwache Atlas einen Schmerzensschrei aus; „alle meine Zeit verzehrt sich in Thränen und Trauer,“ hatte er an Veit Dietrich, Luthers Sekretär auf dem Coburger Schlosse, geschrieben, und auch am Tage darauf berichtete er Luthern selbst: „Wir leben unter beständigen Thränen, unsere Angst ist unbeschreiblich. O mein Vater, ich will meinen Schmerz nicht übertreiben, aber außer eurem Trost gibt es nichts hienieden, das uns nicht unsern Frieden nehmen würde.“ Wie verschieden war von dieser Muthlosigkeit Melanchthons der Glaube, die Ruhe und die Siegesfreudigkeit Luthers. Es war gut, daß er sich nicht in der Augsburger Verwirrung befand, sondern in seinem einsamen Schlosse ruhig auf dem Felsen der Verheißungen Gottes stehen konnte, wie er auch selber den Werth dieser stillen Einsiedelei (so nannte er sein Schloß) empfand. [1]) Veit Dietrich sagte, er könne die Festigkeit, Heiterkeit und Glaubenszuversicht dieses Mannes bei so traurigen Zeitverhältnissen nicht genug bewundern. Abgesehen davon, daß der Reformator fortlaufend im Wort Gottes las, brachte Luther keinen Tag zu, ohne wenigstens drei Stunden dem Gebete zu widmen, und zwar zu einer Zeit, die dem Studium am günstigsten gewesen wäre. Eines Tages näherte sich Dietrich seinem Zimmer und hörte ihn laut beten. Der Sekretär blieb still und lautlos in der Nähe der Thüre stehen und vernahm, daß er mit solchem Glauben und Vertrauen zu Gott sprach, als ob er mit seinem Freund und Vater rede. „Ich weiß,“ sagte der Reformator, „daß du unser Vater und unser Gott bist, daß du die Verfolger deiner Kinder zerstreuen wirst, denn du selbst bist mit uns in der Gefahr. Diese ganze Sache ist dein,

---

1) Luther Br. IV, 51.

nur weil du sie gewollt hast, haben wir sie unternommen. Schütze du uns, o Herr!" Von diesen Worten, welche Luther mit klarer, lauter Stimme gesprochen hatte, war dem Sekretär, der unbeweglich draußen im Gange stand, nichts entgangen. Der Reformator drang in Gott und forderte ihn auf, seine Verheißungen zu erfüllen und das Alles mit einer Inbrunst, die auch das Herz des Zuhörers durchdrang und erwärmte. Gewiß, rief er, indem er sich zurückzog, muß ein solches Gebet auf die verzweifelte Sache zu Augsburg einwirken. [1])

Luther hätte übrigens wohl ängstlich seyn können, da man ihn in einer vollständigen Unwissenheit über das, was in Augsburg vorging, ließ. Als ein Bote von Wittenberg, der ihm, wie er selbst sagt, Wälder von Briefen hätte mitbringen sollen, vor ihn trat, fragte er ihn: „Bringst du Briefe?" — „Nein." — „Wie geht es den Herren?" — „Gut." — Luther ging betrübt in sein Zimmer zurück. Kurz darauf kam ein Kourier zu Pferde mit Depeschen vom Kurfürsten. „Bringst du Briefe?" — „Nein." — „Wie geht es den Herren?" — „Gut." — Seltsam! dachte Luther. Es war ein Wagen mit Mehl von Koburg nach Augsburg abgegangen, wo die Lebensmittel fast ausgingen, und ungeduldig harrte Luther der Rückkehr des Fuhrmanns, aber er erschien ohne Brief, so daß der Reformator allmählig auf die traurigsten Gedanken kam und glaubte, man wolle ihm etwas Trauriges verheimlichen. Endlich kam eine andere Person, Jobst Nymptzen von Augsburg, und Luther stürzte sich sogleich auf ihn mit seiner gewöhnlichen Frage: „Bringst du Briefe?" Die Antwort, auf welche er bebend wartete, war „Nein." — „Wie geht es den Herrn?" — „Gut!" Der Reformator entfernte sich voll Zorn und Angst und um sich über das Stillschweigen der Menschen zu trösten schlug er seine Bibel auf und unterhielt sich mit Gott, wobei er besonders bei einigen Stellen immer wieder verweilte: (2 Tim. 3, 12. Philipp 2, 12. 13. Joh. 10, 17. 18. Matth. 16, 18. Psalm 46, 1. 2. 1 Joh. 4, 4. Psalm 55, 23. Psalm 27, 14. Joh. 16, 33. Lukas 17, 5. Psalm 32, 11. Psalm 145, 18, 19. Psalm 91, 14. 15. Sirach 2, 11. 1 Makkab. 2, 61.

1) Corp. Ref. II, 159.

Matth. 6, 31. 1 Petri 5, 6. 7. Matth. 10, 28. Römer 4 u. 6. Hebr. 5 u. 11. 1 Sam. 4, 18. 1 Sam. 31, 4—8. 1 Sam. 2, 30. 2 Timoth. 2, 17—19. 2 Timoth. 1, 12. Ephes. 3, 20. 21). Viele Stellen aus der Schrift schrieb er an die Thurmfenster und Mauern des Schlosses; an einem Orte stand Psalm 118, 27. „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen,“ an einem andern Orte, Spr. 12, 7.: „die Gottlosen werden umgestürzet,“ und über seinem Bette waren die Worte aus Psalm 4, 9 geschrieben: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein du, Herr hilfst mir, daß ich sicher wohne.“ Luther umgab sich in Koburg mit den Verheißungen des Herrn, wohnte in der Atmosphäre seines Worts, und lebte nur von seinem Odem, wie sonst vielleicht kein Mensch es vermocht hat.

Endlich kamen Briefe. Luther antwortete an Jonas: „Wären andere Zeiten, so hätte ich auf einige Rache an Euch gesonnen, aber die Zeit zum Gebete gestattete mir nicht, daß ich Euch zürnte, und der Zorn hemmte meine Gebete. Ich freue mich, daß Gott unserm Fürsten so viele Ruhe schenkt. Den Philipp quält seine Philosophie und nichts andres; denn unsere Sache ist in der Hand dessen, der mit unaussprechlichem Stolze sagen darf: Niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Es wäre gewiß nicht wünschenswerth und heilsam, daß sie in unserer Hand stände. Ich habe viele Dinge in meiner Hand gehabt, aber alle verloren; doch die welche ich in Seine Hand legen konnte, besitze ich heute noch.“

Als er von Melanchthons großer Angst hörte, schrieb er ihm folgendes:

„Gnade und Friede in Christo, in Christo sage ich, nicht in der Welt. Amen. Ich hasse Deine Besorgnisse, die Dich, wie Du schreibst, verzehren, gewaltig, wenn die Sache falsch ist, so wollen wir widerrufen, wenn sie gerecht ist, weshalb machen wir den, welcher uns ruhig schlafen heißt, bei so vielen Verheißungen zum Lügner? Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge? Christus entzieht sich nicht der Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit, er lebt und regiert, und welche Angst können wir noch haben? Gott kann seine Sache, wenn sie um-

stürzt, wieder aufrichten, wenn sie stille steht, vorwärts bringen, und wenn wir es nicht werth sind, so läßt er es durch andere geschehen. — — — Ich habe Eure Apologie [die Augsburgische Confession] erhalten, und begreife Deine Frage nicht, was und wie weit man den Päpstlichen nachgeben solle. Meines Erachtens hat man ihnen schon zu viel nachgegeben. Ich denke Tag und Nacht über diese Sache, wende sie hin und her, durchforsche die ganze Schrift, und die Gewißheit, daß unsere Lehre die wahrhaftige ist, wächst immer mehr in mir; so Gott will, werde ich mir keinen Buchstaben von allem dem, was wir gesagt haben, nehmen lassen. Der Ausgang der Sache quält Dich, weil Du ihn nicht fassen kannst; aber wenn Du das könntest, so möchte ich mit der Sache nichts zu thun haben. Gott hat sie zu einem „Gemeinplatze" gemacht, den Du in Deiner Rhetorik und Philosophie nicht findest, er heißt Glaube, auf ihm ruht alles Unfaßliche und Unsichtbare, und wer es betasten und greifen will, hat wie Du, Thränen zum Lohne. Wenn Christus nicht mit uns ist, wo in aller Welt ist er denn? Wenn wir nicht die Kirche sind, wo ist sonst die Kirche? Sind's die Baierherzoge, Ferdinand, der Papst, der Türke und ähnliche Leute? Wenn wir nicht Gottes Wort haben, wer hat es denn? — — Es bedarf nur des Glaubens, damit die Sache des Glaubens nicht des Glaubens entbehre. Wenn wir fallen, fällt auch Christus, das heißt, der Herr der Welt. Ich falle lieber mit Christo, als daß ich mit dem Kaiser stehe." [1])

So schrieb Luther. Der Glaube entquoll ihm wie Ströme lebendigen Wassers. Er war unermüdlich, schrieb an einem Tage an Melanchthon, Spalatin, Brenz, Agricola, an den Kurfürsten, lauter Briefe voll Leben. Er betete, sprach und glaubte nicht allein, sondern allenthalben forderten sich in jener Zeit die evangelischen Christen zum Gebet auf, und in einer solchen Werkstätte wurden die Waffen geschmiedet, mit denen die Bekenner Christi vor dem Augsburger Reichstage erscheinen wollten.

---

1) Luth. Br. IV, 49 f., 52 f., 54, 61, 63.

7.

Der 25. Juni 1530. — Die Bekenner zu Augsburg. — Erinnerungen und Gegensätze. — Die Confession. — Einleitung. — Rechtfertigung durch den Glauben. — Die Kirche. — Das heilige Abendmahl. — Der freie Wille. — Todte Werke und lebendiger Glauben. — Die Fürsten sind Prediger. — Zweite Abtheilung. — Die Irrthümer. — Römische Gebräuche und Werke. — Die beiden Gewalten. — Man muß sie unterscheiden. — Klarheit. — Beweisführung. — Die schöpferischen Tage. — Unabhängigkeit der beiden Gesellschaften. — Kein Schwert. — Rücksichten gegen die katholische Kirche. — Lücken. — Die Taufe der evangelischen Kirche.

Der 25. Juni brach an, der größte Tag der Reformation, einer der schönsten in der Geschichte des Christenthums und der Menschheit. Da die Kapelle des pfalzgräflichen Palastes, wo der Kaiser das Bekenntniß hören wollte, kaum zweihundert Personen fassen konnte, stellte sich schon vor drei Uhr die Menge in dem Hofe auf, um doch einige Worte hören zu können, andere drängten sich sogar in die Kapelle, aber Alle, die nicht zu den fürstlichen Räthen gehörten, wurden hinausgewiesen.

Karl ließ sich auf seinem Throne nieder, die Kurfürsten oder ihre Vertreter saßen zu seiner Rechten und Linken, dann kamen die übrigen Fürsten und Abgeordneten des Reichs. Der Legat war nicht erschienen, um nicht durch seine Anwesenheit in den Schein zu fallen, als genehmige er die Verlesung der Confession. [1]) Da erhoben sich Johann, Kurfürst von Sachsen, mit seinem Sohne Johann Friedrich, Philipp, Landgraf von Hessen, Markgraf Georg von Brandenburg, Wolfgang, Fürst von Anhalt, Ernst, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und sein Bruder Franz, so wie die Abgeordneten von Nürnberg und Reutlingen, mit freudigem Muthe und heitrem Blicke. Die Apologieen der ersten Christen, des Tertullian und des Justinus Martyr, gelangten kaum schriftlich in die Hände der Kaiser, an welche sie gerichtet waren. Dieses Mal aber sollte die Theologie des auferweckten Christenthums vom mächtigsten Kaiser, dessen Scepter über die Säulen des Herkules hinaus an die äußersten Weltgränzen reichte, von seinem Bruder, dem römischen Könige, von Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Deputirten und Botschaftern gehört werden, welche gern Alle das Evangelium vernichtet hät-

1) *Sargi* Concil. Trident. I, 101.

ten, aber durch eine unsichtbare Macht das Bekenntniß desselben anzuhören und folglich zu ehren genöthigt waren. Unwillkürlich dachte man an den Reichstag zu Worms zurück; vor neun Jahren war ein armer Mönch allein um derselben Sache willen im Wormser Rathhause vor dem Kaiser gestanden; jetzt nahm der erste der Kurfürsten, nahmen Fürsten und Städte seinen Platz ein. Welch ein Sieg! Auch Karl V. konnte sich dieser Erinnerung nicht erwehren.

Die Protestanten erhoben sich, der Kaiser winkte ihnen sich zu setzen. Die beiden Kanzler des Kurfürsten, Brück und Bayer, traten in den Saal und stellten sich dem Throne gegenüber auf, der eine das lateinische, der andere das deutsche Exemplar der Confession in der Hand. Der Kaiser verlangte die Vorlesung der lateinischen, der Kurfürst aber erklärte, sie wären Deutsche und auf deutschem Boden, es werde also wohl deutsch zu reden erlaubt seyn. Hätte man die Confession in der lateinischen, den meisten Fürsten unbekannten Sprache gelesen, so wäre der allgemeine Eindruck verloren und dem Evangelium nur auf andere Weise der Mund verstopft gewesen. Der Kaiser bewilligte jedoch die Bitte des Kurfürsten.

Bayer verlas sodann die evangelische Confession langsam, feierlich und deutlich mit klarer, volltönender Stimme, so daß nicht nur in der Kapelle selber, sondern noch draußen das große Zeugniß der Wahrheit vernommen wurde, das folgendermaßen lautete:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster, unüberwindlicher „Kaiser, allergnädigster Herr! Wir erscheinen vor Eurer kai„serlichen Majestät, um eine einzige und wahre Religion her„zustellen, wie wir Alle unter einem Christo sind und streiten. „Sollten diese Streitigkeiten nicht friedlich geschlichtet werden „können, so sind wir erbötig, unsere Sache in einem allgemei„nen, freien und christlichen Concil zu vertheidigen."

Nachdem die Einleitung zu Ende war, verlas Bayer das Bekenntniß von der heiligen Dreieinigkeit gemäß den Beschlüssen von Nicäa, von der Erbsünde, welche Allen, so nicht wiedergeboren sind, den ewigen Tod bringt, von der Menschwerdung des Sohnes, als wahren Gottes und wahren Menschen.

„Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und „Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser „Verdienst, Werk und Genugthun, sondern daß wir Vergebung „der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus „Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben; wenn wir „glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns „um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewi„ges Leben geschenkt wird, denn diesen Glauben will Gott für „Gerechtigkeit vor ihm halten und zurechnen. Röm. 3, 4. „Auch wird gelehrt, daß solches Glauben gute Früchte und „gute Werke hervorbringen soll, und daß man müsse allerlei „gute Werke thun, die Gott geboten hat, um Gottes willen, „doch nicht, um auf solche Werke zu vertrauen und dadurch „Gnade vor Gott zu verdienen.

„Obwohl die christliche Kirche [heißt es weiter] die Ver„sammlung aller Glaubigen und Heiligen ist, jedoch in die„sem Leben viele falsche Christen und Heuchler sind, auch „öffentliche Sünder unter den Frommen leben, so genügt es „zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß in derselben „übereinstimmend nach dem reinen Sinn das Evangelium ge„predigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß „gereicht würden, und ist nicht nöthig zu wahrer Einigkeit der „christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Gebräuche „von Menschen eingesetzt, gehalten würden."

Die Nothwendigkeit der Taufe wurde gelehrt, und daß Christi Leib und Blut im Abendmahle des Herrn für die, so es genießen, wahrhaftiglich gegenwärtig sei und ausgetheilt werde. Ferner folgten die Artikel über Beichte, Buße, Gebrauch der Sakramente, Kirchenregiment, Kirchenordnung, weltliches Regiment und jüngstes Gericht.

„Vom freien Willen [hieß es] wird gelehrt, daß der Mensch „etlichermaßen einen freien Willen hat, äußerlich ehrbar zu „leben und zu wählen unter den Dingen, so die Vernunft be„greift, daß der Mensch Gutes thun kann, was die Natur „vermag, auf dem Acker arbeiten, essen, trinken, zu einem „Freunde gehen, ein Kleid anziehen, bauen, ein Weib nehmen, „ein Handwerk treiben, wie er auch aus eigener Wahl Böses

„vornehmen kann, z. B. vor einem Abgott niederknieen, einen „Todschlag thun. Aber ohne Kraft des heiligen Geistes ver„mag der Mensch nicht Gott gefällig zu werden.“

Hierauf kam der Kanzler auf die großen Lehren der Reformation zurück und erinnerte daran, wie die päpstlichen Prediger auf „kindische, unnöthige Werke, Rosenkränze, Heiligendienst, Mönchwerden, Wallfahrten, gesetzte Fasten, Feiertage, Brüderschaften“ gedrungen haben. Sie wären allerdings auch für die Ausübung wahrhaft christlicher Werke, an die man vor ihnen fast gar nicht gedacht, aber sie lehrten, daß man allein durch den Glauben gerechtfertigt werde. Glauben sei nicht allein die Geschichte wissen, das ja auch Teufeln und gottlosen Menschen zukomme, sondern ein solcher Glaube, welcher weiß, daß er einen gnädigen Gott durch Christum hat, der also Gott kennt, ihn anruft, und nicht ohne Gott ist wie die Heiden.

„Das ist fast die Summa der Lehren, so in unsern Kirchen „gelehrt ist, als die dem reinen göttlichen Wort, auch der all„gemeinen christlichen Kirche, ja sogar der römischen, so viel „aus der Väter Schriften zu vermerken ist, nicht entgegen, „noch zuwider ist. Deshalb handeln diejenigen wider alle „christliche Einigkeit und Liebe, so die unsern als Ketzer ver„werfen.“

Der erste Theil des Bekenntnisses, welches die evangelische Lehre darstellen sollte, war hiemit beendigt, der Kanzler las so deutlich, daß selbst die Volksmenge, welche nicht hatte in den Saal dringen können, sondern im Hofe stand, Alles hören konnte. Die Fürsten waren überaus davon ergriffen, und Jonas, der sie alle genau beobachtete, las Aufmerksamkeit, Erstaunen, ja selbst Beifall in ihren Blicken. Luther schrieb an den Kurfürsten: „Die Widersacher meinen, sie haben es fast wohl getroffen, daß sie das Predigen haben durch kaiserlicher Majestät Gebot verbieten lassen, sehen aber dagegen nicht, diese elenden Leute, daß durch das Lesen des Bekenntnisses vor dem Reichstage mehr gepredigt ist, denn vielleicht sonst zehn Prediger hätten mögen thun. Ist's nicht eine feine Klugheit und großer Witz, daß M. Eisleben (Agricola) und andre müssen schweigen, aber dafür tritt auf der Kurfürst zu Sachsen, sammt andern Fürsten und Herren, mit

der schriftlichen Bekenntniß und predigen frei für kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich unter ihren Nasen, daß sie es hören müssen und nicht dawider zu reden. Christus schweigt ja nicht auf dem Reichstage, Gottes Wort will doch ungebunden seyn. Wird's auf der Kanzel verboten, so muß man's in den Palästen hören. Müssen's arme Prediger nicht reden, so reden's große Fürsten und Herren. Sie wollen ihre Diener nicht lassen den Predigern zuhören, müssen aber selbst wohl Aergeres von so großen Herren hören, und sollten sie toll seyn, so müssen sie mehr an einem Tage hören, denn sie in einem Jahre von den Predigern gehört hätten. Summa, wenn Alles schweigt, so werden die Steine schreien, spricht Christus selbst." 1)

Der Theil der Confession in Betreff der Irrthümer und Mißbräuche war noch vorzulesen. Bayer fuhr fort und las über beider Gestalt des Sakraments, griff den aufgenöthigten Cölibat der Geistlichen an, behauptete, das Abendmahl sei zur Messe geworden, wo es sich nur um Kauf und Verkauf gehandelt habe, die Reformation habe es in seiner ursprünglichen Gestalt wieder eingesetzt und es sei in den evangelischen Kirchen mit neuer Andacht und Würde genommen worden. Ohne Sündenbekenntniß werde es nicht ertheilt, wie auch Chrysostomus sage: „Beichte Gott dem Herrn, deinem wahrhaftigen Richter, bekenne deine Sünden nicht mit der Zunge, sondern in deinem Gewissen und Herzen." Hierauf kam Bayer auf die Lehre vom Unterschied der Speisen und dergleichen Traditionen Roms. „Man hielt allein das für christlich Leben, wenn man die Feiertage also hielt, also betete, also fastete, also gekleidet war, das nannte man geistlich christlich Leben. Daneben hielt man andere nöthige gute Werke für ein weltlich ungeistlich Wesen, z. B. daß der Hausvater arbeitet, um Weib und Kinder zu ernähren und zur Gottesfurcht aufzuziehen, die Hausmutter Kinder gebiert und wartet ihrer, ein Fürst und Obrigkeit Land und Leute regiert — solche Werke, von Gott geboten, müssen ein weltlich und unvollkommen Wesen seyn." Die Klostergelübde betreffend, zeigte Bayer, daß, so gut der Papst davon dispensiren könne, sie auch abgeschafft werden können.

---

1) Luth. Br. IV, 82 f.

Der letzte Artikel handelte von der Bischöfe Gewalt. Mächtige Fürsten, welche die Bischofsmitra trugen, waren zugegen: die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Salzburg und Bremen, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Worms, Speier, Straßburg, Augsburg, Konstanz, Chur, Passau, Lüttich, Trient, Brixen, Lebus und Ratzeburg, welche allesammt ihre Blicke auf den demüthigen Bekenner wandten, der sich jedoch nicht einschüchtern ließ, sondern kräftig gegen die im Mittelalter herrschende Vermischung von Kirche und Staat protestirte und eine Trennung und Unabhängigkeit der beiden Gewalten forderte. „Es haben," hieß es, „etliche auf eine unschickliche Art die Gewalt der Bischöfe und das weltliche Schwert unter einander gemengt und sind aus diesem unordentlichen Gemenge sehr große Kriege, Aufruhr und Empörung erfolgt. Derhalben sind die Unsrigen, um das Gewissen zu beruhigen, genöthigt worden, den Unterschied zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, Strafmacht und Obrigkeit zu zeigen, und lehren also, daß die Gewalt der Schlüssel oder der Bischöfe sei eine Gewalt und Befehl Gottes, das Evangelium zu predigen, die Sünden zu vergeben und zu behalten, und die Sakramente zu reichen und zu verwalten. Damit werden nicht leibliche, sondern ewige Dinge und Güter gegeben, wie auch diese Gewalt allein durch das Predigtamt getrieben und geübt wird, und das weltliche Regiment sie überall nichts hindert. Denn die weltliche Obrigkeit geht mit viel andern Sachen um, denn das Evangelium, und jene Gewalt schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerliche Gewalt mit Schwert und Strafen. Darum soll man die zwei Obrigkeiten, die geistliche und die weltliche, nicht unter einander mengen; die geistliche Gewalt soll nicht in ein fremdes Amt greifen, wie denn Christus selbst gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; ferner: Wer hat mich zum Richter zwischen euch gesetzt? St. Paulus (Phil. 3, 20.): Unsre Bürgerschaft ist im Himmel, und in der zweiten Epistel an die Korinther (10, 4.): die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott. Auf solche Weise unterscheiden die Unsern beiderlei Gewalten und Aemter, und heißen beide als die höchste Gabe Gottes auf Erden in Ehren halten. Das bi=

schöfliche Amt ist das Evangelium predigen, Sünde vergeben, die, welche gegen den Herrn sich auflehnen, aus der christlichen Gemeine ausschließen, ohne menschliche Gewalt, sondern allein durch Gottes Wort. Und dießfalls sind die Kirchen schuldig, den Bischöfen gehorsam zu seyn, laut des Spruches Christi, wer euch höret, der höret mich. (Luk. 10, 16.) Wo sie aber etwas dem Evangelio entgegen lehren, so haben wir Gottes Befehl in solchem Falle, daß wir nicht sollen gehorsam seyn. Matth. 7, 15. Gal. 1, 8. 2 Kor. 13, 8. u. 10., und St. Augustin schreibt in der Epistel wider Pertilianum: „Man solle auch den Bischöfen, die ordentlich gewählt seien, nicht folgen, wo sie irren, oder etwas wider die heilige, göttliche Schrift lehren oder anordnen.“

Nach einigen Erörterungen über Satzungen und Ueberlieferungen der Kirche, hieß es am Schlusse: Es soll nicht so angesehen werden, als ob Etwas aus Haß, Feindschaft oder zu Jemands Verunglimpfung geredet oder angeführt sei, sondern wir haben bloß die Stücke erwähnet, die wir für nöthig anzuziehen erachtet haben, damit man daraus desto besser vernehmen könne, daß bei uns nichts weder in der Lehre noch in den Gebräuchen angenommen ist, das entweder der heiligen Schrift oder der allgemeinen christlichen Kirche entzogen wäre.

Bayer schwieg. Er hatte zwei Stunden lang geredet, während welcher die ernste Stille und Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung sich immer gleich geblieben war.

Diese Augsburgische Confession wird immer eines der Meisterwerke des vom Geiste Gottes erleuchteten Menschengeistes bleiben, die darin geführte Sprache war durchaus natürlich, und doch das Resultat einer tiefen Menschenkenntniß. Diese im Palaste versammelten Fürsten, Krieger und Räthe waren zwar ohne alle theologische Kenntnisse, faßten aber doch ohne Mühe die protestantische Lehre, weil man sie ihnen nicht in der Sprache der Schule vorgelegt, sondern die Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens mit einer alle Mißverständnisse ausschließenden Einfachheit und Klarheit gebraucht hatte. Je mehr die Beweisführung darin verborgen war, desto bedeutender war ihre Kraft. Melanchthon (er war es, welcher durch Bayers Mund sprach) zog zuweilen eine Bibelstelle oder einen Satz der Kirchenväter als Be-

weis für seine Lehre an, und damit wirkte er um so nachdrücklicher, als er nur eine Auseinandersetzung seiner These zu beabsichtigen schien; indem er die schlimmen Folgen darstellte, welche das Verwerfen des Glaubens nach sich zöge, bewies er zugleich dessen Wichtigkeit für das Wohl der Kirche, so daß selbst die entschiedensten Gegner, als sie ihn hörten, einräumen mußten, daß sich für die neue Sekte immerhin etwas sagen lasse. Mit dieser Stärke in der Beweisführung verband die Confession eine nicht weniger bemerkenswerthe Klugheit. Melanchthon wies die seiner Partei zugeschriebenen Irrthümer zurück, ohne gegen die Ungerechtigkeit dieser falschen Anschuldigungen sich empfindlich zu zeigen, und wenn er die Mißbräuche des Papstthums schilderte, so hütete er sich, dieselben ausdrücklich seinen Gegnern zuzuschreiben, so daß er sorgsam Alles vermied, was die Gemüther aufreizen konnte.

Doch vor Allem müssen wir die Treue bewundern, mit welcher die Confession die wesentliche Heilslehre darstellt. Rom pflegt die Reformatoren als Schöpfer der protestantischen Dogmen zu bezeichnen, aber die Schöpfungstage derselben darf man nicht im 16. Jahrhundert suchen. Eine helle Lichtspur, als deren Glanzpunkte Wicleff und Augustinus hervorstrahlen, führt uns zur apostolischen Zeit zurück, in welcher die Schöpfungstage der evangelischen Wahrheit in ihrer ganzen Pracht erglänzen. Aber das ist wahr und wenn Rom es so meint, so theilen wir gänzlich seine Ansicht, seit Paulus strahlte die christliche Lehre niemals so schön, tief und lebendig als zur Reformationszeit.

Unter allen diesen Lehren erscheint insbesondere die von der Kirche, so lange Zeit entstellt, in ihrer ursprünglichen Reinheit. Mit welcher Weisheit protestiren die Augsburger Bekenner gegen jene Vermengung von Religion und Politik, welche seit Konstantins beklagenswerther Zeit das Reich Gottes in eine irdische, fleischliche Anstalt umgewandelt hatte. Die Confession spricht sich am entschiedensten aus gegen die Einmischung der Kirche in das weltliche Regiment, aber wahrlich nicht, um die des Staats in das geistliche zu billigen. Es war das Uebel des Mittelalters, daß es den Staat unter die Kirche geknechtet hatte, die Bekenner

zu Augsburg traten wie ein Mann dagegen auf. Das Uebel der drei seitdem verflossenen Jahrhunderte ist die Verknechtung der Kirche unter den Staat, aber man darf überzeugt seyn, daß Luther und Melanchthon gegen diese Unordnung eben so mächtige Blitze geschleudert hätten. Sie bekämpfen im allgemeinen die Vermischung dieser beiden Gemeinschaften, sie fordern deren Unabhängigkeit, nicht deren Trennung, welcher Gedanke den Reformatoren fern blieb. Wenn sie nicht wollten, daß die kirchliche Gewalt die bürgerliche Gesellschaft beherrsche, so hätten sie das Entgegengesetzte noch weniger gewollt, daß die Dinge dieser Welt die Dinge des Himmels erdrücken. Das Bekenntniß wendet diesen Grundsatz auch auf einen besondern Fall an. Es will, daß die Bischöfe alle Gottlosen bestrafen, aber ohne menschliche Gewalt, allein durch das Wort Gottes; und verwirft darum die Anwendung des Schwerts bei der Bestrafung der Ketzer. Hierin erkennt man eine wesentliche Grundlehre der Reformation, wie die entgegengesetzte ein Hauptgrundsatz des Papstthums ist. Finden sich bei den Protestanten andere Ansichten oder Handlungen, so ist das etwas Vereinzeltes, welches die offiziellen Erklärungen der Reform nicht schwächt, sondern nur eine Ausnahme, welche die Regel noch mehr hervorhebt.

Die Augsburgische Confession tritt nicht auf mit dem Anspruch Gottes Wort zu seyn, sie will vielmehr dessen Dienerin, nicht Nebenbuhlerin seyn, sie begründet und normirt nicht den Glauben, sondern bekennt ihn nur. „Unsre Kirchen lehren" heißt es, und man erinnere sich, wie Luther die Confession nur als eine Predigt der Fürsten und Könige betrachtete. Sie hätte sich selbst aufgehoben, wenn sie, wie man seitdem behauptet hat, weitere Ansprüche gemacht hätte.

Hat aber die Confession auch überall den richtigen Weg der Wahrheit eingeschlagen? Das darf man bezweifeln, sie bekennt, von der Lehre der katholischen, ja sogar der römischen Kirche nicht abzuweichen, worunter sie ohne Zweifel die alte römische Kirche versteht, da sie ja den papistischen Partikularismus verwirft, welcher acht Jahrhunderte lang die Gewissen gefesselt hatte. Doch scheint die Confession noch ängstlich besorgt, wenn es sich darum handelt, mehrere von einzelnen Kirchenvätern ausgesprochene

Ansichten aufzugeben, das Netz der Hierarchie zu zerreißen und Rom ohne falsche Schonung zu behandeln. Melanchthon wenigstens bekennt dieses selbst: Wir behaupten kein Dogma, das nicht im Evangelium oder in der Lehre der katholischen Kirche begründet wäre, wir wollen in allem, was die Würde der Bischöfe betrifft, nachgeben, wenn die Bischöfe das Evangelium nicht verdammen, wollen wir alle die Gebräuche beibehalten, welche uns als gleichgültig erscheinen. Wir entziehen uns keiner Last, die wir ohne Sünde übernehmen können. [1]) Manche mögen denken, etwas mehr Unabhängigkeit in dieser Sache wäre ziemlich, und ein Zurückgehen zur ersten apostolischen Zeit wünschenswerth gewesen, so daß man ungescheut das große Prinzip durchgeführt hätte, das ja die Reformation doch voranstellte, daß nämlich nur Gottes Wort Glaubensartikel begründe. Andere bewundern Melanchthons Mäßigung, denn er hat zwar Roms Mißbräuche aufgeführt, aber das Empörende an ihnen, ihren schimpflichen Ursprung, ihre schmählichen Folgen verschwiegen, und bloß ihren Widerspruch gegen die Schrift bewiesen: Ja er thut noch mehr, schweigt über das göttliche Recht des Papstes, die Anzahl der Sakramente und noch andere Punkte. Der Gesichtspunkt, welcher ihn leitet, ist nur der, die Neugestaltung der Kirche zu rechtfertigen, nicht deren Mißgestalt anzugreifen; sein Losungswort ist: Friede, Friede! Wäre die Reformation anstatt solcher Rücksichten muthiger vorangeschritten, hätte sie das Wort Gottes ganz enthüllt, und sich an die damals in allen Herzen erwachten Sympathieen gewendet, so würde sie vielleicht eine festere, ehrenvollere Stellung eingenommen und sich größere Eroberungen gesichert haben.

Die Theilnahme, mit welcher Karl die Confession anhörte, ist etwas zweifelhaft. Nach einigen hätte er sich angestrengt um die fremde Sprache zu verstehen, nach Andern wäre er dabei eingeschlafen, [2]) zwei Angaben, welche sich leicht vereinigen lassen. Die Vorlesung war zu Ende, da trat der Kanzler Bruck mit beiden Exemplaren zum Sekretär des Kaisers, um sie

---

1) Corp. Ref. II, 431.

2) Ersteres berichtet Jonas, letzteres Brenz. Corp. Ref. II, 154. 245.

diesem zu überreichen. Karl war wenigstens in diesem Augenblicke sehr wach, er nahm selbst beide an, gab das deutsche als offiziell anerkannte, dem Erzbischofe von Mainz, das lateinische behielt er für sich,[1]) und ließ dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Genossen anzeigen, daß er ihr Bekenntniß gnädiglich vernommen, doch sei die Sache so wichtig, daß er Zeit zur weiteren Ueberlegung brauche.

Die Freude der Protestanten glänzte in ihren Blicken. Gott war mit ihnen gewesen und sie sahen ein, daß die eben stattgefundene Handlung ihnen die Verpflichtung unerschütterlicher Ausdauer im Halten an der Wahrheit auferlege. Luther schrieb: „Ich bin über alle Maßen froh, daß ich bis zu der Stunde gelebt habe, in welcher Christus durch solche Bekenner vor solcher Versammlung in einem herrlichen Bekenntnisse verkündigt worden ist."[2]) Die ganze evangelische Kirche war durch diese Confession neubelebt, mit ihrem göttlichen Oberhaupte enger verknüpft, und mit einer neuen Taufe getauft. Ein Zeitgenosse, Mathesius, sagt, seit den Aposteln habe es kein größer und höher Werk gegeben.

Der Kaiser stieg vom Throne herab, trat zu den protestantischen Fürsten und bat sie in der Stille, die Confession nicht zu veröffentlichen, was sie auch zusagten, worauf die Versammlung sich auflöste.

---

1) Das lateinische soll in Brüssel, das deutsche im Vatikan seyn. Ranke Gesch. d. Reform. Band VI. S. 176 ff.

2) Luth. Br. IV, 71.

8.

Wirkung in Augsburg. — Verschiedene Zeugnisse. — Das Ausland. — Glaubensfreiheit. Entwicklung. — Luthers Hauptgedanke. — Offene Geständnisse. — Neue Rekruten. — Der Kaiser. — Trügerische Hoffnung. — Die Städte. — Ihre Weigerung. — Kaiserlicher Rath. — Was soll man antworten. — Lebhafte Debatten. — Die rothe Dinte der Römer. — Umänderung in der Majorität. — Die Widerlegung und ihre Urheber. Unterschied zwischen Rom und der Reformation. — Rom siegt durch den Staat. — Melanchthons Verzweiflung. — Stimmen für die Reform. — Eine christliche Fürstin in Augsburg. — Evangelische Conferenzen am Hofe. — Protestantische Predigten. — Die fromme Jägerin. — Melanchthons Fall. — Luther widersetzt sich den Confessionen. — Der Legat hat Melanchthon zum Besten. — Die Ultramontanen legen eine Schlinge. — Lehren der Schule nach Melanchthon. — Antwort der Protestanten.

Die Römisch-Katholischen hatten dergleichen nicht erwartet. Anstatt gehäßiger Polemik hatten sie ein deutliches Bekenntniß Jesu Christi vernommen, so daß selbst die feindlichsten Gegner entwaffnet waren. Nicht um Vieles, hieß es von allen Seiten, möchten wir dieser Vorlesung nicht angewohnt haben.[1] Der Eindruck war ein so gewaltiger, daß man eine Weile die Sache entschieden gewonnen glaubte, selbst die Bischöfe legten den Sophismen und Schreiereien Fabers und Ecks ein Stillschweigen auf. Der Bischof von Augsburg rief aus: „Was die Lutheraner vorgelesen haben, ist wahr, es ist die reine Wahrheit, wir können es nicht läugnen.“[2] „Nun,“ sagte der Herzog von Baiern zum Doktor Eck, „ihr habt mir früher ganz etwas Anderes von dieser Lehre gesagt.“ So hieß es allgemein, die Sophisten wie man sie nannte, waren sehr in Verlegenheit. Der Herzog von Baiern fragte weiter: „Könnet ihr das vom Kurfürsten abgefaßte Bekenntniß mit guten Gründen widerlegen?“ — „Nicht mit den Schriften der Apostel und Propheten,“ antwortete Eck, „aber wohl mit denen der Väter und Concilien.“ — „Also sind die Lutheraner,“ entgegnete der Herzog, „in der Schrift und wir daneben.“[3]

Erzbischof Hermann von Köln, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Erich von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, die Herzoge von Pommern wurden für die Wahrheit ge-

---

1) Bruck Gesch. der Handlung in Sachen des Glaubens zu Augsburg. Förstemann Arch. 50.

2) Corp. Ref. II, 154.

3) Mathesius 99.

wonnen und Hermann suchte sie bald im Kurfürstenthum Köln einzuführen.

Im Auslande machte die Confession noch größeren Eindruck. Karl schickte Abschriften an alle Höfe, sie wurde ins französische, italienische, spanische und portugiesische übersetzt, wurde in ganz Europa verbreitet, so daß sich Luthers Aeußerung bewahrheitete: „Unsre Confession wird an alle Höfe der Fürsten und Könige gelangen, mit ihrem Schalle über die ganze Welt gehen." 1) Sie zerstörte alle Vorurtheile, gab der Welt einen richtigen Begriff von der Reformation, und bereitete in fernen Ländern dem Evangelium den Weg.

Luthers Stimme erhob sich auch auf's neue. Er erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks, und beeilte sich einen Anstoß zur Erlangung des Siegs der Glaubensfreiheit zu geben. Er forderte kühn diese Freiheit von den römisch-katholischen Fürsten des Reichstags. So schrieb er an den Kurfürsten von Mainz: „Man weiß ja wohl, daß man Niemand soll noch kann zum Glauben zwingen, stehet auch weder in Kaisers noch Papsts Gewalt." 2) Zugleich forderte er die Seinigen auf, Augsburg zu verlassen. Jesus Christus war einmal dort offen bekennt worden, deßhalb wünschte Luther anstatt der langen Reihe von Streitigkeiten, die sich an diese muthige Handlung knüpften, lieber einen offenen Bruch, hätte er auch sein Zeugniß für das Evangelium mit seinem Blute besiegeln müssen. Ein Scheiterhaufen wäre das natürliche Ende des Trauerspiels gewesen. „Ich entlasse euch von diesem Reichstage im Namen des Herrn," schrieb er an seine Freunde, „nun nach Hause, nach Hause, nach Hause! Ich möchte wohl das Opfer dieses letzten Concils, wie Johannes Huß zu Konstanz, seyn. Allein Luther erwartete kein so schönes Ende, wenn er den Reichstag ein Drama nannte, Einleitung, Prolog, Handlung waren vorbei und man erwartete jetzt die Entwicklung, die nach der Ansicht der Einen tragisch, nach der Luthers komisch ausfallen sollte, indem er glaubte, man werde dem politischen Frieden alles aufopfern und die Dogmen bei Seite schieben.

1) Luther Br. IV, 96.
2) Luther Br. IV, 74.

Auch noch jetzt würde man das für sehr klug halten, Luther hielt es für die äußerste Thorheit. Ganz besonders hatte er vor Karls Dazwischenkunft Angst, da es damals zu seinen Hauptgedanken gehörte, die Kirche dem weltlichen Einflusse und die Regierungen dem geistlichen zu entziehen. Er schrieb deßhalb an Melanchthon: „Man stellt uns wie in Worms immer dasselbe, das Urtheil des Kaisers, entgegen. Satan spielt immer wieder falsch und der Tausendkünstler hat gegen Christum nur diese matte Gewalt. Aber Christus kommet, zur Rechten, wessen? Nicht des Kaisers, denn wir wären schon längst verloren, sondern Gottes selbst. Fürchtet nichts — Christus ist der König der Könige, der Herrscher aller Herrscher, wenn er diesen Titel zu Augsburg verliert, so wird er ihn auch auf Erden und im Himmel verlieren." Ein Triumphgesang war also von Seiten der Bekenner zu Augsburg das erste Lebenszeichen, das dieser in den Jahrbüchern der Kirche einzigen Handlung folgte. Einige Gegner schloßen sich an, andere schwiegen, doch trat bald eine Reaktion ein.

Am andern Morgen trat vor den durch eine schlaflose Nacht ermüdeten Kaiser zuerst von allen Ministern der Pfalzgraf, ebenso verlegen als sein Gebieter, und rieth, man müsse etwas nachgeben, wie auch schon Kaiser Maximilian die beiderlei Gestalt im Abendmahle, die Priesterehe und die Freiheit im Fasten habe einräumen wollen. Karl V. ergriff diesen Vorschlag wie eine Rettungsplanke, aber Granvella und Campeggi, die dazu kamen, hielten ihn wieder davon ab.

Einen Augenblick war Rom wie von einem gewaltigen Keulenschlage betäubt, erhob sich aber wieder kräftig. „Ich bleibe bei der Mutter, bei der Mutter," rief der Erzbischof von Würzburg aus, indem er die römische Kirche darunter meinte. — Brenz antwortete ihm: „Aber vergeßt über der Mutter nicht den Vater noch den Sohn." — „Gut," sagte der Erzbischof von Salzburg zu einem seiner Freunde, „ich bin auch für das Abendmahl unter beider Gestalt, für Priesterehe, Reformation der Messe, Freiheit in Bezug auf Fasten und andere Traditionen, aber daß Ein Mönch uns alle reformiren soll, ein Mönch, das kann nicht geduldet werden." — „Ich hätte," sagte ein dritter Bischof, „nichts dagegen, daß man den Gottesdienst wie in Wittenberg abhalte, aber daß

die neue Lehre aus diesem Loche und Winkel komme, können wir nicht zugeben." [1]) Melanchthon setzte dem Bischofe von Salzburg mit der Nothwendigkeit einer Reform des Klerus zu, dieser erwiederte aber: „Was wollt ihr uns denn reformiren? Wir Priester haben nie etwas getaugt." Das ist eines der naivsten Geständnisse, welches die Reformation dem Klerus entlockt hat.

Fanatische Mönche und sophistische Doktoren eilten nach Augsburg und suchten die Wuth des Kaisers und der Fürsten zu entflammen, „früher hatten wir Freunde," schrieb Melanchthon, „jetzt haben wir keine mehr, wir stehen allein, von Allen verlassen und haben mit gewaltigen Gefahren zu kämpfen." Karl, von verschiedenen Parteien hin und hergetrieben, schien sehr gleichgültig, doch suchte er, ohne sich etwas merken zu lassen, der Sache auf den Grund zu kommen. Er verlangte eine französische Uebersetzung der Confession, in welcher, wie er seinem Sekretär sagte, kein Wort fehlen dürfe. Die Protestanten sprachen unter sich, der Kaiser sei gewonnen, und wolle es nur nicht kund werden lassen, denn wenn er das thäte, würde er die spanischen Staaten verlieren und man müsse darum stille darüber schweigen. Aber die Hofleute lächelten, als sie diese seltsamen Hoffnungen gewahrten, und schüttelten die Köpfe. Schepper, einer der Staatssekretäre, sagte zu Jonas und Melanchthon, wenn sie Geld hätten, könnten sie von den Italienern jede beliebige Religion kaufen, mit leerer Börse sei die Sache verloren. Der Kaiser sei indessen zu sehr von Kardinälen und Bischöfen umgeben, als daß er eine andere Religion als die päpstliche billigen könne.

Davon überzeugte man sich bald. Am 26. Juni, einem Sonntage, waren alle Deputirten der Reichsstädte im Vorzimmer des Kaisers versammelt, dieser wollte mit den schwächeren anfangen, um so alle Stände des Reichs zu gewinnen. Der Pfalzgraf sagte, einige Reichsstädte hätten sich dem Beschlusse des letzten Speierer Reichstags nicht unterworfen, der Kaiser fordere sie nun dazu auf; Straßburg, Nürnberg, Konstanz, Ulm, Reutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Kempten, Windsheim, Isny und Weißenburg, welche man auf diese Weise zum Wider-

---

1) *Luth.* Opp. XX, 307.

ruf der Protestation bringen wollte, baten um Bedenkzeit, da ihnen der Augenblick nicht zweckmäßig gewählt schien. Die Lage war verwickelt, man hatte die Städte unter sich uneinig zu machen gesucht und die Intrigue bemühte sich täglich den Riß zu erweitern. Nicht allein die papistischen und die evangelischen, sondern auch die lutherischen und die zwinglianischen Städte waren uneins, und diejenigen lutherischen, welche die Augsburgische Confession nicht unterschrieben hatten, zürnten den Nürnbergern und Reutlingern heftig; Karl hatte also seinen Plan schlau berechnet und den alten Grundsatz „Theile und du wirst herrschen" befolgt. Dennoch überwand der Glaubenseifer alle List und am 27. Juni erklärten die Abgeordneten der Städte dem Kaiser, sie könnten sich dem Edikte von Speier nicht fügen, ohne Verletzung der Gewissen gegen Gott.

Karl wollte mehr aus Gründen der Politik als der Gerechtigkeit einen Mittelweg einschlagen und schwankte deßhalb zwischen solchen Gegensätzen; doch versuchte er noch auf andere Weise eine Vermittlung anzubahnen, indem er die römisch gebliebenen Reichsstädte gleich nach der Conferenz mit den Städten zu sich berief. Alle Fürsten kamen, und selbst der päpstliche Legat und die einflußreichsten römischen Theologen nahmen zum Aergerniß der Protestanten daran Theil. Karl legte die Frage vor, welche Antwort auf die Confession zu ertheilen sei?

Drei Rathschläge wurden ertheilt. Die päßtlich Gesinnten sagten: „Wir wollen uns auf die Gründe der Gegner gar nicht einlassen, sondern einfach das Wormser Edikt gegen Luther und die ihm anhängenden Fürsten, Völker und Theologen in Ausführung bringen." — Die Staatsmänner meinten: „Wir wollen die Confession von unparteiischen Richtern prüfen lassen und die Schlußentscheidung dem Kaiser anheimstellen. Die Vorlesung der Confession ist ja nichts Anderes als eine Berufung der Protestanten an die kaiserliche Gewalt, und man möge ihnen darum den verlangten Richter gewähren." — Die Männer der Tradition und der Kirchenlehre wollten endlich einige Doktoren mit einer Widerlegung beauftragt wissen, welche sodann den protestantischen Ständen vorzulesen und vom Kaiser zu genehmigen wäre.

Die Besprechung wurde sehr lebhaft, die Milden und die

Heftigen, die Fanatiker und die Politiker traten entschieden gegen einander auf. Georg von Sachsen und Joachim von Brandenburg übertrafen an Leidenschaftlichkeit selbst die Kirchenfürsten. „Ein gewisser Lümmel, den Ihr wohl kennet," schrieb Melanchthon an Luther," zieht Alle nach sich und einige scheinheilige Theologen geben den Ton an." [1]) Darunter war der Herzog Georg gemeint. Die zuerst durch die Confession erschütterten Herzoge von Baiern traten auch der römischen Partei bei, der Kurfürst von Mainz, der Bischof von Augsburg und der Herzog von Braunschweig zeigten sich der evangelischen Sache am wenigsten abhold. Ich kann kaiserlicher Majestät in keinerlei Weise zu Gewalt rathen, sagte der Kurfürst Albrecht, wenn kaiserliche Majestät die Gewissen zwingt und dann das Reich verläßt, so fallen die Priester als die ersten Opfer, und wer weiß ob während solcher Unruhen die Türken nicht plötzlich uns überfallen? Diese etwas eigennützige Klugheit des Erzbischofs fand keinen großen Anklang, sondern die Männer des Kriegs schrieen mit ihrem polternden Worte dazwischen. „Wenn es auf die Lutherischen losgehen soll," sagte Graf Felix von Werdenberg, „so biete ich umsonst meinen Degen, ich will ihn nicht früher in die Scheide stecken, als bis ich Luthers feste Burg umgeworfen habe." (Wenige Tage darauf starb dieser Herr an den Folgen seiner Unmäßigkeit). Die Gemäßigten machten noch einmal Vermittlungsversuche. „Die Lutherischen greifen keinen Glaubensartikel an," sagte der Bischof von Augsburg, „wir wollen uns mit ihnen verständigen, ihnen beide Gestalten des Abendmahls und die Priesterehe einräumen, wenn sie mehr wollen, gebe ich ihnen um des Friedens willen noch mehr." „Der ist schon lutherisch geworden," schrie man laut, „am Ende gibt er auch die stillen Messen auf." — „Die Messen," sagten andere lächelnd, „die gibt Rom nicht weg, denn sie erhalten Kardinäle, Courtisanen, Pracht und Küchen." [2]) Der Erzbischof von Salzburg und der Kurfürst von Brandenburg gaben dem Bischofe von Augsburg sehr heftige Antworten; „die Lutheraner haben ihre Confession mit schwarzer Dinte auf weißes Papier geschrie-

1) Corp. Ref. II, 176.

1) Brucks Apolog. 63.

ben. Wenn wir der Kaiser wären, so würden wir mit einer Schrift mit Rubriken (rothen Lettern) geschrieben antworten." [1]) — „Nehmt euch in Acht," antwortete der Augsburger, „daß euch diese Rubriken nicht in die Augen springen. „Der Erzbischof von Mainz mußte ins Mittel treten und die Redner beschwichtigen.

Der Kaiser wollte gern den Schiedsrichter spielen und von der römischen Partei eine Anklage gegen die Reformation in Händen haben. Aber die Majorität hatte sich seit dem Speierer Reichstage enger verbunden, sie ging nicht mehr gleichen Weg mit Karl, und wollte im Bewußtseyn ihrer Kraft nicht als Partei auftreten, um den Kaiser zum Richter zu wählen. Es gibt, sagte sie, keine Spaltung zwischen den Gliedern des Reichs. Es gibt nur Eine gesetzliche Partei. Es handelt sich nicht um die Entscheidung zwischen zwei gleichberechtigten Parteien, sondern die Unterdrückung von Empörern und Unterstützung derer, welche der Reichsverfassung treu geblieben sind. Karl erkannte an dieser hochmüthigen Sprache, daß man ihm überlegen sei, daß er seine hohe Stellung als Schiedsrichter aufgeben müsse und nur noch die Beschlüsse der Majorität vollziehen könne. Diese Majorität herrschte von nun an in Augsburg, man schloß die kaiserlichen Räthe aus, welche mildere Vorschläge machten und selbst der Erzbischof von Mainz kam nicht mehr in die Versammlung. Die Majorität beschloß zuerst, daß römische Theologen die evangelische Lehre widerlegen sollten. Hätte man gemäßigte Männer, wie den Bischof von Augsburg dazu bestimmt, so hätte die Reformation noch einige Aussicht gehabt, mit den großen Prinzipien des Christenthums durchzudringen, aber man wählte die Feinde der Reformation, die durch viele Niederlagen erbitterten alten Vorkämpfer für Rom und Aristoteles, deren es in Augsburg viele gab, ohne jedoch große Achtung daselbst zu genießen. „Die Fürsten," schrieb Jonas, „haben ihre Gelehrten mitgebracht, einige auch ihre Ungelehrten und Albernen." Faber und Eck standen an ihrer Spitze, ihnen schloß sich eine Schaar von Mönchen, namentlich Dominikaner, die Stützen der Inquisition, an, welche mit Ungeduld auf den Augenblick warteten, wo sie sich für die lange

1) Corp. Ref. II, 147.

erduldeten Kränkungen entschädigen konnten. Da war der Dominikaner-Provinzial Paul Hugo, ihr Vikar Johann Burkard, einer ihrer Priore, Konrad Kölein, der Luthers Heirath angegriffen hatte, sodann Karthäuser, Augustiner, Franziskaner und mehrere bischöfliche Vikarien. Solcher Männer waren es zwanzig, welche Melanchthons Arbeit widerlegen sollten, von den Arbeitern konnte man zum Voraus auf das Werk schließen, Alle sahen ein, es handle sich nicht um Widerlegung, sondern um Verhöhnung der Confession. Campeggi, der ohne Zweifel diese bösen Liste Karl eingegeben hatte, wußte wohl, daß Keiner derselben sich mit Melanchthon messen könne, aber ihre Namen waren ein Feldzeichen der grellsten Farbe für das Papstthum und zeigten, was die Hauptsache war, die Absicht des Reichstags aller Welt deutlich an. Rom wollte der Christenheit nicht einmal eine Hoffnung lassen.

Es handelte sich nun darum, ob der Reichstag und der Kaiser das Recht hätten, in rein geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden. Karl legte den Evangelischen und Römischen diese Frage vor. Luther, vom Kurfürsten um seine Meinung befragt, antwortete: „Euer Kurfürstliche Gnaden kann mit aller Freudigkeit sagen, ja, es soll Kaiserliche Majestät hierin Richter seyn, und es wolle E. Kurf. Gn. Alles annehmen, so fern und ausgenommen, daß Kais. Majestät nicht wider Gottes Wort richten, denn E. Kurf. Gn. können den Kaiser nicht über Gott setzen. Das erste Gebot sagt: Du sollst keine andere Götter neben mir haben.“ [1]) Die Päpstlichen bejahten eben so entschieden, aber in entgegengesetztem Sinne. „Wir sind,“ sagten sie, „der Ansicht, daß Kais. Majestät in Uebereinstimmung mit den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs als römischer Kaiser, Vogt, Advokat und oberster Beschirmer der Kirche hierin entscheiden darf.“ [2]) So stellte sich die evangelische Kirche vom ersten Tage an unter die Krone Jesu Christi, die römische unter das Scepter der Könige. Dieser verschiedene Charakter des Protestantismus und des Papstthums ist selbst von sehr aufgeklärten Protestanten verkannt worden.

---

1) Luther Br. IV, 83.
2) Förstemann Urkundenbuch II, 10.

Die aristotelische Philosophie und die römische Hierarchie sollten durch ihr Bündniß mit der Staatsgewalt den längst ersehnten Sieg davon tragen. So lange man die Scholastiker ihren Syllogismen und Schmähreden überlassen hatte, wurden sie geschlagen, aber jetzt reichten Karl V. und der Reichstag ihnen die Hand, und Fabers, Ecks und Wimpinas Beweise wurden von deutschen Kanzlern unterzeichnet und mit dem kaiserlichen Insiegel versehen. Wer konnte ihnen da noch widerstehen? Der römische Irrthum schöpft seine Kraft aus seiner Verbindung mit dem weltlichen Arm und seine Siege in der alten und neuen Welt verdankt er noch heut zu Tage (man denke an Tahiti) dem Vorschub des Staats.

Luthers scharfem Blick entging das nicht, sondern er erkannte sowohl die Schwäche der Beweise der römischen Doktoren als den starken Arm Karls V. Er schrieb an seine Freunde in Augsburg: „Ihr habt wohl schon die Antwort eurer Widersacher, die ihr erwartet, da wird es wieder heißen: Väter, Väter, Väter, Kirche, Kirche, Kirche, Gebrauch und Gewohnheit, aber von der Schrift Nichts. Auf diese Richter und Zeugen vertraut der Kaiser und entscheidet gegen euch. Dann werdet Ihr von allen Seiten Prahlereien hören, die bis gen Himmel reichen und Drohungen, die bis in die Hölle gehen." [1]) So änderte sich die Lage der Reform. Karl mußte seine Ohnmacht anerkennen und um den Schein seiner Macht zu retten sich entschieden Luthers Feinden anschließen. Die Unparteilichkeit des Kaisers war dahin, der Staat trat gegen das Evangelium auf, dem kein Helfer mehr blieb als Gott. Manche waren schon anfänglich sehr niedergeschlagen: Melanchthon vor Allem, der die Umtriebe der Gegner in der Nähe sah und durch Nachtwachen erschöpft war, fiel fast in Verzweiflung. „Was können wir bei solchem Hasse der Feinde hoffen? Nichts als Gottes Hülfe," schrieb er. [2])

Der Legat bot wirklich Allem auf. Schon Karl hatte den Kurfürsten und den Landgrafen mehreremale zu sich rufen lassen und sie von der evangelischen Confession abwendig zu machen ver-

1) Luth. Br. IV, 96.

2) Corp. Ref. II, 145.

sucht, als Melanchthon wegen dieser geheimen Berathungen besorgt wurde, und die Confession auf ihr Minimum verkürzte mit der Bitte, der Kurfürst möchte mit den beiden Gestalten und der Priesterehe zufrieden seyn, wenn man ersteres nicht zuließe, würden viele Christen gar nicht mehr communiciren, letzteres verbieten hieße, die Kirche ihrer besten Geistlichen berauben. Man werde doch nicht lieber den Glauben vernichten und Bürgerkrieg anfachen wollen, als rein kirchlichen Anstalten eine Gestalt geben, die weder dem Anstande noch dem Glauben widerstreiten. Die protestantischen Fürsten forderten ihn auf selbst zum Legaten zu gehen und ihm diese Vorschläge zu machen.

Melanchthon entschloß sich dazu und schmeichelte sich anfänglich mit der Hoffnung auf Erfolg, da unter den Papisten Männer waren, welche die Reformation begünstigten. Es waren aus Italien ziemlich lutherische Vorschläge gekommen und einer der Beichtväter des Kaisers bekannte laut die Rechtfertigung durch den Glauben, wobei er auf die deutschen Esel zürnte, welche noch dagegen schreien. Ein kaiserlicher Kaplan billigte sogar die ganze Confession. Ja als Karl die durch ihre Rechtgläubigkeit bekannten spanischen Granden befragte, erwiederten sie: „Wenn die Lehren der Protestanten den Glaubensartikeln zuwider sind, so möge Euere Majestät diese Partei mit aller Macht vernichten: handelt es sich aber nur um Menschenbestimmungen und äußere Gebräuche, so möge sie keine Gewalt gebrauchen. [1]" Melanchthon nannte dieses eine bewunderungswürdige Antwort und bildete sich ein, im Grunde sei die römische Lehre mit dem Evangelium einig.

Die Reformation fand sogar noch höher stehende Vertheidiger. In einem kaiserlichen Palaste zu Augsburg sah Maria, Schwester Karls V. und Wittwe König Ludwigs von Ungarn oft Melanchthon, Spalatin und andere Freunde des Evangeliums bei sich und unterhielt sich freundlich mit ihnen. Diese Fürstin war noch sehr jung und wohnte bei ihrem Großvater Maximilian, als sie anfing Luthers erste Schriften zu lesen und zu verstehen. Im Jahre 1526 war Ludwig auf dem Schlachtfelde

---

1) Corp. Ref. II, 163, 179.

von Mohacz gefallen, und Luther hatte in einem Briefe der Wittwe sein Beileid bezeugt. „Eure Königliche Majestät möge sich trösten des rechten Bräutigams Jesu Christi,“ [1]) hatte er gesagt und eine ergreifende Auslegung der schönsten Trostpsalmen (37. 62. 94 u. 109) seinem Schreiben beigefügt. Erasmus hatte ihr zu derselben Zeit seine Abhandlung über die christliche Wittwe gewidmet. Von da an wandte sie sich ganz dem göttlichen Worte zu, sie hatte keine Kinder, die sie an ihren Gemahl erinnern und ihren Schmerz hätten lindern können, ihr Schlafgemach wurde zum Betzimmer, und sie suchte durch ihr Beispiel ihre ganze Umgebung auf den Weg der Frömmigkeit zu führen. [2])

Drei Tage nach der Vorlesung der Confession war Maria mit der Königin von Böhmen, Ferdinands Gemahlin, in Augsburg angekommen, und begleitet von ihrem glaubigen Kaplan Johann Henkel, welcher zugleich mit Simon Grynäus und Veit Winthsheim längere Zeit in der Hauptstadt von Ungarn Gottes Wort gepredigt hatte. Marie mußte auf ihren Bruder Rücksicht nehmen, fühlte aber bei den religiösen Zusammenkünften, die sie mit Henkel, Melanchthon und Spalatin hatte eine unbeschreibliche Freude. [3]) Sie bewunderten ihre Einfachheit und Herzlichkeit und waren erstaunt eine Schwester in ihr zu finden; ihre Kenntnisse überraschten sie nicht weniger als ihre Frömmigkeit, denn sie verstand fünf Sprachen, deutsch, französisch, italienisch, böhmisch und latein. Heutzutage, sagten sie, ist die Welt verkehrt, die Mönche wissen nichts und die Frauen sind gebildet.

Marie begnügte sich nicht mit solchen Gesprächen, sondern obschon man es dem Kurfürsten und dem Landgrafen untersagt hatte, beschloß sie doch alle Sonntage einen evangelischen Gottesdienst in ihren Gemächern zu halten. Andächtig und nach Gottes Wort begierig, hielt sie immer eine lateinische Bibel in der Hand, in welcher sie die von dem Prediger angeführten Stellen

---

1) Luther Br. III, 132.

2) *Erasm.* Opp. V, 725, 739.

3) Ich habe diese und andere Notizen aus mir mitgetheilten, ungarischen Handschriften.

aufschlug, und nach dem Gottesdienste genauer prüfte. Karl und Ferdinand erfuhren diese ungewohnte Sitte durch die Bischöfe und hielten einige Male ihrer Schwester die Sache vor, aber der Kaiser war ihr sehr zugethan und sie benützte dessen Nachsicht. Sie bat ihn sogar, sich nicht wie ihr unglücklicher Gatte von den Priestern verführen zu lassen, rechtfertigte die Protestanten gegen die ihnen angedichteten Verläumdungen und gab sich alle Mühe Karls gewaltigen Arm zurückzuhalten. Melanchthon schrieb am 10. Juli an Luther: „Die Schwester des Kaisers, eine Frau von wahrhaft heldenmüthigem Geiste, ächter Frömmigkeit und Bescheidenheit sucht ihren Bruder milder gegen uns zu stimmen, doch muß sie es mit großer Schüchternheit und Vorsicht thun.“

Karl V. hatte sich nicht entschließen können, die Reformation und ihre Prediger zu dulden, drückte aber wohl ein Auge zu bei den heimlichen Predigten seiner Schwester. Maria las die Bibel nicht allein in ihrem Zimmer, sondern als eine Freundin der Natur, der Bewegung, der dichten Wälder, des freien Himmels und freier Luft jagte sie oft mit dem Hofe oder allein mit ihrem Gefolge, und verbrachte ganze Tage in den Wäldern. Wenn sie dann ermüdet war, hob sie die Jagd auf, stieg vom Rosse ab, ließ die Hörner verstummen, entfernte die Hunde und das Gefolge, setzte sich unter einen Baum und las in der heiligen Schrift, wobei sie Augsburg, die Fürsten, die Priester und allen Pomp des Hofs vergaß. Man nannte sie auch die fromme Jägerin, wie denn auch alle Bilder, die man noch von ihr besitzt, sie in Jagdkleidung darstellen. Als Margarethe 1530 im Dezember starb, ernannte Karl sie zur Statthalterin der Niederlande.

Melanchthon wurde durch solche Thatsachen ermuthigt, zugleich aber durch die fortwährenden Kriegsdrohungen der Gegner eingeschüchtert, so daß er den Frieden um jeden Preis kaufen zu müssen meinte und seine Vorschläge so sehr als möglich herabzustimmen beschloß. Er bat den Legaten am 6. Juli um eine Zusammenkunft und schrieb ihm einen Brief, dessen Aechtheit man mit Unrecht bezweifelt.[1]) Der Streiter der Reformation verliert den Muth, er schwindelt, wankt, fällt und gefährdet

1) Corp. Ref. II, 168 ff.

durch seinen Fall eine Sache für welche schon Märtyrerblut geflossen war. Der Vertreter der Reformation schreibt an den des Papstthums:

„Wir haben keinen einzigen von der römischen Kirche verschiedenen Lehrsatz, wir verehren die allgemeine Autorität des römischen Papstes und sind ihm zu gehorchen bereit, wenn er uns nicht verwirft und nach der Gnade, die er gegen alle Völker zu erzeigen gewohnt ist, mehreres übersehen oder billigen will, das wir nicht mehr ändern können. Willst du diejenigen zurückstoßen, die Hülfe flehend sich dir nahen? Willst du sie mit Feuer und Schwert verfolgen? Wir sind gerade deßhalb so sehr in Deutschland gehaßt, weil wir die Dogmen der römischen Kirche mit unbeugsamer Standhaftigkeit vertheidigen. Wir werden mit Gottes Hülfe Christo und der römischen Kirche treu bleiben, selbst wenn ihr uns verstoßt."

So demüthigte sich Melanchthon. Gott ließ diesen Fall zu, damit die zukünftigen Jahrhunderte sehen könnten, wie weit die Reformation nachgeben wollte, um die Einheit zu bewahren und damit Niemand zweifeln möge, daß die Spaltung von Rom ausgegangen sei, aber auch um noch einmal in der Welt kundzuthun, wie groß die Schwäche der edelsten Werkzeuge bei den herrlichsten Werken sei.

Glücklicherweise gab es einen Mann, der die Ehre der Reformation aufrecht erhielt. Luther schrieb gleichzeitig an Melanchthon: „Christus und Belial sind nicht zu versöhnen. Ich meinentheils werde kein Haarbreit nachgeben und würde lieber Alles dulden und das schrecklichste Elend tragen. Gebet um so weniger nach, je mehr eure Gegner begehren; denn uns wird nicht geholfen, ehe wir von Allen verlassen sind." Und an Spalatin: „Hieße es nicht Gott versuchen, so wäre ich schon längst bei euch." [1]) Luthers Gegenwart wäre allerdings sehr nöthig gewesen, denn der Legat hatte in eine Besprechung eingewilligt und Melanchthon schickte sich an, Campeggi seine Aufwartung zu machen.

Am 8. Juli fand der Besuch statt, von welchem Melanch-

1) Luther Br. IV, 88, 98.

thon so viel hoffte. „Der Kardinal versichert, er lasse sich den Gebrauch beider Gestalten und die Priesterehe gefallen. Ich eile zu ihm," schrieb Melanchthon. Dieser Besuch konnte über das Geschick der Kirche entscheiden. Hätte der Legat Philipps Ultimatum angenommen, so wären die evangelischen Lande wieder unter die Herrschaft römischer Bischöfe gelangt und die Reformation zu Ende gewesen, aber Roms Stolz und Verblendung rettete sie. Die Papisten meinten, sie sei schon am Rande des Abgrunds und noch ein Stoß werde sie ganz vernichten, und waren deßhalb wie Luther entschlossen, kein Haar breit nachzugeben. Der Legat gab sich indessen bei seiner Weigerung ein wohlwollendes Ansehen und that, als ob er nur fremdem Einflusse gehorche. Ich hätte wohl die Vollmacht einige Zugeständnisse zu machen, sagte er, aber gegen den Willen der deutschen Fürsten, der erfüllt werden muß, zu handeln, wäre nicht klug, und einem von diesen besonders hat der Kaiser geschworen, nicht die geringste Concession zu machen. So sprach der römische Fürst, wobei er alle Freundlichkeit aufbot, um den christlichen Doktor für sich zu gewinnen. Melanchthon verließ ihn beschämt darüber, so sehr entgegengekommen zu seyn, hatte den Mann indessen auch jetzt noch nicht durchschaut. Er meinte, Eck und Cochläus wären ihm bei dem Legaten zuvorgekommen, wogegen Luther schrieb: „Ich traue weder dem Beichtvater des Kaisers noch irgend einem Italiener. Es sind Schurken. Wenn ein Italiener gut ist, so ist er sehr gut, allein das ist ein Wunder, ungefähr wie ein schwarzer Schwan." [1]) In der That waren die Italiener die Feinde der Reform. Am 12. Juli kamen Instruktionen vom Papste, der die Confession durch Estafette erhalten hatte: sechszehn Tage hatten für die Reise, Berathung und Rückkehr genügt. Clemens wollte weder von Besprechung noch von Concil etwas wissen, sondern Karl V. sollte gerade auf's Ziel losgehen, mit einem Heere in Deutschland einziehen und die Reformation gewaltsam ersticken. In Augsburg hielt man indessen ein so rasches Verfahren nicht für rathsam und versuchte andere Mittel.

„Nur Geduld, wir haben sie," sagten Eck und seine Collegen,

1) Luther Br. IV, 110.

und indem sie den Vorwurf die Reformation falsch geschildert zu haben, ablehnten, beschuldigten sie die Protestanten selbst. „Sie sind es, welche jetzt, indem sie sich stellen eins mit uns zu seyn, nur ihre Ketzerei verbergen, aber wir werden sie in ihren eigenen Netzen fangen. Wenn sie gestehen, nicht Alles, was sie verwerfen, in die Confession aufgenommen zu haben, so ist erwiesen, daß sie uns zum Besten haben. Behaupten sie aber, alles gesagt zu haben, so sind sie gezwungen, Alles zuzugeben, was sie nicht verdammt haben.“ Das war der Schluß, und man versammelte demnach die protestantischen Fürsten um sie zu fragen, ob die Reformation bei den in der Confession aufgezählten Lehren verharren, oder ob noch mehr streitige Punkte anzugeben wären.

Die Schlinge war fein gelegt. Das Papstthum war in Melanchthons Schrift nicht einmal genannt, andere Irrthümer waren ausgelassen, worüber ja Luther selbst laut klagte. „Satan,“ sagte er, „bemerkt wohl, daß du in der Confession über die Artikel vom Fegefeuer, von der Anbetung der Heiligen, vom Papste und vom Antichrist leicht hinweggegangen bist.“ Die Fürsten wünschten eine Besprechung mit den Verbündeten von den Reichsstädten und man versammelte sich darauf, um über einen so wichtigen Fall sich zu berathen. Man erwartete Melanchthons Erklärung, welcher die Verantwortlichkeit der Sache nicht ablehnte. Die Scheinbilder seiner Einbildungskraft drückten ihn schnell nieder, aber eben so schnell gewann er den Muth, wenn man ihn geradezu angriff. Er sagte: „Die Confession enthält alle wesentlichen Lehren, zeigt alle Irrthümer und Mißbräuche an. Aber brauchte man sich in alle Streifragen einzulassen, welche auf den Universitäten verhandelt werden? Brauchte man zu untersuchen, ob alle Christen Priester, ob das Primat des Papstes göttliches Recht sei, ob er einen Ablaß geben könne, ob jedes gute Werk eine Todsünde sei, ob es mehr als sieben Sakramente gebe, ob ein Laie sie austheilen dürfe, ob die göttliche Erwählung einige Begründung in unsern eigenen Verdiensten habe, ob die Priesterweihe unauslöschlich, ob die Ohrenbeichte für die Seligkeit nothwendig sei? Keineswegs, alle diese Dinge gehören der Schule an und sind für den Glauben nicht wesentlich.“

Es gab unläugbar unter diesen von Melanchthon angegebe-

nen Fragen einige von großer Wichtigkeit. Die Protestanten konnten sich dennoch leicht darüber verständigen und überreichten am andern Tage dem kaiserlichen Minister eine freimüthige und entschiedene Antwort, sie wollten Wahrheit mit Liebe verbinden, die Lage der Dinge nicht verwickelter machen, deßhalb hätten sie nicht alle Fehler, die sich in die Kirche eingeschlichen einzeln aufgeführt, sondern alle für die Seligkeit unentbehrlichen Lehren bekannt; wenn die Gegenpartei einige in der Confession nicht erwähnte Mißbräuche besonders hervorheben oder einige Punkte stärker betonen wolle, so seien sie, die Protestanten, bereit, aus Gottes Wort weiter Bericht zu thun.[1]) Der Ton dieser Antwort zeigte hinlänglich, daß die evangelischen Christen sich nicht fürchteten, sondern bereit waren, ihren Gegnern überallhin zu folgen. Die römische Partei aber sagte kein Wort mehr in dieser Angelegenheit.

9.

Die Widerlegung. — Karl verwirft sie. — Besprechung mit den protestantischen Fürsten. — Die Schweizer. — Die Tetrapolitana. — Zwingli's Bekenntniß. — Spaltung. — Ausschließung des Kurfürsten. — Wahl des Kurfürsten. — Seine Antwort. — Neue Widerlegung. — Ein Zugeständniß. — Die Schrift und die Hierarchie. — Karls Befehl. — Melanchthon und der Nuncius. — Beschluß des Kaisers. — Die angebotene und abgelehnte Widerlegung. — Neue Periode. — Die Gewalt. — Das Consistorium. — Zuflucht zu Gott. — Zwei Wunder. — Johann der Beständige und die Fürsten. — Verführungsversuch. — Pantomime. — Die Gespenster. — Die Nacht vom 6. August.

Die Commission, welche mit der Widerlegung des Bekenntnisses beauftragt war, versammelte sich täglich zweimal, und jeder Theolog brachte seine Widerlegungsgründe und seinen Haß mit. Am 13. Juli war das Werk vollendet, das dann Eck mit seiner Bande dem Kaiser überreichte, welcher erstaunt war, als er ein Werk erblickte, das 290 Seiten voll Schmähungen enthielt! „Schlechte Zimmerleute verbrauchen viel Holz, gottlose Schreiber beschmuzen viel Papier," sagte Luther.[2]) Außerdem hatte

1) Förstemann Urkund. II, 19.

2) *Zwingli* Epp. II, 472.

man der Widerlegung acht Abschnitte hinzugefügt, über die angeblich von Melanchthon verheimlichten Ketzereien und man wollte darin die Widersprüche und schrecklichen Sekten, welche das Lutherthum hervorgerufen habe, besprechen. Außer dieser offiziellen Widerlegung verbreiteten die römischen Theologen, welche von der Sonne der Macht beschienen waren, eine Masse von Schmähschriften in Augsburg. Es war nur Eine Stimme über die papistische Widerlegung: Man fand sie verworren, ungeordnet, leidenschaftlich, blutdurstig und grausam. Karl V. war allzugebildet, als daß er nicht den Unterschied zwischen dem groben Tone dieser Schrift und der edlen Würde der Melanchthonischen Confession erkannt hätte. Er rollte die dicke Schrift der Herren so zusammen, zerknitterte und beschädigte sie so sehr, daß, als er sie ihnen zwei Tage später zurückgab, keine zwölf Seiten unverletzt geblieben waren, wie Spalatin berichtet. Karl hätte sich geschämt so etwas vor dem Reichstage lesen zu lassen, forderte daher eine neue, kürzere und gemäßigtere Abfassung. Das war nicht leicht, denn die von der Einfachheit der evangelischen Confession verwirrten und betroffenen Gegner wußten nicht wo anfangen oder wo aufhören, so daß sie zu der Umarbeitung drei Wochen brauchten.

Karl und seine Priester rechneten auf keinen Erfolg, weßhalb man auch die Theologen bei Seite ließ und einen andern Weg versuchte. Man müsse die protestantischen Fürsten einzeln vernehmen, dann würden sie eher nachgeben. Am 15. Juli kamen die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, als Vetter, und die Markgrafen Friedrich und Johann Albrecht, als Brüder zum Markgrafen von Brandenburg, und forderte ihn auf, dem neuen Glauben zu entsagen, und zu dem zurückkehren, der von jeher bestehe, der Kaiser werde ihm dann alle mögliche Gnade erzeigen, wo nicht, so sei der Zorn desselben zu befürchten.

Am 16. Juli gingen Herzog Friedrich von Baiern, der Graf von Nassau, die Herren von Poggendorf und von Truchseß im Namen des Kaisers zum Kurfürsten von Sachsen: „Ihr habt den Kaiser gebeten,“ sprachen sie, „die Ehe Eures Sohnes mit der Prinzessin von Jülich zu genehmigen, und ihm die Kurfürstenwürde zu verleihen; aber die kaiserliche Majestät erklärt Euch,

daß sie Euren Bitten nicht willfahren werde, wofern Ihr nicht der Ketzerei Luthers entsaget, als deren Hauptgönner Ihr dastehet. Der Herzog von Baiern drang in ihn mit Reden und Gebärden, großen Versprechungen und gewaltigen Drohungen, er solle seinen Glauben aufgeben. Auch äußerten die Herren, man versichere, der Kurfürst habe ein Bündniß mit den Schweizern geschlossen, was jedoch der Kaiser nicht glauben wolle, indessen solle er darüber die Wahrheit angeben.

Die Schweizer: das hieß Empörung; und dieß Bündniß war das Schreckbild, das man in Augsburg immer angewendet hatte, um den Kaiser zu erschrecken. Allerdings kamen Abgeordnete oder doch Freunde der Schweiz nach Augsburg und vergrößerten auf diese Weise die Schwierigkeit der Lage. Zwei Tage vor der Confession war Bucer angekommen, Capito einen Tag nach ihm, und es hatte sich sogar darum gehandelt, ob Zwingli nicht auch mit ihnen reisen solle. Außer den Straßburger Deputirten wußte Niemand in Augsburg um die Anwesenheit dieser Doktoren, die sich so sehr verborgen gehalten hatten, daß Melanchthon erst 21 Tage nach ihrer Ankunft etwas von ihnen erfuhr. Sie hatten Recht, denn als sie bei Melanchthon um eine Zusammenkunft anfrugen, forderte er eine schriftliche Besprechung; er würde, meinte er, die Sache der Protestanten durch mündlichen Verkehr mit ihnen gefährden.

Bucer und Capito hatten die Zeit ihrer Zurückgezogenheit benützt, um die Tetrapolitana, d. h. das Bekenntniß der vier Städte, Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau, abzufassen, welches von den Deputirten derselben dem Kaiser überreicht wurde. Sie vertheidigten sich gegen den ihnen oft gemachten Vorwurf des Kriegs und der Empörung, und erklärten, ihr einziger Beweggrund sei die Herrlichkeit Christi und bekannten die Wahrheit frei, muthig, ohne Hohn und Frechheit.

Gleichzeitig schickte Zwingli ein besonders Bekenntniß an Karl, was großes Aufsehen erregte. „Wie?" schrieen die Römischen, „er erfrecht es sich zu sagen, die stab- und mitra-tragende Art (worunter er Bischöfe versteht) seien für die Kirche dasselbe, was am Körper die Höcker und Kröpfe wären!" Die Lutheraner sagten: „Wirft er uns nicht vor, daß wir nach den Fleischtöpfen

von Aegypten zurückblicken?" Melanchthon schrieb: „Er ist offenbar verrückt: Er will alle Ceremonien abgeschafft haben, alle Bischöfe fortschicken, kurz das ganze ist helvetisch, das heißt höchst barbarisch." [1]) Luther allein stimmte nicht in diesen Tadel ein, sondern schrieb an Jonas: „Zwingli gefällt mir wohl, ebenso Bucer," bei welch Letzterem er ohne Zweifel an die Tetrapolitana dachte.

So zeigten drei Bekenntnisse, daß die Protestanten nicht einig waren. Bucer und Capito wünschten eine Besprechung mit Melanchthon und schrieben ihm: „Wir kommen, wohin und wenn du willst, wir bringen nur den Straßburger Sturm mit, und wenn du es wünschest lassen wir auch diesen fort." Aber Alles war vergebens. Es genügt nicht, daß ein Christ Christum bekenne, er muß auch seine Brüder bekennen und selbst wenn diese von der Welt geschmäht würden. Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, hat der Herr gesagt, aber die Protestanten dachten daran nicht. Die Römer schrieen: „Die Spaltung hat sich selbst gespalten," und der Kaiser hoffte einen leichten Sieg. „Kommet zurück zur Kirche," erschallte es von allen Seiten, die Straßburger antworteten: „das heißt, legt euch selbst das Gebiß in den Mund, damit wir euch führen wohin es uns beliebt."

Alle diese Dinge waren eine große Anfechtung für den Kurfürsten, auf welchem immer das ganze Gewicht der Forderungen und Drohungen des Kaisers lastete. Karl hatte nie das Wort an ihn gerichtet und es hieß überall, Herzog Georg von Sachsen solle Kurfürst werden. Am Tage nach Jakobi gab es große Festlichkeit bei Hof. Karl, in seinen Kaisergewändern, die man auf mehr als 100,000 Golddukaten schätzte, voll Majestät und Würde, ertheilte mehreren Fürsten ihre Aemter, der Kurfürst von Sachsen war ausgeschlossen. Bald gab man ihm noch deutlicher zu verstehen, was ihm bevorstehe und es hieß, wenn er sich nicht füge, so werde der Kaiser ihn seiner Länder entsetzen und schwer bestrafen. [2]) Der Kurfürst gerieth in Angst, denn er dachte wirklich, es würde dahin kommen. Konnte er mit seinem kleinen

---

1) Corp. Ref. II, 193.

2) Müller Gesch. d. Protest. 715.

Reiche dem mächtigen Herrscher widerstehen, der Frankreich und Italien überwunden und Deutschland jetzt sich zu Füßen sah? Und selbst wenn er es könnte, dürfte er es? Eine schwere Beängstigung, wie ein Alpdrücken, verfolgte Johann selbst bis in die Träume, wo er sich unter einem mächtigen Berge liegend glaubte, während er seinen Vetter Georg oben auf der Spitze stehen und seiner spotten sah. Endlich faßte er einen Entschluß: „Ich muß der Welt oder Gott entsagen, meine Wahl ist nicht zweifelhaft: Gott hatte mich den Unwürdigen zum Kurfürsten gemacht, in seine Arme werfe ich mich, er möge mit mir anfangen, was ihm gut dünkt." So verstopfte er durch den Glauben den Rachen der Löwen und wurde stark im Streite. (Hebr. 11, 33. 34).

Die ganze evangelische Christenheit hatte Theil an dem Kampfe Johanns des Beständigen genommen, wenn er fiele, das wußte man wohl, war alles in Gefahr, und man suchte ihn zu stützen. „Fürchtet nichts," rief man ihm aus Magdeburg zu, „Euer Gnaden stehen unter dem Heerpanier JesuChristi.[1]) „Die Italiener warten," schrieb man aus Venedig. „Fürchte dich nicht, sollst du auch um Christi willen den Tod erleiden müssen."[2]) Aber sein Muth kam von oben. „Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen, als einen Blitz," sagte der Herr (Luc. 10, 18.). So sah der Kurfürst, daß Georg fiel und neben ihm zerschellte. Da er einmal darauf gefaßt war, Alles zu verlieren, so berief er fröhlich und ruhig seine Theologen. Diese wackern Männer wollten ihren Fürsten retten. „Gnädiger Herr," sagte Spalatin, „denkt daran, daß Gottes Wort, das Schwert des heiligen Geistes, keineswegs durch weltlich Schwert, sondern durch die Hand des Allmächtigen gehalten werden soll." — „Ja," sagten alle Doktoren, „unserthalb sollt ihr nicht Eure Kinder, Unterthanen, Lande, Krone in Gefahr bringen, wir wollen uns lieber dem Feinde preisgeben und sie beschwören, mit unserm Blute sich zu begnügen." Der Kurfürst wies diese Vorschläge gerührt zurück, und wiederholte

1) Förstemann Urkundenbuch II, 131.

2) Corp. Ref. II, 228.

mit Festigkeit den zu seinem Wahlspruch gewordenen Satz: „Ich will auch meinen Heiland bekennen!"

Am 21. Juli beantwortete er die Drohung, durch die ihn der Kaiser fünf Tage zuvor hatte erschrecken wollen. Er bewies demselben, man könne ihm, dem rechtmäßigen Erben des Bruders, die schon auf dem Wormser Reichstage zugesicherte Belehnung mit der Kurfürstenwürde nicht verweigern. Er fügte hinzu, daß er zwar nicht blindlings seinen Doktoren glaube, aber erkannt habe, daß ihre Unterweisung sich auf Gottes Wort gründe, und deßhalb bekenne er auf's neue ohne Bedenken die Artikel der Confession. „Ich beschwöre darum Eure kaiserliche Majestät, zu gestatten, daß ich mit den Meinigen Gott allein Rechenschaft gebe in den Dingen, welche das Heil der Seele betreffen."[1]) Der Markgraf von Brandenburg gab eine ähnliche Antwort. So schlug wieder ein schlauer Versuch, die Kraft der Reformation zu brechen, gänzlich fehl.

Es waren sechs Wochen nach der Confession verflossen, und immer hatte man noch keine Widerlegung. Schon hieß es, die Papisten seien verstummt vom Augenblicke an, als sie die Confession hörten. Endlich hatten die römischen Theologen ihre Arbeit durchgesehen und überreichten sie dem Kaiser, damit er sie in seinem Namen vorlege. Die römischen Umtriebe hüllten sich gern in den Mantel des Staats. „Die Sykophanten haben sich in eine Löwenhaut gehüllt," schrieb Melanchthon, „um uns schrecklicher zu erscheinen." Alle Stände des Reichs wurden eingeladen, der Vorlesung dieser Widerlegung beizuwohnen. Um drei Uhr Nachmittags am 3. August, einem Mittwoch, thronte der Kaiser abermals in der Kapelle seines Palastes, umgeben von seinem Bruder, den Kurfürsten, den Fürsten und Abgeordneten. Der Kurfürst von Sachsen und seine Verbündeten wurden eingeführt, da nahm der Pfalzgraf („Karls Mund" genannt) das Wort und eröffnete dem Kurfürsten und dessen Genossen, kaiserliche Majestät habe ihre Confession mehreren durch Wissenschaft, Sittlichkeit und Unparteilichkeit ausgezeichneten Gelehrten aus verschiedenen Nationen übergeben, habe deren Antwort sorg-

1) Förstemanns Urkundenbuch 80—92. 113—119.

fältig durchgesehen und überreiche sie als seine eigene, mit dem Befehle, daß alle Stände einstimmig sie anzunehmen hätten. Alexander Schweiß nahm dann das Heft und verlas es.

Die römische Partei billigte einige Artikel der Confession, verwarf andere, und unterschied in etlichen minder wichtigen Punkten, was man dabei annehmen und mißbilligen müsse. In einer wichtigen Sache, dem opus operatum, gab sie nach. Die Protestanten hatten gesagt, es sei der Glaube zum Sakramente nöthig (Art. 13), und die Römer billigten dieses, so daß sie einen Irrthum aufgaben, welchen das Papstthum eben in Augsburg durch Cajetan gegen Luther vertheidigt hatte. Die evangelischen Lehren über die Dreieinigkeit, über Christus, über die Taufe, die ewigen Höllenstrafen und den Ursprung der Sünde wurden als christlich gebilligt. Aber in allen übrigen Stücken erklärten Karl, seine Fürsten und Theologen sich für unerschütterlich, und blieben fest dabei, die Menschen werden mit der Furcht Gottes geboren, die guten Werke seien verdienstlich und bewirken in Gemeinschaft mit dem Glauben die Rechtfertigung. Man hielt die sieben Sakramente, die Messe, Transsubstantiation, Kelchentziehung, Priester-Cölibat, Anrufung der Heiligen fest, und läugnete, daß die Kirche eine Gemeinschaft der Heiligen sei. Die Widerlegung war in mehreren Punkten, besonders in Betreff der Lehre von den Werken und vom Glauben gut ausgearbeitet, dagegen hinsichtlich der Priesterehelosigkeit und der Entziehung des Kelches waren die Beweisgründe verzweifelt schwach und im Widerspruch mit den unbestrittensten Thatsachen der Geschichte. Die Protestanten hatten sich auf den Boden der Schrift gestellt, deren ausschließliche Autorität sie anerkannten; ihre Gegner waren nicht gegen einzelne Reformen, behaupteten aber den göttlichen Ursprung der Hierarchie und wollten strenge Befolgung ihrer Gesetze. So trat der wesentliche Unterschied Roms und der Reformation auch in dieser Streitsache deutlich hervor.

Unter den Zuhörern in der Kapelle war inmitten der Nürnberger Deputirten Joachim Camerarius versteckt, welcher während der Vorlesung Alles, was er nur auffassen konnte, niederschrieb. Andre Protestanten plauderten und lachten, wie ein feindlicher Bericht lautet; sie gestanden einmüthig, eine solche

Widerlegung sei der Herren Eck, Faber und Cochläus würdig. Der Kaiser, wenig erbaut von diesen theologischen Erörterungen, schlummerte abermals, und erwachte erst wie ein Löwe, als die Vorlesung zu Ende war. Der Pfalzgraf erklärte gleich, kaiserliche Majestät finde diese Artikel rechtgläubig, katholisch und dem Evangelium angemessen, sie fordern demnach, daß die Protestanten ihre nun widerlegte Confession aufgäben und alle vorgelesenen Artikel annähmen, widrigenfalls der Kaiser als Advokat und Schirmherr der römischen Kirche auftreten würde.

Diese Sprache war sehr verständlich. Die Gegner meinten die Protestanten widerlegt zu haben und befahlen diesen, sich für geschlagen zu erklären. Gewalt, Waffen, Krieg waren in den grausamen Worten des kaiserlichen Ministers enthalten. Die Fürsten erwiederten, da die Widerlegung einige ihrer Artikel annehme, andre verwerfe, so müßten sie diese sorgfältig prüfen, weshalb sie sich eine Abschrift ausbitten; die römische Partei berieth sich lange über diese Forderung, und da die Nacht nahe war, erklärte der Pfalzgraf, die Sache sei so wichtig und die Zeit so vorgerückt, daß der Kaiser seinen Willen erst später kundgeben werde. Die Sitzung löste sich auf und der Kaiser, unwillig über die Hartnäckigkeit der evangelischen Fürsten, ging, wie Cochläus erzählt, verstimmt in seine Gemächer. Die Protestanten dagegen kehrten froh nach Hause, da ihnen die Vorlesung der Widerlegung eben so viel Muth eingeflößt hatte, als die der Confession selbst. Sie fanden bei ihren Gegnern eine große Anhänglichkeit an die Hierarchie, aber eine große Unkenntniß des Evangeliums, den Grundzug der römischen Partei, so daß sie nur in ihrem Glauben bestärkt wurden. „Da ist keine Kirche, wo Christus nicht bekannt ist," sagten sie.

Nur Melanchthon war noch beunruhigt, da er im Schauen und nicht im Glauben wandelte. Ueberzeugt, daß die Reform bedroht sei, und der Freundlichkeit des Legaten eingedenk, hatte er am 4. August noch einmal einen Versuch bei Campeggio gemacht, wo er den Kelch für die Glaubigen und eheliche Frauen für die Priester forderte. „Dann werden sich," sagte er, „unsere Geistlichen unter das Regiment der Bischöfe stellen, die Kirche wird Ein Leib sein, sonst aber werden in der Zukunft unzählige

Sekten entstehen." Der Scharfblick Melanchthons in die Zukunft ist bemerkenswerth, doch kann man nicht sagen, er habe, wie viele Andere, eine todte Einheit einer lebendigen Spaltung vorgezogen. Campeggio hoffte jetzt zuverlässig auf den Sieg durch das Schwert, und gab daher dieses Schreiben verächtlich an Cochläus, der es sogleich widerlegte. Man weiß nicht, ob der Legat oder Melanchthon verblendeter war; Gott wollte keine Uebereinkunft, welche die Kirche auf's neue verknechtet hätte.

Am 4. und am Morgen des 5. berieth sich Karl mit der römischen Partei. Eine Verständigung durch eine Disputation sei unmöglich, wenn die Protestanten sich nicht freiwillig fügen, so bleibe nichts übrig, als sie zu zwingen, sprachen Einige, doch beschloß man einen Mittelweg, der Karls Politik am meisten zusagte. Erst hatte er durch entschiedene Weigerung die Macht der Fürsten zu brechen gehofft, dann hatte er einige unbedeutende Zugeständnisse gemacht, in der Hoffnung, die Protestanten hätten allen Muth verloren und würden das Wenige, das er ihnen gestatte, um so höher anschlagen. Auch dieses Mal handelte er so. Am 5. Nachmittags zeigte der Pfalzgraf an, der Kaiser wolle die Widerlegung mittheilen, aber nur unter drei Bedingungen, daß nämlich die Protestanten rasch mit dem Kaiser sich verständigen, und diese Widerlegung, wenn man sie ihnen einhändige, keinem zeigen noch sie abdrucken lassen wollten.

Die Protestanten waren höchst unzufrieden damit, und alle erklärten, man könne auf solche Bedingungen nicht eingehen. Kanzler Bruck sagte: „Die Papisten geben uns ihr Papier, gleich wie der Fuchs es machte, da er den Storch zu Gaste lud. Wird die Widerlegung ohne unsere Veranlassung bekannt (und wie ist das zu verhindern?), so wird uns deßhalb ein Vorwurf erwachsen; wir können darum ein solches Anerbieten nicht annehmen, wir haben schon einige Artikel der Schrift durch Camerarius, und wenn wir auch Einiges auslassen, wird Niemand uns darob einen Vorwurf machen können." [1]) Am 6. August erklärten die Protestanten auf dem Reichstage, sie wollten lieber

---

1) Förstem. Urkundenb. II, 181. Corp. Ref. II, 76. Bruck Apolog. 74.

die ihnen angebotene Abschrift nicht haben, und müßten es Gott und kaiserlicher Majestät anheimstellen. So verwarfen sie die kaiserlichen Vorschläge, die er als eine Gunst betrachtete.

Aufregung, Zorn und Bestürzung äußerten sich auf allen Sitzen der erlauchten Versammlung; diese Antwort sei Empörung, sei Krieg. Georg von Sachsen, die Baierfürsten, alle leidenschaftlichen Anhänger Roms, wütheten, und fast wäre es in Gegenwart des Kaisers zu Händeln gekommen, wenn nicht Erzbischof Albrecht, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, Pommern und Mecklenburg sich in's Mittel gelegt und die Protestanten ersucht hätten, dem Streite ein Ende zu machen, damit der Kaiser nicht allzu heftig werde. So ging man verstimmt und besorgt auseinander.

Es hatte auf keinem Reichstage so schlimm ausgesehen. Die im Einberufungsschreiben ausgesprochenen Hoffnungen einer Vermittlung waren nur eine trügerische Lockspeise gewesen, die Maske war gefallen, die Reformation sollte sich unterwerfen oder vernichtet werden. Die Zeit der Gewaltmaßregeln stand bevor.

Der Papst hatte am 6. Juli das Cardinalscollegium versammelt und ihm das Ultimatum der Protestanten vorgelegt, das darin bestand, der Kelch sollte den Laien, die Ehe den Priestern zugestanden seyn, die Anrufung der Heiligen beim Meßopfer sollte aufgehoben werden, die schon säcularisirten geistlichen Güter sollten freigegeben und für die übrigen Stücke ein Concil einberufen werden. Die Kardinäle erklärten, solche Zugeständnisse widersprechen der Religion, der Disciplin und den Gesetzen der Kirche,[1]) man müsse sie verwerfen und dem Kaiser für den Eifer danken, mit welchem er die Ueberläufer wiederzugewinnen sich bestrebe. Nach solchem Ausspruche des Papstes war jegliche Vermittlung unmöglich.

Campeggio seinerseits verdoppelte seinen Eifer und redete so, als wäre er der leibhaftig in Augsburg anwesende Papst. Er schrieb an Karl: „Der Kaiser mag mit den gutgesinnten Fürsten eine Liga schließen; wenn die weder für Drohungen noch für Versprechungen empfänglichen Empörer auf ihrem teuflischen

---

1) *Pallavicini* I, 234.

Wege verharren, so kann kaiserliche Majestät Feuer und Schwert ergreifen, die Güter der Ketzer mit Beschlag belegen und diese Giftpflanzen von Grund aus entwurzeln. [1]) Heilige Inquisitoren mögen dann die Spuren der Reform verfolgen und gegen sie verfahren, wie man in Spanien gegen die Mauren verfuhr; die Universität Wittenberg muß in den Bann gethan, die ketzerischen Bücher verbrannt, die flüchtigen Mönche in ihre Klöster zurückgeschickt werden. Aber man muß das alles mit Entschlossenheit ausführen."

Indeß der Papst und der Nuncius den Kaiser also bestürmten, thaten die protestantischen Fürsten in schweigendem Unwillen keinen Mund auf und schienen eine Schwäche an den Tag zu legen, welche der Kaiser sich zu Nutzen machen wollte, und bereits rief Melanchthon: „Es bleibt uns nichts übrig, als dem Herrn zu Füßen zu fallen," wie er auch Luther zum Gebet aufforderte, und Brenz die ganze Kirche beten hieß. Ein Schrei der Angst drang durch das evangelische Deutschland, es that Noth zu beten, aber die Kirche that ihre Pflicht. „Wir beten," schrieb man dem Kurfürsten aus mehreren Städten, „täglich um Kraft, Gnade und fröhlichen Sieg für Euch." Doch Luther war der Haupt-Mann des Gebets und des Glaubens; ein ruhiger, erhabener, mit Freude und Festigkeit gepaarter Muth, welcher mit der wachsenden Gefahr nur zunimmt, spricht sich in jeder Zeile seiner Briefe aus, so daß die herrlichsten Bilder neben den gewaltigen Worten erblassen, die der glühenden Seele des Reformators entquollen.

So schreibt er an den Kanzler Bruck am 5. August: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen. Das erste, da ich am Fenster stand, sah ich die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und entdeckte doch nirgend einen Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel ein und stehet auch solch Gewölb noch fest. Das andere, ich sah auch große dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meer zu vergleichen seyn, und sah doch keinen Boden darauf sie ruhten oder fußten, noch eine

1) Instructio data Caesari a rev. Campeggio in dieta August. 1530.

Kufen, darein sie gefaßt wären, noch fielen sie auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Gott wird die Weise, Zeit und Raum uns zu helfen, wohl treffen, und nicht vergessen noch versäumen. Sie habens noch nicht zur Hälfte gebracht, die Blutmenschen, was sie jetzt anfangen. Unser Regenbogen ist schwach, ihre Wolken sind mächtig, aber am Ende wird sich's zeigen, was sie bringen. Wenn nur Christus Sieger ist, so verschlägt es nichts, wenn auch Luther untergeht, da er mit dem Siege Christi auch gewinnt."[1])

Die römische Partei, die nichts von einem Siege des Glaubens wußte, hatte sich nie näher am Ziele geglaubt, und weil die Doktoren die Confession widerlegt haben, so sollten sich die Protestanten für überführt erklären und alles würde dann in das alte Geleis zurückkehren; so meinte man beim Kaiser. Er drang in die Protestanten, forderte sie auf, aber anstatt sich zu unterwerfen kündigten sie eine Widerlegung der Widerlegung an. Karl sah auf sein Schwert hin, alle Fürsten seines Gefolges thaten dasselbe. Johann von Sachsen begriff, was das heißen wolle, blieb aber fest und sagte nur sein Lieblingssprüchwort: „Der gerade Weg der kürzeste," weßhalb er in der Geschichte den Namen Johann der Beständige erhalten hat. Er stand nicht allein, denn alle protestantischen Fürsten, obwohl an Höfen erzogen und dem Kaiser demüthigen Gehorsam zu erweisen gewöhnt, fanden doch in ihrem Glauben eine Unabhängigkeit, über die der Kaiser erstaunte.

Als man den Markgrafen von Brandenburg hatte gewinnen wollen, wurde ihm die Möglichkeit angedeutet, daß er Besitzungen in Schlesien, auf die er Ansprüche hatte, erhalten würde. Er antwortete: „Wenn Christus Christus ist, so habe ich eine wahre Lehre bekannt." — „Aber weißt Du," sagte sein Veter, der Kurfürst Joachim, „was Du auf's Spiel setzest?" — „Gewiß weiß ich das. Man wird mich fortjagen wollen. Gott walt' es!"

Der Fürst von Anhalt traf eines Tages den Doktor Eck und sagte zu ihm: „Ihr denkt an den Krieg, Doktor, aber es wird euch schon entgegnet werden. Ich habe in meinem Leben mehr

1) Luth. Br. IV, 128, 130.

als eine Lanze für meine Freunde gebrochen. Jesus Christus, mein HErr, verdient, daß ich eben so viel für ihn thue." Angesichts dieser Entscheidung wußte man nicht, ob Karl das Uebel, anstatt es zu heilen, nicht noch vergrößere, die Bürger dachten nach, prüften und spotteten, der gesunde Volkssinn gab in seiner Weise zu verstehen, wie er von der Thorheit des Oberhauptes denke.

So saß der Kaiser einmal mit mehreren römisch gesinnten Fürsten zur Tafel, als die Meldung kam, einige Schauspieler bitten um die Erlaubniß, wie es gewöhnlich war, die Herrschaften zu unterhalten.[1]) Zuerst kam ein maskirter Greis in einem Doktormantel, der mühselig einherschritt und in seinen Armen einen Bund geraden und krummen Holzes hereintrug, sich dem Heerde des gothischen Saales nahte und seine Last hineinwarf, worauf er sich entfernte. Auf seinem Rücken las man Johann Reuchlin geschrieben. Ihm folgte eine ruhig einherschreitende Gestalt, welche sich bemühte, krummes und gerades Holz gleich zu legen, aber da es nicht gelang, den Kopf schüttelte und sich zurückzog. Auf seinem Rücken stand: Erasmus von Rotterdam. Rasch trat mit lebendigem Blicke und entschiedenem Gange ein Mönch herein, der glühende Kohlen herbeibrachte, das Holz zurechtlegte und sodann ein Feuer anblies, so daß die Flamme hell emporschlug. Darauf ging auch er fort und auf seinem Rücken las man: Martin Luther. Jetzt näherte sich eine prächtig gekleidete Gestalt, zog den Degen, suchte das Feuer mit starken Hieben zu löschen, aber dieses nahm nur zu, je mehr er schlug, und da er dieses erblickte, lief er eilig davon. Er hatte keinen Namen angeschrieben, aber alle erriethen ihn. Da änderte sich der Auftritt. In rothem Sammet-Mantel, ein weißwollenes Gewand bis an die Sohlen, eine mit Perlen geschmückte Stola um den Hals, erschien ein Mann, schritt mit Majestät einher, schlug die Hände vor Schrecken zusammen, als er die Flamme auf dem Heerde sah, und suchte rings umher, ob er nichts finden könne, um sie zu löschen. Da entdeckte er im Saale zwei Flaschen mit Wasser und Oel, er eilte darauf herzu,

---

1) *F. L. Fabrici* opp. omnia II, 231 f.

warf die Oelflasche in's Feuer, und da dieses noch heller aufloderte, hob er die Hände gen Himmel und rannte davon. Er trug die Inschrift: Leo X. Das Spiel war zu Ende, die Schauspieler waren verschwunden und holten sich keinen Lohn, so wenig als Jemand nach der Moral des Stückes fragte.

Die Lehre war indessen eine vergebliche, denn die Mehrzahl des Reichstags übernahm die Rollen des Kaisers und des Papstes, indem sie allem aufbot, um das von Luther angefachte Feuer zu löschen. In Italien unterhandelte man mit dem Herzoge von Mantua, der sich verbindlich machte, 1000 Mann leichter Reiterei nach Deutschland zu schicken, in England mit Heinrich VIII., der Luthers Schrift nicht vergessen hatte und der dem Kaiser zur Vernichtung der Ketzer eine große Summe Geldes versprach. [1])

Gleichzeitig kündigten schreckliche Wahrzeichen die düstere Zukunft, welche die Reformation bedrohte, an; in Speier waren zur Mitternacht schreckliche Gespenster in Mönchsgestalt erschienen, und als man sie fragte, was sie wollen, hatten sie geantwortet: „Wir gehen auf den Reichstag nach Augsburg." Die Sache wurde genau untersucht und als glaubwürdig befunden! Melanchthon schrieb: „Die Sache ist leicht zu erklären, die bösen Geister kommen nach Augsburg unser Wirken zu hindern und den Frieden zu stören; sie prophezeien schrecklichen Tumult." Erasmus sagte: „Alles zielt auf den Krieg los." Brenz meinte, der Reichstag werde mit Deutschlands Unglück und Untergang enden. [2]) Bucer schrieb: „Es wird ein Blutbad der Heiligen geben, wie es zu Diokletians Zeiten nicht stattgefunden hat." [3]) Krieg und Blut! so lautete der allgemeine Ruf.

Plötzlich entstand in der Nacht vom Samstag dem 6. auf Sonntag den 7. August ein gewaltiger Tumult in Augsburg, man rannte auf den Straßen hin und her, die Reichsboten waren auf den Beinen, der Rath versammelte sich, die Stadtthore wurden geschlossen, in den Kasernen stand man gerüstet, die Sol-

---

1) Corp. Ref. II, 259. 260. 268.

2) Corp. Ref. II, 276.

3) *Bucer*. epist. vom 13. Aug. 1530.

daten traten in Reih und Glied, um drei Uhr Morgens besetzten kaiserliche Soldaten anstatt der städtischen die Thore. Diese sollten geschlossen bleiben, es hieß, man solle auf den Kurfürsten von Sachsen Aufsehen haben. [1]) Wie mußten diejenigen erwachen, welche sich mit der Hoffnung getröstet hatten, daß der Kirchenstreit friedlich enden würde. Waren jene unerhörten Maßregeln nicht ein Zeichen zur Schlacht, der Anfang eines Kriegs?

10.

Philipp von Hessen. — Versuchung. — Seine Besprechung mit Karl. — Philipp will abreisen. — Vorstellung des Landgrafen. — Karl. — Einberufung. — Joachims Drohungen. — Philipps Unzufriedenheit. — Die Flucht von Augsburg. — Entdeckung. — Luthers Ansicht. — Verkleidung. — Berufung des Reichstages. — Ungewohnte Milde.

Daß im kaiserlichen Palaste Verwirrung und Zorn herrschte daran trug der Landgraf die Schuld, welcher, fest wie ein Felsen mitten im Sturme, keinen Augenblick sich gebeugt hatte. In öffentlicher Versammlung hatte er zu den Bischöfen gesagt: „Stiftet Frieden im Reich, wir bitten euch darum, thut ihr es nicht und falle ich, so möget ihr wissen, daß ich schon einen oder zwei von euch mit mir zum Sturze bringen werde." Man sah ein, er müsse milder behandelt werden, der Kaiser suchte ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm günstige Aussichten hinsichtlich der Grafschaft Katzenellenbogen, wegen der er mit Nassau Streit hatte, und hinsichtlich Württembergs, das er für seinen Vetter Ulrich zurückforderte, eröffnete. Herzog Georg von Sachsen, sein Schwiegervater, hatte ihn versichert, er werde ihn zum Erben einsetzen, wenn er sich dem Papste unterwerfe. „Man führte ihn," sagt Lonzer in seiner Chronik, „auf einen hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihren Glanz, aber der Landgraf wies die Versuchung von sich."

Er hatte gehört, der Kaiser wünsche ihn zu sprechen, und ritt uneingeladen an den Hof. Der Kaiser, bei dem gerade sein

---

1) Corp. Ref. II, 277. Bruck Apolog. 80.

Sekretär Schweiß und der Bischof von Konstanz waren, stellte ihm vor, daß er sich über vier Punkte zu beschweren habe, über die Verletzung des Wormser Edikts, die Verachtung der Messe, die Anstiftung von allerlei Aufruhr während seiner Abwesenheit, und über ein Buch, das er ihm habe zustellen lassen und in dem seine höchsten Rechte angegriffen seien. Der Landgraf rechtfertigte sich, worauf der Kaiser erwiederte, er wolle mit diesen Antworten zufrieden seyn, ausgenommen in den Sachen des Glaubens, in welchen er sich dem Kaiser unterwerfen müsse. Man wolle ihn sogar zum Könige machen, doch falls er sich den kaiserlichen Befehlen widersetze, so werde er ihn behandeln, wie es dem römischen Kaiser zukomme. [1]) Der Landgraf wurde unwillig, blieb aber fest. „Ich bin in der Blüthe meines Alters," sagte er, „ich verachte weder die Freuden des Lebens, noch die Gunst der Großen, allein ich ziehe den trügerischen Gütern dieser Welt die unaussprechliche Gnade meines Gottes vor." Karl V. erstaunte und konnte Philipp nicht begreifen. Der Landgraf verdoppelte von jetzt an seine Anstrengungen, um die Anhänger der Reformation enger zu verbinden. Die zwinglisch gesinnten Städte sahen ein, sie würden die ersten Opfer, wenn die Sachsen ihnen nicht beistünden, aber dieses war sehr schwer zu erlangen.

Melanchthon schrieb an Bucer: „Es scheint weder dem allgemeinen Besten angemessen, noch für das Gewissen rathsam, unsern Fürsten den Haß zuzuziehen, welchen eure Lehre bringt." Die Straßburger erwiederten, nicht sowohl die Lehre vom Abendmahle, als die von der Rechtfertigung durch den Glauben sei es, was den Zorn der Papisten veranlasse. „Wir wollen alle Christi seyn," schrieben sie, „und sind einig; von der Welt haben wir nichts als den Tod zu erwarten."[2]) Allerdings war dem so, aber Melanchthon hatte einen weiteren Beweggrund, der ihn noch zurückhielt; er fürchtete nämlich, daß alle Protestanten in einem Bündnisse sich ihrer Kraft bewußt werden und den Krieg anfangen möchten. Deßhalb keine Union!

Vom Kaiser bedroht und von den Theologen verlassen begann

---

1) Rommel, Philipp I, 268.

2) *Corp. Ref.* II, 221, 236.

der Landgraf sich zu fragen, was er noch in Augsburg zu thun habe. Der Kelch war schon voll, Karl V. hatte die römische Widerlegung nur unter unannehmbaren Bedingungen überliefern wollen, und so war er übergelaufen, Philipp konnte also nichts thun als abreisen.

Kaum hatte der Kaiser die Bedingungen mitgetheilt, unter denen er die Widerlegung abgeben wolle, als der Landgraf am 4. Abends allein zum Pfalzgrafen ging, um diesen Minister zu bitten, er möge ihm zu einer Audienz bei dem Kaiser behilflich seyn. Der Kaiser, der wenig Lust hatte, ihn zu sehen, hatte Geschäfte vorgeschützt und ihn auf zwei Tage später beschieden. Philipp antwortete, er könne nicht so lange warten, seine gefährlich kranke Frau habe ihn ersucht nach Hause zu eilen, er als der jüngste, unerfahrenste Fürst, der am wenigsten zu leisten vermöge, bitte um Urlaub auf den 6. August. Der Kaiser schlug diesen ab.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Landgraf darüber entrüstet war, aber er wußte sich zu beherrschen und war ruhiger als je, und den ganzen 6. August schien er keine andere Beschäftigung zu haben, als die Vorbereitung auf das prächtige Turnier, das Ferdinand zu Ehren seines Bruders, des Kaisers, gab. So kam es, daß seine Diener hin und her gingen, doch waren unter dem Lärmen von Kürassen und Pferden ganz andere Plane verborgen. Melanchthon schrieb an dem gleichen Tage (6. August) an Luther: „Der Landgraf benimmt sich sehr gemäßigt, er hat mir gesagt, daß er zur Erhaltung des Friedens sich noch härtere Bedingungen als die vom Kaiser gestellten gefallen lassen und alles, was ohne Schande für's Evangelium geschehen könne, annehmen würde.“ 1) Karl war nicht so ruhig, indem der Gedanke an das Urlaubsgesuch des Landgrafen ihn verfolgte, und er fürchtete, alle Protestanten könnten es ebenso machen und am Ende plötzlich Augsburg verlassen. Der bisher so geschickt angesponnene Faden konnte reißen, es war besser, gewaltsam aufzutreten als sich lächerlich zu machen, und der Kaiser beschloß darum einen entscheidenden Streich. Noch waren alle, der Kurfürst, die

---

1) *Corp. Ref.* II, 254.

übrigen Fürsten, die Abgeordneten, in Augsburg, sie durften nicht hinaus gelassen werden. So dachte Karl schlaflos in der Nacht des 6., als die Protestanten ruhig schliefen, eilig ließ er die Augsburger Rathsherren aufwecken und seine Boten und Soldaten durch die Straßen eilen. Gleichzeitig erhielten die protestantischen Fürsten die unerwartete Weisung, sich alsbald in den Saal des Kapitels zu begeben.

Um 8 Uhr trafen sie daselbst ein, wo sie bereits die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz, die Herzoge von Sachsen, Mecklenburg und Braunschweig, die Bischöfe von Salzburg, Speier und Straßburg, Georg Truchseß, den Vertreter des Markgrafen von Baden, Graf Martin von Oetting, den Abt von Weingarten und den Propst von Bamberg antrafen, das war die von Karl ernannte Kommission, welche diese wichtige Angelegenheit beilegen sollte.

Joachim von Brandenburg, der Entschiedenste unter ihnen, nahm das Wort. „Ihr wißt, mit welcher Milde der Kaiser die Einheit wiederherzustellen versucht hat. Wenn sich einzelne Mißbräuche in die Kirche eingeschlichen haben, so ist er in Uebereinstimmung mit dem Papste sie zu verbessern bereit, aber ihr habt nur zu viele, dem Evangelio widersprechende Sätze angenommen. Gebt diese Irrthümer auf, trennt euch nicht von der Kirche, unterschreibt ohne Zaudern die Widerlegung (confutatio). Weigert ihr euch, so gehen durch eure Schuld viele Seelen verloren, Blut wird vergossen, Länder werden verwüstet, Unruhen entstehen im Reiche. Dir," sagte er endlich, „einem Kurfürsten, wird man Kurfürstenthum und Leben nehmen; deine Unterthanen, ja sogar ihre Weiber und Kinder gehen sicherlich zu Grunde." Der Kurfürst blieb ruhig. Diese Sprache wäre jederzeit geeignet gewesen, Schrecken einzuflößen, zumal in diesem Augenblicke, wo die Stadt fast in Belagerungszustand war; „jetzt begreifen wir," sagten die Protestanten, „weßhalb die Thore von kaiserlichen Truppen besetzt sind." Es war augenscheinlich, daß der Kaiser Gewalt gebrauchen wollte; aber die Protestanten blieben einig, trotz der Soldaten, des drohenden Gefängnisses und der kaiserlichen Schwerter wichen sie nicht im mindesten von ihrem Bekenntnisse ab. Doch war eine überlegte Antwort nöthig, und sie

baten deßhalb einige Augenblicke abtreten zu dürfen. Sich freiwillig zu unterwerfen oder zur Unterwerfung gezwungen zu werden, das war die Wahl, welche Karl den evangelischen Christen ließ.

Als man den Ausgang dieses Kampfes abwartete, durch welchen das Geschick der Christenheit entschieden werden sollte, trieb eine merkwürdige Neuigkeit die Spannung auf's Höchste.

Der Landgraf hatte bei seinen Rüstungen zum Turnier weit ernstere Gedanken. Karl hatte ihn von allen wichtigen Berathungen ausgeschlossen. Die Behandlung, welche die Protestanten während des ganzen Reichstags hatten erfahren müssen, empörte ihn, eine Aussicht auf Frieden hielt er für unmöglich, ihre Freiheit schien ihm in Augsburg gefährdet, er konnte seine Entrüstung nicht mehr unter dem Scheine der Mäßigung verbergen, und so beschloß er bei seinem raschen, entschiedenen Charakter, Augsburg zu verlassen und in sein Land zurückzukehren, um dort frei für die Sache der Reformation wirken zu können. Aber das mußte er sehr geheim halten, denn hätte man ihn erwischt, so wäre er sicherlich in's Gefängniß geworfen worden. Für den 6. hatte Philipp Urlaub vom Kaiser begehrt; nachdem er bis Anbruch der Nacht gewartet hatte, wandte er sich ungefähr um 8 Uhr Abends verkleidet und ohne Abschied mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln dem Stadtthore zu in dem Augenblicke, wo man es zuzuschließen pflegte; fünf bis sechs Reisige folgten ihm einzeln und in bestimmten Zwischenräumen von einander. Philipp kam unerkannt durch das Thor, ebenso seine wenigen Reiter, und sobald sie zusammen waren, ritten sie spornstreichs weiter.[1]) Philipp hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß Niemand seine Abreise ahnte, und als Karl in der Nacht die Thore hatte besetzen lassen, meinte er, der Landgraf sei noch in der Stadt.

Die um 8 Uhr Morgens im Saale des Kapitels versammelten Protestanten waren mit der Gegenpartei durch die Abwesenheit Philipps von Hessen überrascht, aber da er zu schmollen

---

1) Seckendorf und Rommel sagen, der Landgraf sei durch ein geheimes Pförtchen entflohen. Ich ziehe den Bericht der Augenzeugen vor, wie Brenz in *Corp. Ref.* II, 277. Der Augsburger Magistrat hätte ihn schwerlich zu unterstützen gewagt.

pflegte und gern nach eigenem Kopfe verfuhr, fiel dieses nicht auf, und Niemand ahnte, daß er schon meilenweit von Augsburg entfernt war. Als die Conferenz aufgelöst war und jeder nach Hause fuhr, der Kurfürst von Brandenburg mit den Seinigen stolz auf ihre Reden, der Kurfürst von Sachsen mit seinen Genossen zu jeglichem Opfer bereit, erkundigte man sich in der Wohnung des Landgrafen, wo er sei, aber Salz, Nußbicker, Mayer, Schnepf, die hessischen Räthe schwiegen, bis sie endlich auf die dringenden Erkundigungen erklärten, der Landgraf sei nach Hessen! Rasch verbreiteten sich diese Nachrichten in der ganzen Stadt, Karl, der sich getäuscht sah und nicht den geringsten Verdacht gehabt hatte, gerieth in Wuth und tobte. Die Protestanten waren ebenso betroffen wie die Katholiken, und fürchteten nur, diese plötzliche Abreise möchte das Signal zu einer schrecklichen Verfolgung werden. Luther allein war gleich damit einverstanden und schrieb: „Es möchte wohl diese Zögerung und dieser unwürdige Handel noch einen Landgrafen müde machen.“[1])

Der hessische Kanzler übergab dem Kurfürsten von Sachsen ein hinterlassenes Schreiben seines Herrn. In diesem Briefe, welcher vorgezeigt werden sollte, sprach Philipp von der Krankheit seiner Gemahlin; aber seine Diener waren beauftragt, dem Kurfürsten in vertraulicher Weise die wahren Gründe der Abreise mitzutheilen. Er kündigte an, daß er seine Diener beauftragt habe, den Protestanten in allen Dingen beizustehen, und ermahnte die Verbündeten, sich in keiner Weise von Gottes Worte abwenden oder schrecken zu lassen. Was mich betrifft, hatte er gesagt, so werde ich Weib und Kind, Gut, Land und Leben für die heilige Schrift aufopfern.“

Die Abreise des Landgrafen machte unverzüglich gewaltigen Eindruck; der Reichstag war wie umgewandelt. Der Erzbischof von Mainz und die fränkischen Bischöfe, Philipps Nachbarn, meinten ihn schon mit einem gewaltigen Heere an ihren Gränzen stehen zu sehen, und als der Erzbischof von Salzburg sich über ihren Schrecken wunderte, antworteten sie, es würde ihm ebenso zu Muthe seyn, wenn er an ihrer Stelle wäre. Ferdinand kannte

---

1) Luth. Br. IV, 134.

die geheimen Verbindungen des Landgrafen mit dem Herzoge von Würtemberg und war für dieses damals von Oesterreich besetzte Herzogthum besorgt; Karl V. sah, daß er sich in den Fürsten, die er für so furchtsam gehalten und so hochfahrend behandelt hatte, getäuscht habe, und zweifelte nicht daran, daß Philipps That vorher im gemeinsamen Rathe der Protestanten reiflich überlegt worden sei; und allgemein erblickte man in diesem plötzlichen Aufbruch eine Kriegserklärung. Er könnte auf einmal an der Spitze seines Heeres kommen, ohne daß Jemand noch gerüstet wäre, so dachte man in Augsburg, und Alles war in Aufregung; Couriere brachten Angst und Bestürzung nach allen Seiten. Dieser Schrecken stimmte die Feinde der Reformation um, Karl's und der Fürsten Leidenschaft war gebrochen seit dieser denkwürdigen Nacht, und die reißenden Wölfe plötzlich in sanfte Lämmer verwandelt.

Karl ließ den Reichstag noch am Morgen des Sonntags auf den Nachmittag zusammenberufen. Pfalzgraf Friedrich sagte zum Kurfürsten im Namen des Kaisers: „der Landgraf hat Augsburg verlassen; Kais. Maj. hofft, daß auch dessen Freunde nichts von dieser Abreise gewußt haben. Ohne Vorwissen, gegen das ausdrückliche Verbot Kais. Majestät ist der Landgraf abgereist und hat alle seine Pflichten verabsäumt. Er hat die Trennung des Reichstags verursachen wollen, aber Kais. Maj. beschwört euch, ihr möget euch nicht durch ihn verwirren lassen, sondern zum glücklichen Ausgange dieser Versammlung beitragen, wofür euch Kais. Dankbarkeit zugesichert wird.“ Die Protestanten erwiederten, sie hätten von der Abreise nichts gewußt und haben die Nachricht davon mit Schrecken vernommen, würden auch dem Landgrafen davon abgerathen haben, und indessen habe dieser Fürst gewiß gewichtige Gründe, seine Räthe seien mit Vollmacht zurückgeblieben, sie selbst wollten sehr gern ein geregeltes Ende des Reichstags fördern.“ Da sie sich ihres guten Rechts bewußt der Willkühr des Kaisers zu widerstehen entschlossen waren, fügten sie hinzu, es heiße, daß die Stadtthore um ihretwillen geschlossen seien, der Kaiser möge solchen Befehl zurücknehmen und dergleichen ferner verhüten.

Karl war sehr verstimmt, kaum habe er wie ein Vater ge-

sprochen, und jetzt werfe man ihm sein tyrannisches Verfahren vor; da mußte eine Ausflucht genommen werden; der Pfalzgraf erwiederte deßhalb den Fürsten, nicht ihrethalben habe man die Thore geschlossen, das sei ein falsches Gerücht, dem sie keinen Glauben schenken sollen, es habe ein Trabant mit einem andern am Tage zuvor Streit gehabt, ein Auflauf sei dadurch entstanden, und der Kaiser habe deßhalb so befohlen. Im Uebrigen werden solche Maßregeln nicht mehr getroffen werden, ehe der Kurfürst von Sachsen als Reichsmarschall davon in Kenntniß gesetzt werde. Die Thore wurden wieder geöffnet, und der römischen Partei schien kein Opfer zu groß, damit die Protestanten von ihrer guten Gesinnung sich überzeugen sollten. In den Worten des Pfalzgrafen und im Blicke Karls lag eine ungewohnte Milde. Die papistischen Fürsten, kaum noch so furchtbar, waren gleicher Weise umgewandelt; man hatte sie in die Enge getrieben; wenn sie den Krieg wollten, so mußten sie ihn sogleich beginnen. Aber vor einer solchen Aussicht bebten sie zurück; denn wie wollten sie den Kampf gegen die Begeisterung der Protestanten wagen? Die Klage über die Mißbräuche der Kirche sei ja allgemein, so daß die römisch gesinnten Fürsten sich auf ihre eignen Unterthanen nicht verlassen könnten. Ein günstiger Krieg hätte nur die Macht des Kaisers vermehrt. Die römisch-katholischen Fürsten, namentlich die Baierherzoge hätten gern den Kaiser und die Protestanten entzweit gesehen, damit er seine Kraft dabei verzehre, aber dieser wollte die Ketzer gerade mit ihren Heeren angreifen, und deßhalb verwarfen sie die früher von ihnen so sehr gewünschten Gewaltmaßregeln.

So hatte sich in Augsburg Alles verändert. Die römische Partei war entmuthigt, gelähmt, fast vernichtet. Das halb gezogene Schwert wurde wieder in die Scheide gestoßen. „Friede, Friede!" riefen Alle.

11.

Dritte Periode. — Gemischte Commission. — Die drei Punkte. — Römische Verstellung. Zurückberufung Philipps. — Mißbräuche. — Concessionen. — Man bewilligt Bischöfe. — Der Papst. — Gefahr der Concessionen. — Opposition der Laien. — Luthers Einwände. — Das Wort über der Kirche. — Melanchthons Verblendung. — Der Protestantismus vernichtet sich. — Keine Concessionen. — Neue Commission. — Beschluß des Landgrafen. — Die beiden Geister. — Die drei Lehren. — Der große Gegensatz. — Bruch der Conferenzen. — Urlaubsgesuche. — Versprechen eines Concils. — Karls Aufforderung. — Weigerung der Protestanten. — Karls Drohungen. — Zwist und Aufruhr. — Rom gibt nach, die Protestanten widerstehen. — Luthers Appellation.

Der Reichstag trat in seine dritte Periode ein; erst hatte man herum getastet, dann gedroht, endlich suchte man zu vermitteln. Die Reformation hatte neue, unheilvollere Gefahren zu befürchten. Rom sah sich das Schwert entreißen und nahm das Netz zur Hand, um die Feinde mit Schlingen der Freundschaft und Stricken der Freundlichkeit zu fangen und sie in den Abgrund zu reißen.

Am 16. August 8 Uhr Morgens versammelte sich eine gemischte Commission aus zwei Fürsten, zwei Juristen und drei Theologen von jeder Seite zusammengesetzt, und zwar Herzog Heinrich von Braunschweig, der Bischof von Augsburg, die Kanzler von Basel und von Köln, Eck, Cochläus und Wimpina von römischer, Markgraf Georg von Brandenburg, der Kurprinz von Sachsen, die Kanzler Brück und Celler, Melanchthon, Brenz und Schnepf von protestantischer Seite. 1)

Man legte die evangelische Confession zu Grunde und verlas einen Artikel derselben nach dem andern, wobei die römischen Theologen eine unerwartete Nachgiebigkeit zeigten und nur gegen 6 oder 7 der 21 Artikel Einwürfe machten. Die Erbsünde hielt etwas auf, man verständigte sich indessen, indem die Protestanten zugaben, daß die Taufe die Schuld der Sünde aufhebe, und die Römischen nicht läugneten, daß die böse Lust bleibe. Daß die Kirche Glaubige und Sünder umfasse, wurde zugegeben, ebenso einigte man sich über die Beichte; die von Rom vorgeschriebene Angabe aller Sünden sei eine Unmöglichkeit, und Eck verständigte sich darüber mit den Protestanten.

In drei Punkten herrschte Verschiedenheit.

---

1) Forstm. Urkunden II, 219.

Die erste betraf die Buße. Die römischen Doctoren lehrten, sie zerfalle in drei Theile: Zerknirschung, Bekenntniß und Genugthuung. Die Protestanten verwarfen letztere, aber da die Römischen wohl einsahen, daß mit dieser Ablaß, Fegefeuer und ähnliche Lehrstücke und Einkünfte fallen würden, so hielten sie fest an ihr; die von den Priestern auferlegten Bußübungen könnten allerdings, das geben sie zu, die Vergebung der Sündenschuld nicht bewirken, aber sie seien doch zur Erlassung der Strafe nöthig.

Der zweite bestrittene Punkt war die Anrufung der Heiligen, der dritte wichtigste die Rechtfertigung durch den Glauben. Es war für die römischen Doktoren von größter Wichtigkeit, die Verdienstlichkeit der Werke aufrecht zu erhalten, da ihr ganzes System eigentlich darauf beruhte. Eck erklärte der Lehre, daß der Glaube allein rechtfertige, entschieden den Krieg. „Das Wort allein (sola) können wir nicht dulden," sagte er, „es erzeugt Aergerniß und macht die Leute frech und gottlos, man soll die Sohle eine Weile zum Schuster schicken." 1) Ein Wortspiel des Doktors, das lateinische Wort sola mit dem deutschen Sohle verwechselnd. Die Protestanten wollten den schlechten Witz nicht verstehen, als die Frage vorgelegt wurde, ob man behaupten solle, daß der Glaube allein ohne Verdienst rechtfertige, sagte einer: „allerdings, allerdings, ohne Verdienst und umsonst." 2) Man führte hiefür seltsame Beweise an: „So sage schon Plato, Gott werde nicht durch äußere Werke, sondern durch die Tugend angebetet, und bekannt seien Cato's Verse:

Wenn Gott ist ein Geist, wie uns die Dichter verkünden,
So ist reinen Gemüths vor allem dieser zu ehren." 3)

Die römischen Theologen entgegneten, sie sprechen nur von Werken, die mit Gnade verrichtet werden, solche aber hätten etwas Verdienstliches. Die Protestanten erklärten dieses nicht zugeben zu können.

Man hatte sich sonst über alles Erwarten genähert. Die

---

1) Förstem. Urkund. II, 225.

2) Scultet 289.

3) Si Deus est animus, nobis ut carmina dicunt,
Hic tibi praecipue pura sit mente colendus.

römischen Theologen begriffen ihre Lage und hatten sich vorgenommen, mehr scheinbar, als in der Wirklichkeit einverstanden seyn zu wollen. So wußte man allgemein, daß die Protestanten die Transsubstantiation verwerfen; da aber der betreffende Artikel der Confession in römischem Sinne genommen werden konnte, so hatten die Papisten ihn zugelassen. Ihr Sieg war nur aufgeschoben; die allgemeinen Ausdrücke, deren man sich in allen Streitpunkten bediente, gestatteten es wohl, der Confession später eine römische Auslegung unterzuschieben, die kirchliche Autorität hätte dann diese für die allein wahre erklärt, und so wäre Rom mit Hilfe einer kurzen Verstellung wieder auf den Thron gestiegen. Hat man nicht gesehen, daß in neuerer Zeit die 39 Artikel der anglikanischen Kirche im Sinne des tridentinischen Concils ausgelegt worden sind? Bei manchen Sachen ist die Lüge gleich zur Hand. Das klug ersonnene Complott wurde geschickt ausgeführt.

Während Alles im besten Gange war und die Eintracht bereits wiederhergestellt schien, störte nur eine Besorgniß, die Absicht des Landgrafen, diese süße Täuschung. Es hieß, er wisse nichts von dieser Uebereinstimmung, sammle wahrscheinlich schon ein Heer und müsse nach Augsburg zurückberufen werden, damit er Zeuge dieses guten Einvernehmens sei. Am Morgen des 18. August reiste Herzog Heinrich von Braunschweig von einem kaiserlichen Rathe begleitet ab, um diesen schwierigen Auftrag auszuführen. In die Commission trat der Herzog Georg für ihn ein.

Von der ersten Abtheilung der Confession ging man zur zweiten über die Mißbräuche über; die römischen Theologen konnten da nicht so leicht nachgeben, denn wenn sie sich mit den Protestanten zu verständigen schienen, so war es um die Ehre und Macht der Hierarchie geschehen; für diese Abtheilung hatten sie all' ihre List und Kraft aufgespart. Sie näherten sich zuerst den Protestanten so sehr als möglich, denn je mehr sie einräumten, desto mehr konnten sie die Reformation an sich ziehen und ersticken. „Mit der Erlaubniß Sr. Heiligkeit und der Billigung Sr. Majestät," sagten sie, „könne man überall, wo sie schon bestehe, die Communion unter beiderlei Gestalt bis zum nächsten

Concil gestatten, nur müsse um Ostern gepredigt werden, daß das keine göttliche Einsetzung und daß Christus unter jeder Gestalt ganz sei. Ebenso möge man bis zum nächsten Concile die verheiratheten Priester dulden, um die von ihnen verführten armen Frauen zu schonen, die unschuldigen Kinder zu versorgen und alles Aergerniß zu verhüten; später möge man untersuchen, ob es nicht gut sei zu beschließen, daß verheirathete Priester seien, wie vor Alters in der ersten Kirche etliche hundert Jahre im Gebrauch gewesen. Endlich sei das Meßopfer als ein Geheimniß, eine Vertretung, ein Gedenkopfer, zur Erinnerung an Christi Leiden und Tod am Kreuze zu betrachten. Das war viel, aber die Reihe sollte auch an die Protestanten kommen, denn Rom gab nur, um zu nehmen.

Die große Frage war die Kirche, ihre Verwaltung und Regierung. Wer sollte dafür sorgen? Man sah nur zwei Wege, die Fürsten oder die Bischöfe. Fürchtete man die Bischöfe, so mußte man sich für die Fürsten entscheiden und umgekehrt. Damals war man allzusehr vom Normalzustande entfernt, als daß man an eine dritte Lösung gedacht und beschlossen hätte, daß die Kirche durch sich selbst, d. h. das christliche Volk, erhalten werde. Die sächsischen Theologen sagten in ihrem Gutachten vom 18. August: „die weltlichen Fürsten werden in die Länge die Kirche nicht verwalten können, ist ihnen auch nicht möglich, dazu kostet es zu viel; die Bischöfe dagegen haben Güter für solche Zwecke." Die vermeintliche Unfähigkeit des Staats und die Furcht vor seiner Gleichgiltigkeit warf die Protestanten in die Arme der Hierarchie. Man beschloß also den Bischöfen die Gerichtsbarkeit, die Erhaltung der Disciplin und die Aufsicht über die Priester wiederzugeben, vorausgesetzt, daß sie die evangelische Lehre nicht verfolgen und den Geistlichen keine unnützen Lasten aufbürden sollten. Es hieß, die Bischöfe seien vom Anbeginn der Kirche über die Priester gesetzt gewesen, und es sei gefährlich vor dem HErrn die Ordnung des Regiments zu ändern, ein Beweisgrund, der, wie man sieht, nicht auf die Bibel, sondern auf die Kirchengeschichte gegründet war. Die protestantischen Theologen gingen sogar noch weiter, machten einen fast entscheidenden Schritt und wollten den Papst als obersten Bischof der

Christenheit nach menschlichem Rechte erkennen. „Selbst wenn der Papst ein Antichrist sei,“ sagten sie, „können wir unter ihm stehen, wie die Juden unter Pharao und später unter Kaiphas,“ (zwei für den Papst nicht eben schmeichelhafte Vergleiche), nur daß er ihnen die reine Lehre gestatten müsse. Kanzler Brück allein hielt an der Wahrheit fest und schrieb mit Festigkeit auf den Rand: „Ich bezweifle dieses, da wir ihn den Antichrist nennen und er sich den Primat nach göttlichem Rechte anmaßt.“[1]) Ueber gleichgültige Ceremonien, Fasten, Form des Gottesdienstes wollte man sich auch mit Rom verständigen, und der Kurfürst wollte sogar bis zum nächsten Concil die schon säcularisirten geistlichen Güter sequestriren.

Niemals hatte sich der conservative Geist des Lutherthums so deutlich gezeigt: „wir haben,“ schrieb Melanchthon, „unsern Gegnern versprochen, bei dem Kirchenregimente Alles zuzugeben, was man ohne Verletzung des Gewissens einräumen kann; aber es war zweifelhaft, ob kirchliche Concessionen nicht zu dogmatischen führten. Die Reformation war der Auflösung nahe; noch einige Schritte und ihre Stunde hatte geschlagen. Schon waren Zwietracht, Verwirrung und Schrecken eingerissen; Melanchthon, der, wie einer seiner Freunde sagte, kindischer als ein Kind geworden, war so gereizt, daß, als der Kanzler von Lüneburg wegen dieser unerhörten Concessionen Einwürfe machte, der Magister den Kopf stolz erhob und ihm sagte, wer diese Vorschläge nicht als christlich betrachte, der lüge als ein Bösewicht,[2]) worauf ihn der Kanzler alsbald mit gleicher Münze bezahlte. Doch solche Aeußerungen bewiesen Nichts gegen die bekannte Milde Melanchthons, er war eben nach so vielen unnützen Verhandlungen angegriffen und verstimmt, freilich seine Worte verletzten um so mehr, je unerwarteter sie aus seinem Munde waren; auch Andere waren ebenso niedergeschlagen. Brenz benahm sich ungeschickt und roh; der Kanzler Haller hatte den frommen Markgrafen von Brandenburg irre geführt und ihn muthlos gemacht; der Kurfürst hatte keine menschliche Stütze als den Kanzler

---

1) Förstem. Urkund. II, 247.
2) Corp. Ref. II, 363.

Brück, und bereits fing dieser unerschütterliche Mann an, über seine einsame Stellung zu erschrecken.

Und doch war er nicht verlassen, denn von allen Seiten ließen sich die lebhaftesten Gegenerklärungen vernehmen; die beängstigten Freunde der sächsischen Doktoren riefen ihnen zu: „Wenn es wahr ist, daß ihr solche Concessionen macht, so ist es um die christliche Freiheit geschehen. Was ist eure angebliche Eintracht? Ein dickes Gewölke, welches das schon aufgegangene und verbreitete Licht überzieht. Das christliche Volk wird solche dem Worte Gottes zuwiderlaufende Bedingungen niemals annehmen, und ihr gewinnt nichts dabei, als daß ihr den Feinden des Evangeliums einen guten Vorwand gebt, die Glaubigen umzubringen. So dachten die Laien allgemein, und auch die ganze Stadt Augsburg sagte, besser mit Christo sterben, als ohne ihn die Gunst der ganzen Welt erwerben."

Luther war vollends erschrocken, als er das herrliche Gebäude, das Gott durch seine Hand aufgerichtet hatte, durch Melanchthon dem Einsturz nahe gebracht sah. An dem Tage, als er dieses erfuhr, schrieb er fünf glaubensmuthige Briefe an den Kurfürsten, an Melanchthon, Spalatin, Jonas und Brenz. „Ich vernehme ungern," sagte er, „daß ihr ein seltsam Werk angefangen, den Papst und Luther in Uebereinstimmung zu bringen; der Papst wird es nicht wollen, und Luther lehnt es ab. Thut ihr es wider Beider Willen, dann will ich nach eurem Beispiele Christum mit Belial verständigen. — Ich weiß wohl, daß die Welt voll von Schreiern ist, welche die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben verdunkeln, voll von Feinden, die sie verfolgen. Es ist nicht zu verwundern; aber fahrt fort, sie muthig zu vertheidigen, denn diese Lehre ist die Ferse, die der alten Schlange den Kopf zertritt. (1 Mos. 3, 15.) — Ueber den Gehorsam gegen die Bischöfe sehet euch wohl für, auf daß wir nicht bald zu einem gefährlichen Kampfe gezwungen werden. Sie werden unsere Concessionen weit, weiter, immer weiter nehmen, die ihrigen eng, enger, immer enger machen. All diese Verhandlungen sind unmöglich, so lange der Papst nicht in die Abschaffung seines Papstthums willigt. — Die Widersacher sagen, sie könnten ihre Unterthanen nicht zügeln, wenn wir nicht allenthalben verkündi-

gen würden, daß sie die Wahrheit für sich haben, als ob Gott sein Wort nur lehren lasse, damit sie ihre Völker nach Gutdünken bedrücken. — Mögen sie schreien, daß wir die ganze Kirche verdammen, nein, wir verdammen nicht die ganze Kirche, sie aber verdammen das ganze Wort Gottes, was mehr ist als die Kirche." 1)

Dieses wichtige Wort des Reformators entscheidet den Streit zwischen den evangelischen Christen und dem Papstthum; leider hat man öfter Protestanten in diesem Hauptpunkt zum römischen Irrthum zurückkehren und die sichtbare Kirche über Gottes Wort setzen sehen.

Luther schrieb ferner an Jonas: „Ich schreibe Dir jetzt, Du und alle die Unsrigen mögen aus Gehorsam gegen Jesum Christum glauben, daß Campeggio ein großer und gewaltiger Teufel ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich die Bedingungen, die man euch stellt, entrüstet haben. Es ist die Absicht Campeggio's und des Papstes, es erst mit Drohungen zu versuchen, und wenn dieses nicht gelinge, die List anzuwenden. Gewalt und Drohung habt ihr siegreich bestanden und die schreckliche Ankunft des Kaisers durchgemacht; jetzt kommt es an die List; handelt männlich, gebt den Widersachern in nichts nach, das sie nicht deutlich aus der Schrift beweisen können. Wenn ihr, was, so Christus will, nicht geschehen wird, etwas gegen das Evangelium einräumt und diesen Adler in einen Sack einsperrt, so wird, zweifle nicht, Luther kommen und diesen Adler herrlich befreien. So wahr Christus lebt, so wird es geschehen." 2)

Luthers Briefe fruchteten nichts, in Augsburg ging man dem Sturze rasch entgegen. Melanchthon trug eine Binde über den Augen, die man ihm nicht abreißen konnte, er hörte nicht mehr auf Luther, verschmähte die Popularität. „Es paßt sich nicht," schrieb er, „daß wir uns vom Volksgeschrei bewegen lassen, man muß an den Frieden und an die Zukunft denken. Wenn man die Gerichtsbarkeit der Bischöfe aufhebt, so werden unsere

---

1) Luth. Br. IV, 144. 151. 146.

2) Luth. Briefe IV, 147 f. 155.

Nachkommen nichts gewinnen. Die Laien kümmern sich nicht um Kirchenordnung und Religionsangelegenheiten. Ungleichheit in den Kirchen schadet dem Frieden, wir müssen uns den Bischöfen anschließen, damit wir nicht auf immer die Schmach des Schisma's tragen müssen."[1]) Melanchthon fand nur zu viel Gehör, und man bemühte sich eifrig, die von Gott so wunderbar befreite Kirche mit Banden der Hierarchie wieder an den Papst zu knüpfen. Der Protestantismus warf sich blindlings in die Netze der Feinde. Ernste Stimmen kündigten schon die Rückkehr der Lutherischen in den Schooß der römischen Kirche an; „die Lutheraner," schrieb Zwingli, „bereiten sich zum Abfalle zu den Papisten vor."[2]) Während der politische Kaiser sich hütete, durch ein stolzes Wort den Sieg zu gefährden, konnte der römische Klerus sich nicht mäßigen, sondern mit jedem Tage nahm sein Hochmuth und seine Frechheit zu. Melanchthon sagte, es sei unglaublich, welche Siegermiene die Papisten annähmen. Sie hatten Grund dazu, denn die Uebereinkunft schien wahrscheinlich, noch eine oder zwei Kraftanstrengungen und dann wehe, wehe der Reformation! Wer konnte diesem trostlosen Sturze vorbeugen? Luther that es, indem er den Namen aussprach, auf welchen alle hinblicken sollten. „Christus lebt," sagte er, „er, durch welchen die Gewalt der Feinde überwunden worden, wird uns wohl auch Kraft zum Siege über ihre List geben können." In der That, das war die einzige Hilfsquelle, die aber auch für die Reformation nicht versiegte.

Wenn die römische Hierarchie mit einigen leicht zuläßigen Concessionen die zur Capitulation bereiten Protestanten hätte aufnehmen wollen, so wäre es um diese geschehen gewesen, einmal in ihren Armen, wären sie erstickt worden, aber Gott schlug das Papstthum mit Blindheit und rettete seine Kirche. „Keine Concessionen," hatte das römische Consistorium gerufen, „keine Concessionen," wiederholte der siegestrunkene Campeggio. Er setzte Himmel und Erde in Bewegung, um in diesem entscheidenden Augenblick Karls katholischen Eifer zu entflammen.

1) Corp. Ref. II, 303.

2) *Zwingli* Epp. II, 462.

Vom Kaiser eilte er zu den Fürsten. „Cölibat, Beichte, Kelchentziehung, stille Messen, alles das ist unentbehrlich, wir müssen alles haben," sagte er. Das hieß für die evangelischen Christen so viel als: „Hier sind die caudinischen Pässe, ziehet durch!" Da erkannten aber auch die Protestanten das Joch und erschraken; Gott allein belebte den Bekennermuth in ihren erschlafften Herzen, so daß sie ihr Haupt erhoben und die demüthigenden Bedingungen verwarfen, worauf die Commission sogleich auseinanderging.

Es war ein großes Glück, doch drohte gleich eine neue Gefahr. Die evangelischen Christen hätten unverzüglich Augsburg verlassen sollen, „aber," wie Baumgartner schrieb, „Satan, als Engel des Lichts verstellt, blendete die Augen ihres Verstandes." Sie blieben. Rom hatte nicht alles verloren, der Geist der Lüge und der List konnte seine Angriffe wieder beginnen.

Am Hofe schrieb man den schlechten Erfolg der Commission einigen Hitzköpfen, besonders dem Herzoge Georg zu. Man ernannte deßhalb eine andere, nur aus sechs Mitgliedern bestehende. Eck, die Kanzler von Köln und Baden von der einen, Melanchthon, die Kanzler Keller und Bruck von der andern Seite. Die Protestanten waren damit zufrieden, und Alles wurde wieder in Frage gestellt.

Die Besorgniß der entschiedensten Anhänger der Reformation stieg immer mehr. Wenn man sich täglich neuen Gefahren aussetzte, so mußte man endlich unterliegen. Man zitterte bei dem Gedanken, daß die Herrschaft der Priester wieder hergestellt werden solle. Die Nürnberger Deputirten vor Allem erklärten, ihre Stadt werde sich niemals einem so verabscheuten Joche unterwerfen; und allgemein hieß es, Melanchthon befolge nur den Rath des Zweiflers Erasmus. „Sagt vielmehr, den Ahitophels" (2 Sam. 15) erwiederte man. „Wie dem auch sei," meinten andere, „wenn ihn der Papst mit viel Geld bestochen hätte, so könnte er nicht besser für ihn handeln."

Der Landgraf, der über solche Feigheit vollends entrüstet war, schrieb an Zwingli: „Melanchthon geht wie ein Krebs rückwärts,"[1] und bemühte sich von Friedewald aus, wohin er sich

1) *Zwingli* Epp. II, 504.

nach seiner Entfernung von Karl begeben hatte, den Verfall des Protestantismus zu hemmen. Er schrieb deshalb an seine in Augsburg zurückgebliebenen Minister: „Fängt man einmal an nachzugeben, so thut man es immer mehr. Erklärt darum meinen Bundesgenossen, daß ich die falsche Vermittelung verwerfe. Wenn wir Christen sind, so suchen wir nicht unsern eigenen Vortheil, sondern den Trost so vieler geplagten, betrübten Gewissen, für die es ohne Gottes Wort kein Heil gibt. Die Bischöfe sind keine ächten Bischöfe, denn sie reden nicht nach der heiligen Schrift. Wenn wir sie anerkennen wollten, so nähmen sie uns unsere Prediger, schafften das Evangelium ab, setzten die alten Mißbräuche ein und es würde schlimmer als je. Wollen aber die Papisten die freie Predigt des Evangelii gestatten, so mag man sich mit ihnen verständigen, denn die Wahrheit wird mächtiger seyn und alles andere vertilgen. Sonst aber nichts! Wir dürfen nicht nachgeben, sondern müssen bis zum Tode bei unserer Sache beharren. Beseitigt Melanchthons ängstliche Vermuthungen und sagt den städtischen Deputirten, daß sie nicht Weiber, sondern Männer seyn sollen. Fürchten wir nichts, Gott ist mit uns."

Melanchthon und seine Freunde suchten sich auf diesen Angriff zu rechtfertigen. Wenn man die Lehre aufrecht erhalte, so werde sie schon die Hierarchie endlich stürzen. Wozu aber dann eine Wiederherstellung dieser letzteren, und würde eine so abgeschwächte Lehre das Papstthum noch zu erschüttern vermögen? Zwei Schreckbilder waren es, vor denen Melanchthon mit den Seinigen zurückbebte. Zuerst der Krieg, den sie als nahe betrachteten, und der nicht allein unzählige zeitliche Uebel, Deutschlands Verwüstung, Mord, Kirchenraub erzeugen, sondern was noch schrecklicher wäre, geistliche Uebel in Menge herbeiführen und unvermeidlich eine Zerstörung aller Religion zur Folge haben würde. Das Zweite war die Herrschaft des Staats, Melanchthon sah wohl die Knechtung der Kirche durch die Fürsten voraus, die steigende Verweltlichung der Einrichtungen, so wie der Vorsteher der Kirche, und in Folge davon einen Zustand geistigen Todes, vor einer solchen Zukunft bebte er und seine Freunde zurück. Brenz sagte: „Den Gutgesinnten scheint es nicht rathsam, daß der Hof die Kirchenangelegenheiten ordne. Habt ihr es nicht erprobt (setzte

er ironisch bei), wie weise und mild diese Schlüffel (denn so nenne ich die fürstlichen Beamten) die Diener der Kirche und die Kirche selbst behandeln? Lieber siebenmal sterben!" Melanchthon sagte: „Wenn das Kirchenregiment abgeschafft wird, so steht es schlimm um die Kirche; es steht eine unleidlichere Tyrannei bevor, als sie jemals bis jetzt bestanden hat." Da man ihn aber von allen Seiten anfocht, fügte er gebeugt hinzu: „Wenn ich Schuld bin an dem Sturm, so bitte ich, mich wie Jonam in's Meer zu werfen und mich nicht herauszuziehen, als etwa für Folter und Scheiterhaufen." [1])

War einmal das römische Episcopat anerkannt, so schien alles leicht. Man gewährte in der Sechser-Commission den Laien den Kelch, den Priestern die Ehe; der Punkt über die Anrufung der Heiligen schien nicht mehr wichtig. Aber bei drei Lehren konnten die Evangelischen nicht nachgeben: die Nothwendigkeit menschlicher Genugthuung zur Vergebung der Sündenstrafen, die Anerkennung einer Verdienstlichkeit in den guten Werken und der Nutzen der Privatmessen sollten aufrecht erhalten werden. Campeggio erklärte dem Kaiser, er wolle sich eher in Stücken reißen lassen, als er wegen der Messen nachgebe. [2])

Die Politiker sagten: „Wie doch? über alle großen Heilslehren kommt ihr überein, aber bei so geringfügigen drei Dingen zerreißt ihr die Einheit der Kirche auf immer? Laßt die Theologen noch einmal sich anstrengen, die Parteien müssen sich vereinigen, Rom wird Wittenberg umarmen." Aber dem war nicht so, denn hinter diesen drei Punkten steckte ein ganzes System. Römischerseits glaubte man, gewisse Werke können ganz abgesehen von der Gesinnung dessen, der sie verrichte, kraft des Willens der Kirche das göttliche Wohlgefallen verdienen. Evangelischerseits dagegen hatte man die Ueberzeugung, solche äußere Gebote seien nur menschliche Ueberlieferungen, und das einzige Werk, das dem Menschen das göttliche Wohlgefallen erringe, sei dasjenige, welches Gott durch Christum am Kreuze verrichtet habe, und die einzigen Mittel, wodurch sich der Mensch dieses Wohlgefallen erwerbe, seien der

1) Corp. Ref. II, 362. 334. 382.
2) *Luth.* Opp. XX, 328.

Glaube und die Wiedergeburt, welche Christus durch seinen Geist im Herzen des Sünders schafft. Die Römischen hielten an ihren drei Artikeln fest und behaupteten: die Kirche mache selig, was ja Roms Hauptlehre ist, während die Evangelischen hervorhoben: Jesus Christus allein mache selig. Das war der große Gegensatz, der bestand, und der noch heut zu Tage die beiden Kirchen trennt. Mit diesen drei, die Seelen in Abhängigkeit versetzenden Punkten glaubte Rom mit Recht Alles wiederzugewinnen, und zeigte, daß es seine Stellung richtig erfaßt hatte, aber die Evangelischen wollten auch die ihrige nicht aufgeben. Das christliche Prinzip wurde aufrecht erhalten gegenüber von dem kirchlichen, von welchem es verschlungen zu werden drohte. Jesus Christus behauptete sich gegenüber der Kirche, und man erkannte, daß alle Conferenzen unnütz seien.

Es war die höchste Zeit; denn Karl arbeitete schon zwei und einen halben Monat zu Augsburg, und sein Stolz war dadurch gedemüthigt, daß vier bis fünf Theologen den Schritt des Siegers bei Pavia hemmten. „Wie," rief man ihm zu, „wenige Tage haben hingereicht, den König von Frankreich und den Papst zu überwinden, und mit diesen Evangelischen könnet Ihr nicht fertig werden!" Man beschloß endlich die Conferenzen abzubrechen. Eck war entrüstet, daß Drohung und List nichts vermocht hatten, und konnte sich selbst in Gegenwart der Protestanten nicht mäßigen. Als man auseinanderging, sagte er: „Hätte sich der Kaiser, als er in Deutschland einzog, von den Lutheranern Auskunft geben lassen, so würde er trotzige Antworten vernommen, Ungeheuer von Ketzern erblickt haben, die den kaiserlichen Eifer rasch zur Vernichtung der ganzen Faktion entflammt haben würden. Aber Brücks feine Redensarten und Melanchthons Nachgiebigkeit lassen ihn nicht so in die Hitze kommen, als es noth thäte." Eck lächelte als er das sprach, aber diese Worte waren bezeichnend für seine Ansicht. Am 30. August wurde die Besprechung aufgehoben. Die römischen Commissarien statteten dem Kaiser ihren Bericht ab. Beide Parteien standen drei Schritte von einander entfernt, eine weitere Annäherung war unmöglich.

Melanchthon hatte nichts ausgerichtet, alle seine Concessionen

waren unnütz gewesen. Er hatte aus falscher Friedensliebe etwas Unmögliches unternommen. Melanchthon war im Grunde eine ächt christliche Seele, Gott ließ seine verderblichen Rathschläge scheitern und rettete ihn von seiner großen Schwäche. Für die Reformation wie für ihn selber war das Fehlschlagen seiner Plane das glücklichste Ereigniß. Er wollte viel nachgeben, aber Jesum Christum nicht aufopfern, seine Niederlage rechtfertigte ihn in den Augen der Evangelischen.

Der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg erbaten sich sogleich vom Kaiser die Erlaubniß zur Abreise, welche zuerst ziemlich derb verweigert wurde, doch bald beschwor der Kaiser die Fürsten, die in Aussicht stehende Uebereinkunft durch keine übereilte Abreise hindern zu wollen. Wir werden sehen, welcher Art diese Anstalten waren. Die Römer verdoppelten ihre Anstrengungen; wenn man den Faden, mit welchem man den Sturz der Reformation wob, fallen ließ, so war Alles auf immer verloren; man bemühte sich daher, ihn an beiden Enden aufzunehmen. In den Gärten und Kirchen, zu St. Moriz, zu St. Georg, gab es Besprechungen zwischen dem Herzoge von Braunschweig und Johann Friedrich, sächsischem Erbprinzen, den Kaplanen von Baden und Sachsen, dem Kanzler von Lüttich und Melanchthon; Alles vergebens, es bedurfte anderer Auskunftsmittel.

Karl V. wollte die Sache selbst in die Hand nehmen und den gordischen Knoten durchhauen, den Gelehrte und Fürsten nicht lösen konnten. Entrüstet darüber, daß seine Vermittlung vergeblich, seine Autorität gering geachtet gewesen, meinte er, der Augenblick sei gekommen, wo er das Schwert ziehen müsse. Schon am 3. September flüsterten die römisch Gesinnten, welche noch immer die Protestanten zu gewinnen dachten, dem guten Melanchthon die schrecklichen Worte in's Ohr: sie wüßten selbst nicht recht, ob sie es ihm schon vertrauen dürften, der Kaiser habe schon das Schwert ergriffen, gewisse Leute erbitterten ihn immer mehr. Er werde zwar nicht leicht heftig, sei er aber einmal zornig, so könne man ihn nicht mehr besänftigen. Karl war auch im Stande, sich anspruchsvoll und schrecklich zu zeigen, denn so eben hatte er von Rom die Bewilligung eines Concils erhalten.

Clemens VII. hatte diese Forderung Karls den Kardinälen vorgelegt, die ihm antworteten, wer sich den alten Concilien nicht füge, werde auch keinem neuen gehorchen; auch Clemens selber, den Geburt und Handlungsweise zu viel fürchten ließen, war dagegen; aber er hatte in der Engelsburg und in Bologna zu viel versprochen, als daß er geradezu abschlägig hätte antworten können. Er bemerkte daher, das Heilmittel sei gefährlicher als das Uebel, [1]) aber der Kaiser sei ja gut katholisch, und wenn ihm ein Concil nothwendig scheine, so wolle der Papst darein willigen, doch unter der Bedingung, daß die Protestanten sich bis dahin den Lehren und Gebräuchen der heiligen Kirche unterwürfen. Als Versammlungsort bestimmte er Rom.

Kaum hatte sich das Gerücht von dieser Concession verbreitet, als die römischen Höflinge bereits vor einer Reformation zitterten, und die Staatsämter in Rom, welche alle käuflich waren, so sehr im Preise fielen, daß man sie gar nicht einmal kaufen wollte. [2]) Das Papstthum gerieth in Noth, seine Waare war nichts mehr werth, die Preiscourante fielen an der römischen Börse. —

Mittwoch den 7. September um 2 Uhr Nachmittags kamen die protestantischen Fürsten und Deputirten in's kaiserliche Gemach, wo ihnen der Pfalzgraf eröffnete, der Kaiser habe bei ihrer geringen Anzahl nicht erwartet, daß sie neue Sekten gegen die alten Satzungen der allgemeinen Kirche einführen würden, er werde indessen, um sich bis zum Ende mild zu erweisen, Seine Heiligkeit um ein Concil ersuchen, bis dahin müßten sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren und Alles auf dem alten Fuße lassen.

Die Protestanten antworteten am 8., „sie hätten keine neuen Sekten gegen die heilige Schrift gestiftet, sie seien im Gegentheil nur deßhalb nicht mit ihren Widersachern übereingekommen, weil sie dem Worte Gottes getreu bleiben wollten, die Berufung eines freien, allgemeinen, christlichen Concils sei nichts als die Erfüllung eines auf den früheren Reichstagen gegebenen Verspre-

---

1) Lett. de principe II, 197.

2) *Pallavicini* I, 251.

chens, und sie könnten in keiner Weise eine den göttlichen Geboten widerstrebende Ordnung in ihren Kirchen herstellen."

Um 8 Uhr Abends traten die Protestanten nach langer Berathung wieder zum Kaiser. Georg Truchseß eröffnete ihnen, „der Kaiser wundere sich sehr, daß, während die katholischen Mitglieder der Commission so viel eingeräumt haben, die protestantischen so viel verweigert hätten. Was sei denn eigentlich ihre Partei gegenüber kaiserlicher Majestät, päpstlicher Heiligkeit, Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs, andern Königen, Räthen und Mächten der Christenheit? Die Minderzahl müsse billigerweise nachgeben. Solle man ferner vermitteln, oder beharrten sie auf ihrer Antwort? Offen müsse man das sagen, denn der Kaiser werde die Kirche schützen. Um 1 Uhr erwarte man den Endbescheid."

Niemals hatte Karl sich solche Drohungen erlaubt, mit denen er offenbar die Protestanten einschüchtern wollte, aber es mißlang ihm. Sie erhielten einen Tag länger Frist und antworteten am 10., neue Vermittlungsversuche würden Kaiser und Reich ermüden, sie wünschten nur, daß man bis zum Concil den politischen Frieden aufrecht erhalte. Der gewaltige Kaiser erwiederte: es sei schon gut; er werde sich die Sache überlegen, bis dahin dürfe Niemand Augsburg verlassen.

Karl wußte nicht, wie er sich aus diesem Wirrsale herauswinden sollte. Der Staat hatte sich in die Kirche mischen wollen und sah sich genöthigt, das Schwert als letzten Beweisgrund zu Hilfe zu nehmen. Der Kaiser wünschte keinen Krieg, aber wie war er zu vermeiden? Wenn er seine Drohungen nicht ausführte, litt sein Ansehen. Nirgendwo fand er einen Ausweg, so sehr er ihn suchte, so daß ihm nichts übrig blieb, als blindlings, um die Folgen unbekümmert, weiter zu gehen. Aber von solchen Gedanken fast außer sich gebracht, ließ er dem Kurfürsten, der ihn Augsburg verlassen zu dürfen bat, barsch sagen, er solle auf die Antwort warten, worauf der Kurfürst ihm sagen ließ, er werde der kaiserlichen Majestät seine Minister senden, damit sie ihm die Ursache der Abreise angeben sollten. „Keine Umschweife," erwiederte der erzürnte Kaiser, „er soll uns kurz sagen lassen, ob er warten wolle oder nicht."

Die Nachricht dieses Zwiespalts zweier so mächtigen Fürsten verbreitete sich alsbald, so daß große Aufregung in Augsburg entstand und der Krieg bereits auszubrechen schien. Es war schon gegen Abend, man eilte hin und her, machte den protestantischen Fürsten und Abgeordneten bittere Vorwürfe. „Der Kaiser werde zu Gewaltmaßregeln genöthigt," hieß es, ja man erzählte sich, die Feindseligkeiten hätten schon angefangen, der Befehlshaber von Horneck, Walther von Kronberg, den der Kaiser zum Großmeister des Deutschordens gemacht hatte, wolle in Preußen einrücken und den durch Luther bekehrten Herzog Albrecht vertreiben. Zwei Abende nach einander wiederholte sich dieser Lärmen, man schrie, stritt sich, besonders vor den fürstlichen Wohnungen, in Augsburg selbst brach der Krieg fast schon aus. Der Erbprinz von Sachsen, Johann Friedrich, verließ die Stadt am 12. September, worauf sich am nämlichen oder am folgenden Tage der badische Kanzler Hieronymus Wehe und Georg Truchseß mit dem Kanzler Brück und Melanchthon um 6 Uhr Morgens in der Moritzkirche besprachen.

Karl konnte sich trotz aller Drohungen nicht zur Gewalt entschließen. Er hätte allerdings mit einem einzigen an seine spanischen Banden und deutschen Landsknechte gerichteten Worte die unbeugsamen Männer gefangen nehmen und wie die Mauren behandeln lassen können. Aber konnte der Niederländer und Spanier Karl, seit zehn Jahren vom Reiche abwesend, ganz Deutschland durch Verhaftnahme der Lieblinge des Volkes gegen sich aufbringen, hätten nicht selbst die katholischen Fürsten darin eine Verletzung ihrer Vorrechte erblickt? Der Krieg war nicht zeitgemäß. „Schon erstreckt sich das Lutherthum von der Ostsee bis zu den Alpen," schrieb Erasmus an den Legaten, „es ist nur noch eins möglich, es zu dulden." [1])

Die in der Moritzkirche begonnene Unterhaltung wurde vom Markgrafen von Brandenburg und Georg Truchseß fortgeführt. Die römische Partei, welche nur den Schein zu retten suchte und sonst gern Alles aufopfern wollte, forderte nur einige Theaterdecorationen, Messe mit Priesterkleidern, Gesang, Verlesung,

---

1) *Erasm.* Epp. XIV, 1.

Ceremonieen und die zwei Tafeln.[1]) Alle andern Fragen sollten bis zum nächsten Concil verschoben werden und die Protestanten sich so betragen, daß sie vor Gott, vor dem Concil und vor kaiserlicher Majestät Rechenschaft davon geben könnten.

Aber auf protestantischer Seite hatte sich auch der Wind gedreht. Sie wollten keinen Frieden mit Rom mehr, die Schuppen waren ihnen von den Augen gefallen, und mit Schrecken entdeckten sie den Abgrund, in welchen sie fast gestürzt wären. Jonas, Melanchthon und Spalatin waren Einer Ansicht. „Wir haben bisher dem Befehle Pauli gehorcht: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden (Röm. 12, 18.), nun müssen wir aber Jesu Christi Gebote folgen. Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei. (Luk. 12, 1.) Unsere Widersacher haben nichts als eitel List und gefährliche Tücke, und sie wollen nur unsere Lehre, so doch die Wahrheit ist, ersticken. Sie hoffen die gräulichen Artikel vom Fegefeuer, vom Ablasse, vom päpstlichen Primat zu retten, weil wir diese mit Stillschweigen übergangen haben. Wir wollen Gott und sein Wort dem Teufel und Antichrist zu Gefallen nicht verrathen!"

Gleichzeitig bat Luther seine Freunde wieder inständig, sie möchten Augsburg verlassen. „Kommt doch zurück, und würdet ihr auch vom Papste und vom Kaiser verdammt. Ihr habt Jesum Christum bekannt, den Frieden angeboten, dem Kaiser gehorcht, die Schmähungen ausgestanden, die Lästerungen erduldet. Ich will euch als treue Glieder Jesu Christi heilig sprechen. Ihr habt genug gethan, und mehr als das, nun mag der Herr handeln und er wird es. Sie haben unser Bekenntniß, haben das Evangelium, wollen sie, so mögen sie annehmen, wollen sie es nicht, so mögen sie untergehen. Wird ein Krieg daraus, so möge er kommen, wir haben genug gebetet und gestritten; Gott bereitet unsere Widersacher wie ein Opferthier zum Schlachten, damit er ihre Herrlichkeit stürze und sein Volk befreie. Ja er wird uns retten aus Babel und seinen brennenden Mauern."[2])

---

1) Förstemann, Urkundenbuch II, 418.

2) Luth. Br. IV, 162. 171.

12.

Vorbereitungen des Kurfürsten. — Sein Unwille. — Der Augsburger Receß. — Hinterlist. — Apologie der Confession. — Einschüchterung. — Letzte Zusammenkunft. — Friedensworte. — Erbitterung der Papisten. — Wiederherstellung des Papismus. — Aufruhr in Augsburg. — Union der evangelischen Kirchen. — Der Papst und der Kaiser. — Schluß des Reichstags. — Verschiedene Rüstungen. — Angriff Genfs. — Luthers Siegeslied. — 1530 und 1555.

So gab Luther das Zeichen zum Aufbruch. Man gehorchte diesem Ruf des Reformators, und Alle machten sich bereit, Augsburg zu verlassen. Samstag den 17. September um zehn Uhr Abends versammelte Herzog Ernst von Lüneburg die Nürnberger Abgesandten und die landgräflichen Minister bei sich und eröffnete ihnen, der Kurfürst wolle am andern Morgen insgeheim mit ihm die Stadt verlassen. Man müsse das verschweigen, könne man den Frieden nicht bewahren, so wäre es ihm ein Geringes, alles das, so Gott ihm gegeben hätte, zu verlieren. Die Vorbereitungen des Kurfürsten verriethen seine Absicht, Herzog Heinrich von Braunschweig kam in derselben Nacht zu ihm und bat ihn, zu warten; gegen Morgen zeigten ihm Georg Truchseß und der Graf von Mansfeld an, er werde zwischen 7 und 8 Uhr Morgens seinen Urlaub vom Kaiser erhalten.

Am 19. September frühstückte der Kurfürst, entschlossen, die Stadt unverzüglich nach der kaiserlichen Audienz zu verlassen, um 7 Uhr, ließ Gepäck und Küche vorausgehen und befahl seiner ganzen Dienerschaft, sich auf 10 Uhr fertig zu halten. Als er die Wohnung verließ, stellten sich alle die Seinigen gestiefelt und gespornt auf, aber als er zu Karl hinkam, erfuhr er, Alles was man von ihm zu erlangen suche, sei das Versprechen, noch zwei, vier oder sechs Tage zu warten.

Sobald der Kurfürst mit seinen Verbündeten allein war, ließ er seinem Unwillen freien Lauf und erklärte entrüstet und hitzig, ein solcher Aufschub helfe nichts, er wolle um jeden Preis abreisen. Es komme ihm nach Allem vor, als ob er ein Gefangener sei.

Der Markgraf von Brandenburg bat ihn, sich zu beruhigen. Der Kurfürst wollte durchaus fort, gab aber doch endlich nach und erklärte dem Kaiser, er werde noch bis zum Freitag (den 23.) war-

ten, dann aber, wenn nichts geschehen sei, ohne weiteres abreisen. Die Protestanten waren während dieser vier Tage sehr gespannt, indem die meisten erwarteten, daß sie, wenn sie nachgäben, in die Hände ihrer Feinde fallen würden. „Der Kaiser berathschlagt," schrieb Brenz, „ob er uns hängen oder leben lassen wolle." Truchseß versuchte neue Unterhandlungen ohne Erfolg.

Der Kaiser hatte nun den Reichstagsabschied im Sinne der päpstlichen Reichsstände abzufassen. Er that dieses, und damit die Protestanten sich nicht beschweren könnten, daß man ohne ihr Vorwissen gehandelt, beschied er sie auf den 22. zu sich und ließ ihnen durch den Pfalzgrafen den Entwurf desselben vorlesen, der aber nichts als Schmähung und Krieg enthielt. Der Kaiser gab dem Kurfürsten, den fünf Fürsten und sechs Städten[1]) eine Frist von sechs Monaten, bis zum 15. April des nächstfolgenden Jahres, damit sie sich mit Papst, Kirche, Kaiser und allen Fürsten der Christenheit verständigen könnten. Das hieß nichts weiter, als man wolle den Krieg bis auf den Zeitpunkt hinausschieben, wo die Heere in's Feld zu rücken pflegen. Man gewährte diese Frist nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Protestanten mit dem Kaiser die Anabaptisten und alle Gegner des heiligen Sakraments (die zwinglianischen Städte) verfolgten. Man wollte den Protestanten die Hände binden und die beiden Familien der Reformation von einer Union im Winter abhalten. Endlich verbot man den Protestanten jede Neuerung, sie sollten nichts drucken lassen, nichts verkaufen, was den Glauben beträfe und keinen zu ihrer Sekte verlocken, da ihr Bekenntniß aus der heiligen Schrift gründlich widerlegt sei. So nannte man die Reformation öffentlich eine Sekte, welche Gottes Wort zuwider sei!

Das war geeignet, die Freunde des Evangeliums zu erbittern, und selbst in Karls Gegenwart zeigten sie ihr Erstaunen, ihren Schrecken und Unwillen, was man auch vorausgesehen hatte, denn als die Fürsten zum Kaiser wollten, steckten ihnen Truchseß und Wehe heimlich ein Blatt zu, auf welchem stand,

---

1) Denn Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg hatten sich an Nürnberg und Reutlingen angeschlossen.

man würde ihnen nach dem 15. April, wenn sie es verlangten, sicherlich eine Verlängerung dieser Frist gewähren. Aber Brück, dem dieses Papier zukam, ließ sich nicht täuschen: „Betrüge, Meisterstück von Schelmerei," sagte er; „aber Gott errettet die Seinen und läßt sie nicht in die Schlinge fallen." Diese Arglist hatte in der That bei den Protestanten nur das Wachsthum ihres Muthes zur Folge.

Brück hielt sich, ohne auf die politische Seite des Abschieds zu blicken, an das Vornehmlichste, an Gottes Wort und sagte: „Wir behaupten, daß unsere Confession so sehr auf Gottes Wort beruht, daß eine Widerlegung derselben gar nicht möglich ist. Wir halten sie für göttliche Wahrheit, und hoffen mit ihr vor Gottes Gericht bestehen zu können. Er fügte hinzu, die Widerlegung der römischen Theologen sei von den Protestanten widerlegt worden, und trat sodann mit Melanchthons berühmter Apologie der Augsburgischen Confession in der Hand vor und überreichte sie dem Kaiser. Der Pfalzgraf nahm sie an und der Kaiser streckte schon die Hand aus, als König Ferdinand ihm einige Worte in's Ohr sagte, worauf er den Pfalzgrafen bedeutete, die Schrift alsbald dem Doktor Brück wieder zuzustellen. Diese Schrift ist ebenso wie die loci communes das Meisterwerk dieses Reformators. Der verlegene Kaiser ließ den Protestanten eröffnen, sie möchten am andern Morgen um 8 Uhr wieder vortreten. Er versuchte es vorläufig mit Bitten. Kaum hatte sich der Markgraf von Brandenburg zur Tafel gesetzt, als Truchseß und Wehe ihn besuchten, und alle möglichen Beweisgründe, jedoch vergeblich beibrachten, um ihn zu gewinnen.

Am 23. September hatten sich die Protestanten schon bei dem Markgrafen versammelt, wo in Gegenwart von Truchseß und Wehe um 5 Uhr Morgens der Abschied noch einmal verlesen wurde. Wehe sagte, er wolle den Abschied so in's Deutsche übersetzen, daß sie ihn annehmen könnten, das Wort Sekte sei ein Versehen des Schreibers. Die Vermittler gingen dann fort, um dem Kaiser die Beschwerden der Protestanten anzuzeigen.

Der Kaiser gab mit seinen Ministern den Gedanken der Ver-

---

1) Brück, Apolog. 182.

mittlung auf und erwartete das Uebrige nur noch von der Furcht. Die Protestanten waren um 8 Uhr erschienen, aber man ließ sie eine Stunde warten, worauf der Kurfürst von Brandenburg ihnen im Auftrag des Kaisers erklärte, „Seine Majestät wundere sich über ihre Behauptung, daß ihre Lehre auf die heilige Schrift begründet sei. Wenn dem so wäre, so müßten die Ahnen Seiner Majestät, so viele Kaiser und Könige, ja selbst die Ahnen des Kurfürsten von Sachsen Ketzer gewesen seyn; es gebe kein Evangelium, keine Schrift, welche die Pflicht auferlege, gewaltsam fremder Leute Gut wegzunehmen und es zur Gewissenssache machen, dasselbe nicht wiederzugeben; deßhalb," fügte Joachim ernster hinzu, „sei er zu der Eröffnung beauftragt, daß bei einer Nichtannahme des Recesses die andern deutschen Stände dem Kaiser Gut und Blut zur Verfügung stellen werden, und der Kaiser selbst mit aller Macht diese Angelegenheit in Ordnung bringen wolle, bevor er das Reich verlasse."

„Wir nehmen den Abschied nicht an," erwiederten die Protestanten. „Der Kaiser hat auch ein Gewissen," entgegnete ihnen der Kurfürst von Brandenburg strenger, „unterwerft ihr euch nicht, so wird er sich mit dem Papste und den andern Fürsten über die besten Mittel zur Ausrottung dieser Sekte und dieser neuen Irrthümer verständigen." Alle Drohungen fruchteten nichts gegen die würdevolle Ruhe und Festigkeit der Protestanten. „Unsere Feinde vertrauen nicht auf Gott," sagten sie, „und zittern wie ein Schilfrohr vor dem Kaiser, sie glauben dasselbe von uns, aber wir haben zu Gott gefleht und er erhält uns treu seiner Wahrheit." Jetzt rüsteten sich die Protestanten mit Bestimmtheit zum Abschied beim Kaiser; welcher, nachdem seine Geduld auf eine so harte Probe gestellt war, jetzt auf den Kurfürsten hinzutrat und sagte: „Mein Oheim, mein Oheim, ich hätte das nie von Euch erwartet." Er drückte ihm dabei nach Gebrauch die Hand und der Kurfürst neigte sich vor ihm, Thränen in den Augen und tief ergriffen, blieb aber fest, worauf er Karln ohne Antwort verließ um zwei Uhr Nachmittags.

Nicht so ruhig als die Protestanten, sondern verwirrt, niedergeschlagen und uneinig kehrten die römisch-gesinnten Fürsten nach Hause, weil sie erwarteten, die Protestanten würden die Ent-

lassung als Kriegserklärung betrachten und alsbald von Augsburg aus zu den Waffen eilen. Kaum war der Kurfürst von Sachsen in seiner Wohnung angelangt, als der kurfürstlich mainzische Rath Dr. Rühel bei ihm eintrat und im Auftrage seines Herrn ihm erklärte, „es habe zwar der Brandenburger erklärt, alle Stände des Reichs wollen sich dem Kaiser gegen die Protestanten anschließen, aber der Kurfürst von Mainz, die Minister des Kurfürsten von der Pfalz und des Kurfürsten von Trier hätten den Kaiser sogleich versichert, sie wären nicht dieser Absicht, wüßten auch vom Kurfürsten von Sachsen nichts andres als Gutes. Wäre der Kurfürst von Sachsen nicht so schnell fortgegangen, so hätte er, der Kurfürst von Mainz, diese Erklärung, wie er beabsichtigt, in seiner Gegenwart dem Kaiser abgegeben."

So sprach der Primas der deutschen Kirche, der schon durch die Wahl seines Abgesandten deutlich sich ausgedrückt hatte, denn Rühel war der Schwager Luthers, er wurde vom Kurfürsten beauftragt, seinem Herrn dafür Dank zu sagen. Gleich darauf erschien ein Bote des eifrig katholischen Herzogs von Braunschweig, den man wegen der Abreise zuerst nicht vorließ, worauf er eilig wiederkam, und als Kanzler Brück fortfahren wollte, an den Wagenschlag trat und erklärte, „der Herzog lasse dem Kurfürsten sagen, daß er die Sache in's Geleise bringen wolle, und hoffe im Winter eine Sau mit ihm zu hetzen." Ferdinand selbst erklärte, er werde Allem aufbieten, um einen Bruch zu verhindern. Es erhellt daraus, auf welcher Seite die Macht war. —

Um drei Uhr Nachmittags verließ der Kurfürst von Sachsen mit dem Herzoge von Lüneburg und den Anhaltischen Fürsten die Stadt. „Gott sei gelobt," sagte Luther, „daß unser lieber Fürst einmal aus der Hölle los ist!"

Karl V. ließ sich zu einer ungewöhnlichen Heftigkeit hinreißen, als er diese unerschrockenen Fürsten seiner Macht entkommen sah. „Man will mich," rief er, „einen neuen Glauben lehren, aber das wird nicht mit der Lehre ausgemacht, sondern dazu gehören die Fäuste, und es wird sich zeigen, wer der Stärkste ist." Alle stimmten in seinen Unwillen ein, hatte doch der Kanzler Brück es gewagt, die Römisch-katholischen Ketzer zu nennen.

Der Geist des Proselytismus vollends, der in jenen schönen Tagen das evangelische Deutschland auszeichnete, steigerte ihren Zorn noch mehr, welcher sich besonders gegen die Person des Lüneburger Kanzlers richtete, da dieser mehr als hundert Prediger in andere Lande zur Verkündigung der neuen Lehre geschickt und sich dessen noch dazu öffentlich gerühmt habe. „Unsere Gegner dürsten nach unserem Blut," riefen die fast allein zurückgebliebenen Nürnberger Abgeordneten, als sie alle diese Klagen vernahmen.

Am 4. Oktober schrieb Karl an den Papst, da der neue Kreuzzug von Rom ausgehen sollte. „Die Unterhandlungen," hieß es, „sind abgebrochen, unsere Gegner sind halsstarriger als je, aber ich bin entschlossen, sie mit aller Macht zu bekämpfen. Ich ersuche darum Eure Heiligkeit, alle christlichen Fürsten zur Hilfe aufzufordern."

In Augsburg selbst sollte dieses beginnen. An demselben Tage, an welchem er sich an den Papst gewandt hatte, setzte Karl, als am Namenstage des Franz von Assisi, die Franziskaner wieder in dieser Stadt ein, und ein Mönch predigte: „Wer da sagt, Jesus Christus habe allein für unsere Sünden genug gethan, Gott habe uns ohne Rücksicht auf unsere Werke erlöst, ist ein vollkommener Bösewicht. Es gibt vielmehr zwei Heilswege: den gewöhnlichen, die Beobachtung der Gebote, und den Weg der Vollkommenheit, den geistlichen Stand." Kaum war diese Predigt zu Ende, als man die in der Kirche für die evangelischen Predigten hingestellten Bänke, die mit Ketten befestigt waren, zerschlug und übereinander warf. Zwei Mönche besonders schlugen mit Zange und Hammer eifrig los, schrieen und benahmen sich wie wüthend, so daß man diesem schrecklichen Lärmen in der Kirche zufolge hätte glauben sollen, man breche ein altes Haus ab, wie es denn in Wahrheit auch das Haus Gottes war, das man einreißen wollte. Als dieses Geschrei vorbei war, wurde Messe gelesen, und da sodann ein Spanier mit dem Zerschlagen der Bänke fortfahren wollte, traten Bürger dazwischen, worauf man sich Stühle an den Kopf warf. Ein Mönch kam mit in's Handgemenge, bis endlich die Häscher erschienen und rechts und links Hiebe austheilten. So begann in

Deutschland die Wiederherstellung des römischen Katholizismus, zu dessen mächtigsten Bundesgenossen oft die Volksrohheit gehört hat.

Am 13. Oktober wurde den römischen Ständen der Reichstagsabschied vorgelesen, und an demselben Tage ein römisches Bündniß abgeschlossen. [1])

Zwei Städte hatten die Confession unterzeichnet, vier sich derselben angeschlossen, indessen hoffte man, diese schwachen Gemeinden würden sich aus Angst vor der kaiserlichen Macht von der protestantischen Union lossagen. Aber am 17. Oktober erklärten sechszehn Reichsstädte, worunter die bedeutendsten in Deutschland, sie würden, wo man sie nicht eines allgemeinen Friedens im Lande versichere, keine Türkensteuer geben. Wenn schon dieser Umstand den Kaiser und seine Minister betroffen machte, so war für ihn noch ein weit mehr zu fürchtendes Ereigniß schon geschehen, indem die Einigkeit der Reformation den Sieg davon getragen hatte. Die Zwingli'schen Städte hatten nämlich gesagt, sie seien in allen Grundlehren des Glaubens und trotz einiger theologischen Wortstreitigkeiten auch in der Lehre von der Communion einig, man möge sie mit aufnehmen; die sächsischen Abgeordneten boten ihnen die Hand, denn die Kinder Gottes werden durch die Wuth ihrer Gegner am schnellsten verbunden. „Einigen wir uns," sprachen sie Alle, „dem einen Theil zu Freude und Trost, dem andern zum Erschrecken!" Umsonst ließ Karl, um die Spaltung zu nähren, die Zwingli'schen Städte zu sich berufen, umsonst suchte er sie verhaßt zu machen, indem er die Nachricht verbreitete, sie hätten eine Hostie an eine Wand geheftet und darnach geschossen, umsonst drohte er ihnen, es war Alles vergeblich; die evangelische Partei blieb einig.

Die römische, eingeschüchtert, dachte an neue Nachgiebigkeit. Die Protestanten forderten Frieden im Reiche, man müsse Friedensartikel entwerfen. Am 29. Oktober lehnten die Protestanten dieses ab, weil der Kaiser zwar andern den Frieden befehle, selbst sich jedoch nicht verpflichte. „Ein Kaiser hat das Recht, seinen Unterthanen den Frieden zu gebieten, daß er sich

1) Förstemann Urkundenbuch II, 737—740.

selbst denselben geboten habe, hat noch Niemand gehört," lautete Karls stolze Antwort. Somit blieb nichts übrig als der Krieg, zu dem sich der Kaiser auch rüstete, wie er denn am 25. Oktober an die Kardinäle nach Rom schrieb: „Wir werden weder Königreiche noch Herrschaften schonen, sondern zur Vereinigung dieser wichtigen Sache Leib und Seele wagen. Kaum war dieser Brief dort eingetroffen, als schon sein Majordomus, Pedro de la Cueva, als Courier folgte und dem Papste meldete, die Jahreszeit sei zu weit vorgerückt, um die Lutheraner sogleich anzugreifen, doch müsse man sich rüsten. Rom und der Kaiser waren einverstanden, von beiden Seiten bot man alle Kräfte auf.

Am 11. November wurde der Reichstagsabschied den protestantischen Abgesandten vorgelesen, aber von ihnen am 12. verworfen mit der Erklärung, man gestehe dem Kaiser nicht das Recht zu, in Glaubensangelegenheiten zu befehlen. Die Deputirten von Hessen und Sachsen reisten gleich darauf ab, worauf am 19. der Abschied noch einmal feierlich vor dem Kaiser und allen noch anwesenden Fürsten und Abgesandten verlesen wurde. Dieser Abschied lautete feindlicher, als der den Protestanten mitgetheilte Entwurf. Es hieß darin (was als Probe der Höflichkeit dieses offiziellen Aktenstücks dienen mag), eine Läugnung des freien Willens sei kein menschlicher, sondern ein viehischer Irrthum. Nach der Verlesung bat Kurfürst Joachim den Kaiser, nicht früher abzureisen, als bis in ganz Deutschland Ein Glaube hergestellt sei. Der Kaiser antwortete, er reise nur nach den Niederlanden. Es war sieben Uhr Abends, nur einige Fackeln warfen ein mattes Licht auf die Versammlung, im Halbdunkel ging man aus einander, und so schloß der so prahlerisch der Christenheit angekündigte Reichstag.

Am 22. November wurde der Abschied veröffentlicht, am 24. reiste Karl nach Köln ab. Der Beherrscher zweier Welten unterlag einer kleinen Anzahl von Christen; er war glänzend eingezogen und verließ die Stadt stille und niedergeschlagen. Die größte Macht der Erde scheiterte an der Macht Gottes.

Um so mehr Eifer zeigten die Minister und Offiziere des Kaisers, welche vom Papste angefeuert waren, wie auch die Stände des Reichs Karln auf drei Jahre 40,000 Mann zu Fuß,

8000 zu Roß und eine bedeutende Geldsumme zugesichert hatten. Der Graf von Nassau und einige andere Herren warben am Rhein, ein Hauptmann that dasselbe im Schwarzwalde, wo er sechs Compagnien Landsknechte sammelte, König Ferdinand hatte alle Reiter in Tyrol und Württemberg aufgefordert, den Küraß anzulegen und das Schwert zu ergreifen, Joachim von Thalheim brachte die spanischen Schaaren in den Niederlanden zusammen und schickte sie an den Rhein, Peter Scher bat den Herzog von Lothringen um Hilfe, die spanische Armee wurde von Florenz aus über die Alpen herbeigeführt. Man fürchtete, es würden selbst römisch-katholische Deutsche auf Luthers Seite treten, und warb deshalb vorzugsweise Ausländer. Man sprach in Augsburg von nichts als Krieg.[1])

Plötzlich verbreitete sich eine neue Aufregung, indem es hieß, eine freie Stadt an der Gränze der deutschen und römischen Welt mit ihren Bischöfen im Streit, eine Bundesgenossin der Protestanten, sei ganz unerwartet überfallen worden. Ein Straßburger Courier hatte diese Nachricht gebracht, welche die Straßen mit Blitzesschnelle durchflog. Drei Tage nach Michaeli sollten savoyische Kriegsleute die Vorstädte von Genf geplündert und gedroht haben, die Stadt mit Gewalt einnehmen zu wollen. Alles war erschrocken über diese Botschaft und auch Karl rief in französischer Sprache: „O, der Herzog von Savoyen hat zu früh angefangen.“ Es hieß, Margarethe, Statthalterin der Niederlande, der Papst, die Herzoge von Lothringen und von Geldern, sogar der König von Frankreich rückten auf Genf los, wo die römische Macht sich sammeln wollte. An den Alpen bildete sich die Lawine, die über die Schweiz, dann über Deutschland stürzen und das Evangelium erdrücken sollte.

Nie schien die heilige Sache des Evangeliums eine so ernste Gefahr zu bestehen, und nie hat sie einen so schönen Sieg erfochten. Der Angriff auf Genf, wo Calvin sechs Jahre später das Panier von Augsburg und von Nazareth aufpflanzen sollte, scheiterte, alle Besorgniß ging vorüber und der einen Augenblick verhüllte Sieg der Bekenner Christi erglänzte von Neuem in seinem ganzen Glanze.

1) Corp. Ref. II, 402. Urkund. II, 711.

Während der in seiner Hoffnung getäuschte Kaiser mit vielen Fürsten sich dem Rhein näherte, zogen die evangelischen Christen fröhlich heim, und Luther war der Herold des Glaubenssieges von Augsburg. „Hätten unsere Feinde um, neben, mit sich nicht allein den mächtigen Kaiser Karolum, sondern auch den Türkenkaiser und dessen Mahomet, so würden sie mich doch nicht in Angst setzen. Ich will sie in der Kraft Gottes zum Schrecken und Weichen bringen. Sie müssen fallen, ich bleibe stehen. Mein Leben soll ihr Henker seyn, mein Tod ihre Hölle. Gott blendet sie, verhärtet sie, treibt sie in's rothe Meer. Ihr Schicksal ist unvermeidlich. Mögen sie denn untergehen, wenn sie es wollen. Gott mit uns!"[1])

So war der Augsburger Reichstag, anstatt die Reformation zu unterdrücken, eine Stütze derselben geworden. Man betrachtet gewöhnlich den Augsburger Religionsfrieden von 1555 als die feste Begründung der Reform, und der gesetzliche Protestantismus mag so rechnen, aber das evangelische Christenthum datirt sich vom Herbste 1530. Denn während im Jahr 1555 Schwert und Diplomatie siegten, so waren es im Jahr 1530 Gottes Wort und der Glaube, welche gewannen, und in unsern Augen ist das der wahre und ächte Triumph. Die evangelische Geschichte der deutschen Reformation ist fast schon geschlossen und die diplomatische des gesetzlichen Protestantismus beginnt. Was auch ferner geschehen, die Kirche der ersten Jahrhunderte war neu aufgetaucht und zeigte sich lebenskräftig. Conferenzen und Disputationen, Liguen und Schlachten, traurige Niederlagen konnten zwar noch folgen, aber das war Nebensache; die große Bewegung ist vollendet, die Sache des Glaubens durch den Glauben gewonnen, das Werk durchgeführt; die evangelische Lehre hat in der Welt Wurzel gefaßt und weder Stürme der Menschen, noch Mächte der Hölle können sie von nun an vernichten!

---

1) *Luth.* Opp. XX, 304. Briefe IV, 167.

Fünfzehntes Buch.

Die Schweiz. — Eroberungen.

1526—1530.

1.

Drei Perioden. — Zwei Bewegungen. — Ein Alpenthal. — Ein Schullehrer. — Farel's neue Weihe. — Deutschland, die Schweiz und Frankreich. — Ich bin Wilhelm Farel. — Widerstand. — Aufruhrbefehl. — Lausanne. — Farel an Natalis Galéot. — Farel und der Bettelmönch. — Disputation auf der Straße. — Der Mönch bittet um Verzeihung. — Auflauf. — Widerstand in Ormonds. — Der Pariser Mönch. — Christliche Union.

Wenn auch die Reformation am Augsburger Reichstage Spaltungen zeigte, die sie demüthigten und in Schaden brachten, so war doch die Ursache derselben eine Lebensbedingung für die erneuerte Kirche. Gewiß wäre eine Uebereinstimmung Deutschlands und der Schweiz wünschenswerth gewesen, aber eine selbstständige Reform beider Länder war noch wichtiger. Wäre die schweizerische Reform nur ein bloßes Abbild der deutschen gewesen, so wäre zwar Einförmigkeit, aber keine Dauerhaftigkeit entstanden. Der nach der Schweiz verpflanzte, nicht ursprünglich dort entsprossene Baum wäre leicht durch den gewaltigen Arm ausgerissen worden, der ihn bald ergreifen sollte. Die Erneuerung des Christenthums in diesen Bergen entstand aus den eigenthümlichen Kräften der helvetischen Kirche, und erhielt eine den kirchlichen und politischen Zuständen des Landes angemessene Gestalt. Durch diese Ursprünglichkeit gab sie dem allgemeinen Reformationsprinzip eine innere Thatkraft, welche dem allgemeinen Besten mehr als eine knechtische Gleichförmigkeit nützte. Ein Heer ist oft dadurch am stärksten, daß es aus verschiedenen Waffengattungen besteht.

Der militärische und politische Einfluß der Schweiz nahm ab. Durch die neue Entwicklung der europäischen Nationen im sechszehnten Jahrhundert wurden die stolzen Helvetier, die ihre Schwerter so oft in die Wagschalen geworfen, in welchen

man die Volksgeschicke abwog, in ihre Berge zurückgetrieben. Für die alte verschwindende gab ihnen die Reformation eine neue Bedeutung; denn die Schweiz, wo das Evangelium in einfachster und reinster Gestalt erschien, sollte in der neuen Zeit mehreren Nationen zweier Welten eine wohlthätigere und herrlichere Anregung geben, als es früher ihre Hellebarden und Arkebusiere vermocht hatten.

Die schweizer Reformationsgeschichte hat drei Perioden, in denen das Licht in drei verschiedene Zonen ausströmte. In den Jahren 1519 bis 1526 ist Zürich der Mittelpunkt der noch ganz deutschen Reformation, die sich in die östlichen und nördlichen Gegenden der Eidgenossenschaft verbreitet; von 1526 bis 1532 geht die Bewegung von Bern aus, sie ist deutsch und französisch, erstreckt sich im Herzen der Schweiz von den Schluchten des Jura bis in die tiefsten Alpenthäler; von 1532 an wird Genf der Heerd des Lichts; die wesentlich französische Reformation setzt sich am Genfersee fest und begründet sich überall. Wir haben jetzt die zweite, die Berner Periode darzustellen.

Obgleich die Reformation der Schweiz noch nicht wesentlich französisch ist, so spielen doch schon jetzt Franzosen die thätigste Rolle. Die romanische Schweiz spannt sich an den Wagen der Reformation und setzt ihn in raschere Bewegung. Diese Periode bietet eine Mischung von Charaktern, Kräften und Racen dar, aus welcher große Regsamkeit entspringt. Nirgends ist in der christlichen Welt der Widerstand heftiger gewesen, aber nirgends haben die Streiter so großen Muth gezeigt. Dieses kleine Land der romanischen Schweiz, zwischen den Kolossen der Alpen und des Jura war seit Jahrhunderten eine der Hauptvesten des Papstthums. Nun wird es mit Sturm eingenommen und richtet sich gegen seine alten Herren; von diesen paar Hügeln am Fuße der höchsten Berge Europa's gehen die oft wiederholten Stöße aus, welche Roms Heiligthümer, Götzenbilder und Altäre weithin stürzen machen.

Es gibt zwei Bewegungen in der Kirche, die eine geht im Innern vor sich und bezweckt deren Erhaltung, die andere, die nach Außen sich richtet, bezweckt ihre Ausbreitung, es gibt eine theologische und eine missionirende Kirche. Diese beiden Bewegungen dürfen sich nicht trennen, wenn sie es thun, so herrscht nicht

Gottes, sondern der Menschen Geist. In den apostolischen Zeiten entwickelten sich beide Richtungen gleich mächtig. Im zweiten und dritten Jahrhunderte herrschte die äußere vor, mit dem nicänischen Concil (325) gewinnt die Lehre die Oberhand, bei der Völkerwanderung wird der Missionsgeist wieder wach, aber mit der Hierarchie und Scholastik ist alle Thätigkeit eine innere, um ein despotisches Regiment und eine unreine Lehre zu begründen. Als das Erwachen des Christenthums im sechszehnten Jahrhundert von Gott bewirkt begann, so mußten beide Richtungen sich erneuern, zugleich läutern, und in der That wirkte der Geist Gottes ebenso nach Innen wie nach Außen. Die Reformation zeigt uns eine stille innerliche Entwicklung, aber noch mehr eine mächtige, angreifende Thätigkeit. Männer Gottes hatten seit lange die Schrift studirt und die heilsame Lehre friedlich entfaltet. Das thaten Vesalia, Goch, Groot, Radewin, Ruysbroek, Tauler, Thomas a Kempis, Johann Wessel, aber es war noch etwas vonnöthen. An die Macht des Gedankens sollte sich die der That reihen. Das Papstthum hatte Zeit genug gehabt, seine Irrthümer aufzugeben, Jahrhunderte lang wartete man, man hatte es gewarnt und gebeten, es war Alles vergeblich gewesen. Freiwillig nahm es die Reform nicht an, Männer Gottes mußten dieselbe von sich aus in's Werk setzen. Auf die stille, bescheidene Wirksamkeit der Vorläufer der Reformation folgte das heldenmüthige, heilig-revolutionäre Werk der Reformatoren; ihre Revolution stürzte die angemaßte Gewalt, setzte die rechtmäßige Macht wieder ein. „Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Pflanzen, ausrotten das gepflanzt ist, brechen, bauen hat seine Zeit," sagt der Prediger (3, 1—3.). Aus Frankreich kamen diejenigen unter den Reformatoren, welche am meisten angreifenden Geist besaßen, und unter diesen müssen wir Farel bezeichnen als den, dessen Arbeiten wir jetzt zu betrachten haben.

Niemals hat kleine Macht so Denkwürdiges geleistet. Bei Gottes Regiment geht man rasch von den größten zu den kleinsten Dingen über. Wir verlassen den hochmüthigen Karl, den Hof der Fürsten, über die er herrschte, und sehen uns um nach einem

schlichten Schullehrer, wir verlassen Augsburgs Paläste und lassen uns nieder in unscheinbaren Hütten.

Die Rhone, nachdem sie beim Gotthard unter einem gewaltigen Meer ewiger Gletscher den Furkabergen entquollen ist, wälzt ihre rauschenden Wellen in ein düsteres Thal, das die beiden großen Alpenketten scheidet, verläßt die St. Moritz-Schlucht und läuft durch ein lachend fruchtbares Land. Der prächtige Dent du Midi im Süden, der stolze Dent de Morcles im Norden, beide, malerisch einananander gegenüber gelegen, zeigen dem Auge des Reisenden von fern den Anfang dieses letzten Beckens. Oben auf den Bergen große Gletscher, dräuende Gipfel, in deren Nähe im Sommer zahlreiche Heerden weiden, in den Ebenen Blumen und Früchte des südlichen Klima's, wo der Lorbeer neben den köstlichen Weinreben blüht. An der Oeffnung eines Seitenthales, das zu den Nord-Alpen führt, am Ufer der „Grande Eau," welche rauschend vom Gletscher der Diablerets herabstürzt, liegt die kleine Stadt Aigle, eine der südlichsten Schweizer Städte. Sie gehörte seit fünfzig Jahren zu Bern, mit den dazu gehörigen Ortschaften Aigle, Bex, Ollon und den in den Hochthalen zerstreuten Hütten der Ormonds. In dieser Gegend begann die zweite Epoche der Schweizer Reformation.

Im Winter 1526 auf 1527 kam dahin ein fremder Schullehrer, der sich Ursinus nannte, ein Mann mittlerer Größe, mit rothem Barte und lebhaftem Blick, „der," wie Beza sagt, „eine Donnerstimme mit heldenmüthigen Gesinnungen verband, und eine seltsame, neue Lehre bei seinem einfachen Unterrichte verbreitete." Die Gemeinden waren von ihren Pfründnern unwissenden Vikaren überlassen worden, das von Natur rohe und unruhige Volk war durchaus ungebildet geblieben, so daß der Fremdling, der kein anderer war als Farel, bei jedem Schritt auf neue Hindernisse stieß. Lefèvre war nach der Befreiung Franz I. mit den meisten seiner Freunde von Straßburg nach Frankreich zurückgekehrt; Farel aber hatte sich nach der Schweiz begeben, und gleich am ersten Tage der Reise eine Lektion erhalten, die er nie vergaß.

Er war zu Fuße, nur von einem Freunde begleitet, die Nacht war eingebrochen, der Regen strömte herab und die Reisenden,

die keinen Weg kannten, hatten sich mitten auf der Landstraße niedergesetzt.[1]) Ach, dachte Farel, Gott zeigt mir meine Schwäche in so kleinen Dingen, damit ich erkenne, daß ich in den großen ohne Christum gänzlich ohnmächtig bin. Endlich stand er auf, gerieth in einen Sumpf, schwamm durch's Wasser, und kam über Weinberge, Felder, Berge, Wälder, Thäler durchnäßt und schmutzig an sein Ziel. In dieser traurigen Nacht hatte er eine neue Weihe erhalten, seine natürliche Energie war gebrochen, er wurde wenigstens für eine Weile klug wie eine Schlange und einfältig wie eine Taube, und bald sogar mehr als nöthig, wie dieses bei solchen Charaktern öfters eintritt. Er wollte die Apostel nachahmen, und suchte, wie Oekolampadius schreibt, die alte Schlange, die ihn drohend umzischte, durch fromme List und apostolische Klugheit zu überwinden.[2]) Er gab sich für einen Schullehrer aus und hoffte, den Gegnern sich besser widersetzen zu können, wenn nur erst eine Thüre sich aufgethan habe.

So wie Ursinus seine Schule und seine ABC-Schüler verließ, zog er sich in sein Kämmerlein zurück, studirte das alte und neue Testament in der Urschrift und vertiefte sich in die gelehrtesten theologischen Werke. Der Streit zwischen Luther und Zwingli begann. An wen sollte sich die französische Reformation halten? Luther war dort weit länger bekannt als Zwingli, dennoch entschied sich Farel für letzteren. Die deutschen Völkerschaften hatten sich im Mittelalter durch ihre Mystik, die romanischen durch ihre Scholastik bemerklich gemacht. Der dialektische Zwingli stand den Franzosen näher als der Mystiker Luther; die Franzosen vermittelten gleichsam die beiden großen Tendenzen des Mittelalters, und indem sie dem christlichen Gedanken zugleich die vollkommene Form gaben, welche eine Mitgift der südlichen Völker zu seyn scheint, wurden sie Werkzeuge Gottes, um die Fülle christlichen Lebens und Geistes in der Kirche zu verbreiten. In seinem Gemache zu Aigle las Farel die erste Schrift, welche der Schweizer Reformator dem deutschen zugeschickt hatte.[3]) „Wie

1) Farel an Capito und Bucer, Handschr. zu Neuenburg.

2) Oekolampadius an Farel, 27. Dez. 1526. Hdschr. zu N.

3) Pia et amica ad Lutheri sermonem apologia. *Zwingli* Opp. II, 2.

trefflich," sagte er, „verscheucht Zwingli die Finsterniß, wie fein gewinnt er die Klugen, welche anmuthige Milde verbindet er mit tiefer Gelehrsamkeit! Möge diese Schrift durch Gottes Gnade Lutherum gewinnen, damit die von allen Seiten erschütterte christliche Kirche endlich den Frieden gewinne!" [1])

Der durch dieses schöne Beispiel angefeuerte Schullehrer unterrichtete allmälig die Väter eben so wie die Kinder, wobei er zuerst das Fegfeuer, dann die Anrufung der Heiligen angriff. „Der Papst," schrieb er, „ist hier wenig oder nichts, die Priester begnügen sich damit, das Volk mit den Thorheiten zu beschäftigen, welche Erasmus so witzig zu verspotten weiß." Nachdem er so mehrere Monate in Aigle thätig gewesen, so war eine Thüre ihm aufgethan und eine Heerde hatte sich gebildet, so daß ihm der günstige Augenblick gekommen zu seyn schien, und der kluge Schullehrer nahm eine andere Gestalt an, indem er erklärte: „Ich bin Wilhelm Farel, Diener am Worte Gottes." Priester und Rathsherren erschracken gewaltig, als sie den gefürchteten Mann vor sich erblickten. Der Schullehrer verließ das bescheidene Lehrzimmer, bestieg die Kanzel und predigte offen Jesum Christum vor dem erstaunten Volke. Ursinus ist verschwunden, Farel ist wieder Farel geworden. [2]) Es war im März oder April 1527; in dem schönen Thale, dessen Hügel sich bei der Sonnenwärme beleben, gährte Alles auf einmal, die Blumen, Weinreben und die Herzen des rohen, doch empfänglichen Volkes. Aber die Felsen, auf welche der von Diablerets entsprungene Strom stößt, sind kleinere Hemmnisse, als die Vorurtheile und Feindschaften, mit denen Gottes Wort in diesem bevölkerten Thale zu kämpfen hatte.

Der Berner Rath hatte durch einen Erlaß vom 9. März Farel mit der Auslegung der heiligen Schrift zu Aigle und in der Umgegend beauftragt. Aber indem sich der Arm der weltlichen Behörde in die religiösen Angelegenheiten mischte, wurden die Gemüther nur noch mehr erbittert. Die reichen, müßigen

---

1) *Zwingli* Epp. II, 26.

2) Ursinus nannte er sich wahrscheinlich, weil Bern den Bären im Wappen hat.

Pfründner, die armen, rohen Vikare erhoben zuerst ihre Stimme. „Wenn dieser Mann weiter predige, so sei es um die Pfründen und um die Kirche geschehen," sagten sie. [1])

Während dieser Aufregung hielten es der Schöff von Aigle und der Vorsteher der vier Ortschaften, Jakob von Roverea, anstatt den Prediger des Raths zu unterstützen, sehr eifrig mit den Priestern. „Der Kaiser," sagten sie, „werde allen Neuerern den Krieg erklären. Ferdinand erwarte ein gewaltiges Heer aus Spanien." [2]) Als aber Farel festblieb, da legte der über solche Kühnheit erbitterte Schöff dem Ketzer jeglichen Unterricht als Prediger sowohl wie als Schullehrer nieder. Aber Bern ließ bald an alle Kirchthüren der vier Ortschaften einen Erlaß vom 3. Juli anschlagen, in welchem der Rath sein großes Mißfallen darüber bezeugt, daß man den sehr gelehrten Farel an der Verbreitung des göttlichen Worts gehindert habe, und allen Staatsdienern befahl, Gottes Wort öffentlich predigen zu lassen. [3])

Auf diesen neuen Beschluß erfolgte ein Aufruhr. Am 25. Juli versammelten sich große Haufen in Aigle, Bex, Ollon, und in den Ormonds, man schrie: „Kein Gehorsam mehr gegen Bern, nieder mit Farel!" Von Worten ging man bald zu Thaten über. In Aigle rissen die Empörer, vom leidenschaftlichen Syndikus angeführt, das Edikt ab, und wollten schon die Reformirten angreifen, diese schaarten sich um Farel, entschlossen ihn zu vertheidigen, so daß Blutvergießen unvermeidlich schien, wenn nicht der Muth der Anhänger des Evangeliums die Freunde der Priester zurückgeschreckt hätte, worauf man auseinanderging und auch Farel Aigle auf einige Tage verließ.

Inmitten des schönen Lemanthales, an den Hügeln, welche den See beherrschen, erhob sich Lausanne, die Stadt des Bischofs und der heiligen Jungfrau, unter dem Schutze der Herzoge von Savoyen. Pilger von der ganzen Umgegend knieten vor dem dortigen Marienbilde und machten auf dem großen Ablaßmarkte der Kirche reichliche Einkäufe. Dieses Bisthum behauptete,

---

1) Holtinger, Helv. Kirch.-Gesch. III, 364.

2) *Zwingli* Epp. II, 64.

3) Inhibita verbi divini propagatio. Handschr. v. Chouvard.

das ganze Land unter den Füßen des Papstes erhalten zu können. Aber bei dem heillosen Wandel der Domherren und Priester gingen Manchem die Augen auf. Die Priester spielten öffentlich, lachten und fluchten dazu, schlugen sich in den Kirchen, durchzogen Nachts, als Soldaten verkleidet, mit gezogenen Degen trunken die Straßen, schlugen und tödteten sogar einige Male ehrbare Bürger, verführten verheirathete Frauen, schändeten unschuldige Mädchen, machten ihre Wohnungen zu Stätten der Ausschweifung, schickten ihre Kinder auf den Bettel.[1]) So gerade hat uns ein würdiger Prälat des fünfzehnten Jahrhunderts die Geistlichkeit geschildert; „statt die Jugend," sagt er, „durch Wissenschaft und Heiligkeit des Lebenswandels zu bilden, ziehen die Priester Vögel und Hunde auf, anstatt der Bücher haben sie Kinder,[2]) anstatt des Studiums lieben sie ihre Konkubinen, sie setzen sich zu den Säufern in den Schenken und geben sich der Trunksucht hin."

Unter den Theologen, welche den Bischof Sebastian von Montfaucon umgaben, zeichnete sich der feine, gelehrte und an den Umgang mit Gelehrten gewöhnte Natalis Galeot aus[3]), ein Mann aus hohem Stande, der aber dabei sehr eifrig das Fasten und alle Gebote der Kirche befolgte. Farel dachte, wenn dieser Mann für das Evangelium gewonnen werden könnte, so würde das unter seinen Kirchthürmen eingeschlafene Lausanne und das ganze Land mit ihm vielleicht aufwachen; er schrieb also an denselben. „Ach, ach," sagte er, „der Glaube ist nur noch ein Spiel, seitdem Menschen, welche nur an ihren Bauch denken, die Könige der Kirche geworden sind. Das christliche Volk feiert nicht im Abendmahle den Tod des Herrn, sondern lebt, als ob es nur an Merkur, den Gott der Diebe gedächte. Es ahmt nicht Christi Liebe, sondern die Lüste der Venus nach, und scheut sich mehr vor einem elenden Sauhirten, als vor dem allmächtigen Gotte." Farel erhielt keine Antwort, und schrieb noch einmal dringender: „Klopfe an und schreie fort, bestürme die Herren immer eifriger." Abermals keine Antwort. Farel schrieb zum dritten Male,

1) *Ruchat* Hist. de la Ref. de la Suisse I, 35.

2) Pro libris sibi liberos comparant. Trithem. Inst. vitae sacerd. 765.

3) Farel an Galeot. Hdschr. zu Neuenb.

worauf Natalis, der sich vielleicht zu schreiben fürchtete, durch seinen Sekretär eine Antwort voll Schmähungen abschicken ließ. Lausanne war für den Augenblick nicht zu erobern.

Nachdem Farel so mit einem Priester gekämpft, unternahm er dasselbe mit einem Mönche. Ritterthum und Mönchthum waren die beiden Arme der Hierarchie zur Beherrschung des Mittelalters. Das Papstthum hatte nur noch den letzteren, aber bereits sehr geschwächten Arm behalten. Ein berühmter Karthäusermönch [1]) schrieb: „Was ein verstockter Teufel zu thun sich fürchtet, das vollführt ein verdorbener Mönch ohne Scheu.“ Ein Bettelmönch, der sich nicht in Aigle selbst dem Reformator entgegenzustellen wagte, ging nach Noville, einem Dorfe in den Niederungen, welche die Rhone bei ihrem Eintritt in den Genfersee abgesetzt hat. Dort bestieg er die Kanzel und sagte: „Der Teufel spricht durch jenen Prediger, wer ihm zuhört wird verdammt.“ Dann faßte er sich ein Herz und zog die Rhone entlang, bis er ganz demüthig nach Aigle kam, nicht um gegen Farel aufzutreten, dessen mächtige Reden er fürchtete, sondern um für sein Kloster einige Fäßchen des köstlichsten Schweizer Weins zu erbetteln. Kaum hatte er einige Schritte in der Stadt gemacht, als der Prediger ihm begegnete, so daß er gleich zu zittern anfing. „Warum hast Du in Noville gegen mich gesprochen,“ fragte ihn Farel. Der Mönch befürchtete, daß der Streit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, und da er doch dem Reformator Rede stehen wollte, so flüsterte er ihm in's Ohr: „Ich habe gehört, daß Du ein Ketzer bist und das Volk verführst.“ „Beweise es,“ sagte Farel. Da wurde der Mönch unruhig, lief über die Straße, suchte des unbequemen Begleiters los zu werden, drehte sich bald hier, bald da hin, wie Leute, die ein böses Gewissen haben. Einige Bürger traten zusammen und Farel zeigte auf den Mönch mit den Worten: „Seht diesen wackeren Pater, der alle meine Reden für Lügen erklärt hat.“ Der Mönch fing an, von den Opfern der Gläubigen zu reden (er meinte den köstlichen Wein von Yvorne, den er betteln wollte), und beschuldigte Farel, daß dieser sich widersetze. Die Menge wuchs, Farel, der

---

1) Jakob von Jüterbogk de negligentia praelatorum.

jede Gelegenheit, den wahren Glauben zu verkündigen, benützte, rief mit lauter Stimme: „Kein Mensch hat das Recht, einen andern Gottesdienst anzubefehlen, als den, welchen Gott selbst vorgeschrieben hat. Wir sollen seine Gebote unverrückt befolgen, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, und ihm ein gebrochenes und niedergeschlagenes Herz darbringen." Alle Blicke waren auf die beiden handelnden Personen gerichtet, auf den verlegenen Mönch und den feurigen Reformator. Jener war erstaunt, daß man von einem andern Gottesdienst als dem der heiligen römischen Kirche zu reden wage, kam ganz von Sinnen, zitterte, erblaßte und erröthete. Endlich nahm er seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde, trat darauf und schrie: „Ich bin erstaunt, daß die Erde uns nicht verschlingt." 1) Farel wollte antworten, konnte aber nicht, denn der Mönch stand auf seiner Mütze, schrie wie wahnsinnig, stampfte auf den Boden und überschrie den Reformator. Ein Anwesender zog den Mönch am Aermel und rief ihm zu: „Höre doch auch den Prediger an, wie er Dich angehört hat. Der erschrockene Bruder, der sich schon für halb todt hielt, sprang auf und rief aus: „Du bist exkommunizirt und willst Hand an mich legen?" Das ganze Städtchen gerieth in Aufregung, der wüthende und zitternde Bruder, der entschiedene Farel, das verworrene Volk setzten endlich den Magistrat in Bewegung, welcher den Mönch und Farel festnehmen und jeden in einen besondern Thurm sperren ließ. An einem Sonnabend Morgen führte man Farel aus dem Gefängnisse zum Richter im Schlosse, wo sich auch der Mönch befand. Der Prediger nahm das Wort und sagte: „Meine Herren, denen wir Alle, keiner ausgenommen, nach Gottes Gebot gehorchen sollen, dieser Bruder hat behauptet, die Lehre, welche ich predige, sei wider Gott. Er möge das beweisen, oder wenn er's nicht kann, gestattet, daß ich das Volk erbaue." Der Bruder war besänftigt. Das Gericht, der muthige Gegner, die Unhaltbarkeit seiner Sache erschütterte ihn. Er warf sich auf die Kniee und sprach: „Ich bitte Gott und euch meine Herren um Verzeihung; und," gegen Farel gewandt, „was ich gegen Dich, Magister, gepredigt, geschah auf

---

1) Ich entlehne dieses einem handschriftl. Berichte von Farel.

falschen Bericht hin! Du bist ein braver Mann, Deine Lehre ist gut und ich widerrufe." Farel erwiederte: „Lieber Freund, bitte mich nicht um Verzeihung, ich bin ein armer Sünder wie die andern, und vertraue nicht auf mich, sondern auf Jesu Tod." Ein Berner kam dazu, der Mönch drückte Allen die Hände und bat nochmals um Verzeihung. „Bitte den Herrn um Vergebung," sagte Farel. Der Berner fügte hinzu: „Gehe morgen in Farels Predigt, scheint Dir seine Rede Wahrheit, so gestehe es offen, wo nicht, so sage Deine entgegengesetzte Meinung, und versprich mir das in die Hand." Der Mönch that es, die Richter traten ab. „Der Mönch," berichtet Farel, „ging auch fort, ich habe ihn aber nie wieder gesehen, kein Wort noch Eid konnte ihn zurückhalten." So nahm die Reformation in der romanischen Schweiz zu.

Aber dieses eben begonnene Werk wurde bald von heftigen Stürmen bedroht. Römische Agenten waren aus Wallis und Savoyen über die Rhone nach St. Moriz gekommen und wiegelten das Volk zu heftigem Widerstand auf. Es wurden unruhige Volksversammlungen gehalten, man machte gefährliche Projekte, riß von den Kirchthüren die Regierungsanschläge ab; Schaaren von Bürgern durchzogen die Straßen, die Trommel rief sie zum Kampfe gegen den Reformator auf, überall Aufruhr und Empörung. Am 16. Februar hatte Farel nach längerer Abwesenheit die Kanzel wieder bestiegen; papistische Banden versammelten sich an der Kirchthüre, stießen wildes Geschrei aus und zwangen den Prediger, seinen Vortrag aufzugeben.

Da befahl der Berner Rath eine Versammlung der Kirchspiele dieser vier Ortschaften. Bex erklärte sich für die Reform, Aigle war matter, auf den Bergen über Ollon wagten zwar die Männer keine Mißhandlung Farels, schickten aber ihre Weiber ab, welche ihn mit Wäscherklöppeln angriffen. Den eifrigsten Widerstand leistete aber die Gemeinde Ormonds am Fuße der Gletscher, wo eines Tages Claudius (von Glutinis wahrscheinlich), der Gehilfe Farels, muthig predigte, als er auf einmal vom Glockengeläute gestört wurde. Jakob Camralis, der damals dort war, berichtet, Satan habe durch seine Diener die Zuhörer verwirrt. Ein andermal hatten eifrige Reformirte die

Baalsaltäre, wie man damals sprach, zerstört, da blies der böse Geist in die am Berge zerstreut liegenden Hütten, so daß die Hirten wie Wüthende herbeistürzten und über die Reformirten und ihre Lehrer herfielen. „Wo wir sie nur finden, diese Tempelschänder, da wollen wir sie aufhängen, köpfen, verbrennen und ihre Asche in die Grand-Eau werfen!" schrieen die Bergbewohner mit der Wuth des Windes, der in jenen Hochthälern mit einer Heftigkeit weht, von welcher man in der Ebene keinen Begriff hat.

Zu den anderen Schwierigkeiten, die Farel zu bestehen hatte, gehörte auch, daß seine Gefährten nicht insgesammt makellos waren. Ein ehemaliger Pariser Mönch, Christoph Ballista, hatte an Zwingli geschrieben: „Ich bin nichts als ein Gallier, ein Barbar, doch findest Du in mir einen Mann rein wie Schnee, ohne Schminke und offenherzig." [1]) Zwingli schickte ihn zu Farel, der dringend um Arbeiter gebeten hatte, Anfangs gefiel auch die schöne Sprache des Parisers dem Volke, aber bald merkte man, daß man sich vor den des Papstthums überdrüssigen Priestern und Mönchen hüten mußte. Farel schreibt über ihn: „Auferzogen im Müßiggange des Klosters, ein fauler Bauch, konnte Ballista sich nicht an die Mäßigkeit und die Anstrengungen der Evangelisten gewöhnen, sondern sehnte sich bald wieder nach seiner Kapuze zurück." Als er sah, daß man ihm nicht ganz traue, gerieth er in Wuth und brach in Schmähungen aus. So endigten seine Arbeiten; dennoch verlor Farel den Muth nicht, sondern dieser wuchs mit den Schwierigkeiten. Er schrieb: „Wir wollen überallhin das Wort bringen, das gebildete Frankreich muß aus Eifersucht gegen dieses barbarische Volk doch endlich zur Frömmigkeit sich neigen. Es soll an Christi Leib keine Finger, Hände, Füße, Augen, Ohren, Arme geben, die getrennt wirken, sondern ein einziges, ungetheiltes Herz, und die Verschiedenheit in untergeordneten Dingen soll das Lebensprinzip nicht in verschiedene Theile trennen, sondern es als einiges, untheilbares lassen. Man tritt die Weiden der Kirche nieder, trübt ihr Wasser. Wir wollen Eintracht und Frieden suchen! Die Liebe ist der stärkste Sturm-

1) *Zwingli* Epp. II, 205.

bock, mit dem wir die stolzen Mauern, die materiellen Elemente, in die man uns einsperren will, niederreißen." [1]) So schrieb der Reformator, welcher am meisten Ungestüm hatte. Diese Worte Farels sind drei Jahrhunderte lang in der Stadt, wo er starb, aufbewahrt worden, und zeigen die innere Beschaffenheit der großen Revolution des sechszehnten Jahrhunderts deutlicher als die dreisten Behauptungen seiner spätern papistischen Ausleger. Die christliche Union fand so von vornherein einen feurigen Apostel. Das neunzehnte Jahrhundert ist berufen, das Werk wieder aufzunehmen, welches das sechszehnte nicht vollenden konnte.

2.

Ein Militärstaat. — Berns Unschlüssigkeit. — Bern schließt sich an Zürich an. — Zwingli's Signal. — Die Wiedertäufer zu Bern. — Das Volk entscheidet sich für die Freiheit. — Kampf. — Disputation. — Die Waldstädte protestiren. — Die Bischöfe protestiren. — Die Kirche entscheidet über Streitfragen. — Zwingli will zu Hilfe kommen. — Evangelische Karawane. — Die Franziskanerkirche. — Eröffnung der Conferenzen. — Einheit. — Ein Priester wird am Altare bekehrt. — Fest des heiligen Vincenz. — Letztes Magnifikat. — Die Metzger. — Ende. — Zerstörung der Altäre. — Trauer der Papisten. — Abschiedspredigt Zwingli's. — Amnestie. — Zwingli's Triumph. — Reformedikt. — Die falschen Alliirten der Reformation.

Unter allen Schweizer Kantonen schien Bern die geringste Neigung für die Reformation zu haben. Ein Militärstaat kann nur für eine äußerliche, disciplinirte Religion eifrig seyn, da er immer eine sichtbare, tastbare, nach Belieben zu handhabende Kirchenverfassung haben muß. Er fürchtet die Neuerungen und die freie Bewegung des Wortes Gottes, er liebt die Form, nicht das Leben. Das zeigt Napoleon, der durch das Concordat die Religion in Frankreich wiederherstellte. So war es auch in Bern, die Regierung dachte nur an politische Interessen, und obschon sie sich um die päpstliche Macht nicht viel kümmerte, so mochte sie noch weniger einen Reformator, wie Zwingli, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten sehen. Das Volk hatte Butter

---

1) Farel an Bucer vom 10. Mai 1527. Ich habe die meisten Aeußerungen Farels Neuenburger Handschriften entnommen.

von den Kühen, sammt dem Fette von den Lämmern (5 Mos. 32, 14.) und war ganz auf den engen Kreis seiner materiellen Bedürfnisse beschränkt. Weder die Häupter noch die Untergebenen wollten etwas von religiösen Fragen wissen.

Die in Sachen der Theologie unerfahrene Berner Regierung hatte durch ihr Edikt von 1523 den Fortschritt der Reform hemmen wollen, als sie aber ihr Versehen erkannte, näherte sie sich den altgläubigen Kantonen, und indeß die Volkspartei, aus welcher der große Rath sich erneuerte, der Reformation huldigte, hielten sich die meisten Patricierfamilien, welche den kleinen Rath bildeten, und die sich in ihrer Macht bedroht glaubten, an die alte Ordnung. Daraus entstand allgemeines Unbehagen, aber kein heftiger Streit. „Plötzliche Regungen, wiederholte Stöße zeigten von Zeit zu Zeit, daß unverträgliche Stoffe im Volke gähren, es war ein dumpfes Erdbeben, welches die Oberfläche hob, doch keine Risse zeigte, und bald wurde alles wieder scheinbar ruhig." [1]) Bern, das immer in der Politik so fest dastand, schwankte in Glaubenssachen hin und her, und wollte weder papistisch noch reformirt seyn. Der neue Glaube siegte, sobald er nur Zeit gewann.

Die Maaßregel, welche man gebrauchte, um Bern von der Reformation abzuhalten, führte dieselbe gerade herbei. Die fünf Urkantone wollten ihre Vormundschaft über ihre Eidgenossen so hochmüthig ausüben, die geheimen Conferenzen wurden so oft ohne Berns Zuziehung gehalten, die Drohungen, unmittelbar auf das Volk zu wirken, nahmen so sehr zu, daß die Berner Oligarchen sich gekränkt fühlten. Der Luzerner Karmeliter, Thomas Murner, ein grober Mensch, der auf das Volk Eindruck machte, aber gebildeten Geistern zum Ekel war, trug noch mehr dazu bei. Er war wüthend gegen den Züricher Kalender, aus welchem man die Namen der Heiligen weggelassen hatte, und schrieb dagegen einen Almanach der Ketzer und Kirchenräuber, voll von Verhöhnungen und Schmähungen, mit den Bildern der Reformatoren und ihrer Anhänger, theilweise sehr geachteter Berner, und von

1) Hundeshagen, Konflikte der bernischen Kirche, 19.

den rohesten Aufschriften begleitet.[1]) Zürich und Bern forderten Genugthuung, und beide Staaten näherten sich immer mehr.

In Bern zeigte sich diese Aenderung bald, indem die Wahlen im Jahr 1527 viele Reformfreunde in den großen Rath brachten. Alsbald nahm diese Körperschaft wieder das Recht der Ernennung des kleinen Raths in Anspruch, welches sich die Bannerherren und die Sechszehner seit zwanzig Jahren angemaßt hatten, setzte Mitglieder der evangelischen Majorität an die Stelle der entschiedenen Anhänger der römischen Hierarchie, wie Caspar's von Mülinen, Sebastian's vom Stein und anderer.[2]) Die Verbindung von Kirche und Staat, welche die Fortschritte der schweizer Reformation bis dahin gehemmt hatte, beschleunigte sie von jetzt an. Haller war nicht der einzige Berner Reformator. Kolb hatte die Nürnberger Karthause verlassen und hatte sich seinen Landsleuten mit der Bitte vorgestellt, Jesum Christum unentgeldlich verkündigen zu dürfen. Von der Last der Jahre gekrümmt und das Haupt von weißen Haaren geziert, war Kolb jung am Geist, voll Feuer und unerschütterlichen Muthes, der freudig vor den Mächtigsten der Nation das Evangelium, das ihn gerettet, verkündigte. Der kaum fünfunddreißigjährige Haller dagegen sprach weit gemessener und nahm unerhörte Rücksichten. Der Greis hatte die Rolle des jungen Mannes und dieser die Rolle des Greisen übernommen.

Zwingli, dem nichts entging, erkannte, daß für Bern die rechte Stunde geschlagen habe und gab das Zeichen. Er schrieb an Haller: „Die Taube, welche den Stand des Wassers untersuchen sollte, kam mit einem Oelzweige zurück, Du gehe aus als zweiter Noah und nimm Besitz vom Lande. Eile, dränge, wirf Haken des göttlichen Worts in die Herzen der Menschen, daß sie sich nicht mehr losmachen können."[3]) Und an Thomas von Hofen: „Die Bären haben ihre Klauen ausgestreckt. Mögen sie erst alle Feinde Christi zerreißen, ehe sie dieselben wieder einziehen!"

---

1) Oekolampadius an Zwingli. *Zwingli* Epp. II, 26.

2) *Zwingli* Epp. II, 49.

3) *Zwingli* Epp. II, 10.

Haller und seine Freunde waren bereit, diesem Aufruf Folge zu leisten, als sich die Sache verwickelte. Wiedertäufer, überall die Radikalen, waren im April 1527 nach Bern gekommen und machten das Volk „wegen der noch bestehenden Götzenbilder" von der evangelischen Predigt abwendig. Haller besprach sich vergeblich mit ihnen. „Wir haben," schreibt er, „die Gefahr unsrer Stadt und des ganzen Christenthums bedacht, wenn diese Furien sich einschleichen." Aber ohne das Eindringen hierarchischer oder radikaler Sekten tritt keine Erweckung der Kirche ein. Haller blieb trotz seiner Besorgniß sehr nachsichtig. „Der Magistrat," sagte er, „will sie fortjagen, aber wir haben es nur mit ihren Irrthümern, nicht mit Personen zu schaffen, wir müssen Alles mit dem Schwerte des Geistes widerlegen." [1]) Die Reformatoren hatten diesen Grundsatz nicht vom Papstthum gelernt; ja man hielt sogar eine öffentliche Disputation, auf welche hin sich sechs Wiedertäufer für überwunden erklärten und zwei aus dem Lande verwiesen wurden.

Der entscheidende Augenblick rückte heran. Die beiden Großmächte des Jahrhunderts, Evangelium und Papstthum, waren gleich sehr thätig, der Berner Rath mußte sich entscheiden. Die Urkantone nahmen eine immer drohendere Stellung ein, und ließen verlauten, Oesterreich werde bald wieder in der Schweiz erscheinen, um sie Rom zu unterwerfen. Andererseits machte das Evangelium immer größere Fortschritte in der Eidgenossenschaft. Wer sollte den Sieg davontragen, österreichische Lanzen oder das Wort Jesu Christi? Die Berner Räthe beschlossen sich nach der Mehrzahl zu richten. Vox populi vox Dei. Doch wollten sie keine Neuerungen von Seiten der Einzelnen, es sollte allgemeine Einwilligung dazu gehören.

Die Berner Regierung hatte die Wahl zwischen zwei Erlassen aus ihrer Kanzlei, dem von 1523 zu Gunsten der freien Predigt des Evangelii, oder dem von 1526 zu Gunsten der Sakramente, der Heiligen, der Mutter Gottes und der Kirchenausschmückung. Die Staatsboten durchzogen die Gemeinden, welche allenthalben ihre Stimmen gegen ein die Freiheit beschränkendes Gesetz ab-

1) Haller in *Zwingli* Epp. II, 49.

gaben, und die von der Nation unterstützten Räthe beschlossen, Gottes Wort solle frei und öffentlich verkündigt werden, selbst wenn es den Menschensatzungen entgegen laute. So siegten Evangelium und Volk über Oligarchie und Priester. Nun begann ein neues Leben im Kanton, und in jeder Gemeinde regten sich evangelische Unterhaltungen. Die Bauern disputirten mit Priestern und Mönchen und beriefen sich dabei auf die heilige Schrift. „Wenn es vom Rathe den Geistlichen gestattet ist, frei zu predigen," sagten sie, „so müssen auch die Zuhörer frei handeln dürfen." Die Räthe waren erschrocken über ihre eigene Kühnheit und geboten Frieden, aber die Einwohner vom Emmenthal erklärten freimüthig, „sie könnten die Messe schon missen,[1] und wollten bloß Pastor und Bibel behalten." Nun erhoben die Päpstler ein lautes Geschrei. „Ihr Buben, ihr Ketzer, ihr Frechen!" rief Bannerherr Küttler den Emmenthalern zu, welche ihn aber zur Abbitte zwangen. Der Ammann von Trechselwald war klüger, da er sah, daß das Volk in Rudersweil das Wort Gottes, welches ein frommer Prediger verkündete, willig annahm, unterbrach er die Predigt mit Pfeifen und Trompeten, und lockte die Mädchen aus der Kirche heraus zum Tanze. Aber das alles konnte der Reformation keinen Abbruch thun. Sechs Zünfte (Schuhmacher, Weber, Kaufleute, Bäcker, Steinmetzen und Schreiner) hoben in den ihnen gehörigen Klöstern und Kirchen die Messen, Anniversarien, Patronate und Präbenden auf. Drei andere (Gerber, Schmiede und Schneider) wollten dasselbe thun, sieben schwankten, nur die Metzger waren entschiedene Papisten. Die Mehrzahl der Stadtbürger war also für das Evangelium, mehrere Gemeinden auf dem Lande thaten dasselbe, und ihr großer Feind, der Richter von Erlach, vermochte den Strom nicht mehr aufzuhalten. Indessen machte man doch noch einen Versuch und gab den Schöffen auf, die Ausschweifungen der Mönche und Nonnen zu überwachen, und entfernte alle übelberüchtigten Frauenzimmer aus den Klöstern. Doch die Reformation wollte nicht allein diese Mißbräuche, sondern die Institutionen und das Papstthum selbst, auf dem sie beruhten, stürzen. Man hielt es

---

1) *Zwingli* Epp. II, 104: Missamque missam fecisse.

demnach für rathsam, die bernische Geistlichkeit (wie die von Zürich früher) zu berufen, damit man beide Lehren in feierlicher Besprechung verhandle. Demgemäß sollte die Entscheidung ausfallen.

Am Sonntag nach Martini beschlossen Rath und Bürgerschaft einstimmig, es solle am Anfang des nächsten Jahres eine Disputation stattfinden. Endlich sollte sich Gottes und seines Wortes Ehre zeigen. Berner und Fremde, Priester und Laien waren brieflich oder durch gedruckte Zettel eingeladen, um an den Debatten über die Streitfragen Theil zu nehmen, aber blos mit der Schrift, ohne Auslegungen der Alten und ohne Spitzfindigkeiten und Schmähreden.[1]) Auf diese Weise hoffte man alle Mitglieder der alten Schweizer Eidgenossenschaft zur Glaubenseinheit bringen zu können. Innerhalb der Mauern von Bern sollte diese für das Loos der Schweiz entscheidende Schlacht geliefert werden, denn Bern mußte auf den größten Theil der Eidgenossen bedeutenden Einfluß haben.

Die fünf Urkantone traten gleich in Luzern zusammen, Freiburg, Glarus, Solothurn schlossen sich ihnen an. Im Buchstaben und Geiste des Bundesvertrags lag nichts, was die Glaubensfreiheit beschränken konnte. Zürich sagte, jeder Staat könne nach Belieben seine Lehre wählen; die Waldstädte dagegen meinten, man müsse den Kantonen diese Unabhängigkeit nehmen, die Mehrzahl des Bundes und der Papst hätten zu entscheiden. Sie protestirten im Namen der Eidgenossenschaft gegen eine Disputation, und schrieben nach Bern: „Eure Prediger sind in Baden durch den Glanz der Wahrheit zu Schanden geworden, und möchten sich durch diese abermalige Disputation das Gesicht schminken, aber wir bitten Euch, von einem unseren alten Bündnissen so zuwiderlaufenden Vorhaben abzustehen.“ Bern antwortete: „Nicht wir haben diese Verträge verletzt, sondern Eure hochmüthige Erklärung thut es. Wir wollen von Gottes heiligem Wort nicht ablassen.“ Die römischen Kantone verweigerten allen nach Bern Reisenden das sichere Geleit, was schlimme Absichten vermuthen ließ. Die vier schweizer Bischöfe von Lausanne, Konstanz,

---

1) Haller an Zwingli, 19. Nov. 1527. Epp. II, 113.

Basel und Sitten wurden eingeladen, wenn sie nicht ihre Vorrechte im Kanton Bern verlieren wollten, die Konferenz zu besuchen, aber sie antworteten, sie hätten nichts damit zu schaffen, weil es sich um eine Besprechung nach der Schrift handle. Es vergaßen diese Priester die Worte eines der ausgezeichnetsten römischen Lehrer des fünfzehnten Jahrhunderts: „In göttlichen Dingen soll der Mensch, unabhängig von Menschen, allein von Gott abhängen." [1])

Die römischen Doktoren machten es wie die Bischöfe. Eck, Murner, Cochläus und Andere wiederholten immer: „Wir haben Briefe von dem aussätzigen, verdammten Ketzer Zwingli erhalten. [2]) Man will die Bibel zum Schiedsrichter machen, aber kann die Bibel ihre Stimme gegen die erheben, so ihr Gewalt anthun? Wir gehen nicht nach Bern, schleppen uns nicht in ferne dunkle Winkel, schlagen uns nicht in der düstern Höhle, in dieser Ketzerschule. Laßt diese Bösewichter herauskommen und auf offenem Felde mit uns kämpfen, wenn sie, wie sie behaupten, die Bibel für sich haben." Der Kaiser befahl einen Aufschub der Disputation, aber der Berner Rath erwiederte am Tage der Eröffnung desselben, es sei schon Alles versammelt und Aufschub deßhalb unmöglich.

Trotz der Doktoren und Bischöfe trat die helvetische Kirche zusammen, um über Lehren zu entscheiden. Hatte sie das Recht dazu? Sie hatte es nicht, wenn, wie Rom behauptet, Priester und Bischöfe als mystisches Band zwischen der Kirche und dem Herrn eingesetzt sind. Sie hatte es, wenn sie, wie es in der Bibel steht, nur aufgestellt sind, um dem Gesetze zu genügen, kraft dessen jegliche Gesellschaft Häupter, welche sie lenken, haben muß. Die Schweizer Reformatoren waren darüber nicht im Zweifel, sondern sie dachten, die Gnade, welche den Prediger macht, komme vom Herrn, die Kirche prüft diese Gnade, setzt sie fest, verkündigt sie durch ihre Aeltesten und kann in jeder Glaubenshandlung vom Prediger an Gottes Wort appelliren. „Prüfet die Geister, prüfet Alles," heißt es für die Gläubigen.

---

1) *Joh. Goch*, dialog. de quatuor erroribus 237.

2) Eck an Zell. in *Zwingli* Epp. II, 126.

Die Kirche richtet über die Zwistigkeiten, das ist ihre Aufgabe, die sie niemals versäumen soll, und welche sie auch auf der Berner Disputation lösen sollte.

Der Kampf war scheinbar ungleich, der römischen Hierarchie gegenüber, einem Kolosse, der mehrere Jahrhunderte lang gewachsen war, stand eigentlich nur ein schwacher, furchtsamer Mann, der bescheidene Berthold Haller. Er sagte erschrocken zu seinen Freunden: „Ich kann das Schwert der Rede nicht führen; reicht mir eure Hand, sonst ist Alles verloren." Dann warf er sich dem Herrn zu Füßen und erhob sich neugestärkt, indem er ausrief: „Der Glaube an den Herrn ermuthigt mich so, daß ich nichts fürchte."[1]) Jedoch konnte er nicht allein bleiben, sondern Alle blickten auf Zwingli. Oekolampadius schrieb an Haller: „In Baden habe ich gebadet, in Bern soll Zwingli den Bärentanz führen."[2]) Haller schrieb an Zwingli: „Wir sind zwischen Hammer und Amboß, wir halten den Wolf an den Ohren, wissen aber nicht, wie uns desselben entledigen. Die Häuser der Watteswyl, Noll, Tremp, Berthold stehen uns offen. Komm, und leite du selbst die Ausführung!

Zwingli zauderte auch nicht, sondern bat den Züricher Rath um Erlaubniß, nach Bern reisen zu dürfen, um zu beweisen, daß seine Lehre gottesfürchtig und nicht gotteslästerlich, und wohl im Stande sei, Eintracht zu stiften, aber nicht Verwirrung und Uneinigkeit zu verbreiten.[3]) Zu gleicher Zeit als Haller Zwingli's Ankunft erfuhr, schrieb ihm Oekolampadius: „Ich bin bereit, wenn's Noth thut, mein Leben aufzuopfern. Wir wollen das neue Jahr dadurch einweihen, daß wir uns zu Ehren Jesu Christi umarmen." — „Solche Männer schickt der Herr meiner Schwachheit," antwortete Haller, „um mir bei diesem schweren Kampfe beizustehen."

Man mußte vorsichtig zu Werke gehen, da man die Leidenschaftlichkeit der Oligarchen und der fünf Kantone kannte. Die Doktoren von Glarus, Schaffhausen, St. Gallen, Konstanz, Ulm, Lindau, Augsburg versammelten sich in Zürich, um mit

1) *Zwingli* Epp. II, 120.
2) Das Wappen von Bern.
3) Anspielung auf die Disputation von Baden.

Zwingli, Pellican, Collin, Megander (Großmann), Schmidt, Bullinger und vielen Landgeistlichen zu ziehen. Die Pensionsanhänger sagten, wenn dieses Wild das Land durchziehe, müsse man es jagen, todtschlagen oder einsperren.

Dreihundert Männer aus Zürich und der Bannmeile legten Küraße an und ergriffen ihre Büchsen, aber damit der Zug der Doktoren kein kriegerisches Aussehen erhalte, nahm man keine Fahnen, noch Trommeln, noch Pfeifen, und nur der Stadttrompeter ritt als bürgerlicher Beamter an der Spitze dieser Karavane, die an einem Donnerstage, den 2. Januar 1528, auszog. Zwingli war voll Muths. „Ehre sei Gott! Meine Freudigkeit wächst bei diesem Treffen!" war seine Aeußerung. Der Bürgermeister Rust, der Stadtschreiber Mangoldt, die Magister Funck und Jäckli, als Abgesandte des Raths, ritten neben ihm. Am 9. trafen sie in Bern ein, nachdem sie nur ein oder zwei Male unbedeutende Störungen gehabt hatten.

Die Franziskanerkirche, welche der Stadtbaumeister Tillmann nach einem von Zwingli geschickten Plane eingerichtet hatte, sollte der Ort der Disputation werden. Es war eine große Estrade angebracht, auf welcher zwei Tische für die Häupter der beiden Parteien standen. Unter den Evangelischen sah man außer Haller, Zwingli und Oekolampadius mehrere berühmte ausländische Reformationshelden, wie Bucer, Capito und Ambrosius Blarer. Bei den Päpstlern sollte Doktor Treger aus Freiburg, der sehr geehrt war, besonders hervortreten. Die bedeutendsten römischen Doktoren blieben indessen aus, theils aus Furcht, theils aus Geringschätzung.

Das Erste, was man that, war, daß man die Regeln der Disputation festsetzte. „Es sollte kein Beweis, der nicht aus der heiligen Schrift genommen sei, beigebracht, und die Schrift aus der Schrift ausgelegt werden, indem man die dunkeln Stellen durch die deutlichen erklären müsse. Einer der Sekretäre rief mit lauter Stimme den Bischof von Konstanz auf, aber vergeblich, denn weder er noch seine Kollegen von Sitten, Basel und Lausanne waren an diesem Tage erschienen, weder in Person, noch durch Abgeordnete vertreten, denn wo Gottes Wort herrschen sollte, blieb die römische Hierarchie aus, weil diese beiden Mächte

sich nicht zusammen vertragen. Dreihundert und fünfzig schweizer und deutsche Geistliche waren zugegen.

Am 7. Januar 1528, einem Dienstage, eröffnete der Bürgermeister Vadianus, einer der Präsidenten, die Verhandlungen. Nach ihm erhob sich der alte Kolb und sprach: „Gott bewegt jetzt die ganze Welt, demüthigen wir uns also vor ihm;" worauf er ein allgemeines Sündenbekenntniß sprach; sodann wurde die erste These verlesen. Sie lautete:

Die heilige christliche Kirche, deren alleiniges Oberhaupt Christus, ist aus dem Worte Gottes entstanden, wohnt in ihm, hört auf keine fremde Stimme.

Alexis Grat, ein Dominikaner: Das Wort alleinig steht nicht in der Schrift. Christus hat einen Stellvertreter auf Erden gelassen.

Haller: Der Stellvertreter, den er zurückgelassen hat, ist der heilige Geist.

Treger: Dahin seid ihr seit zehn Jahren gekommen! Der ist ein Lutheraner, jener ein Zwinglianer, der ein Karlstädter, jener ein Oekolampadist, der Fünfte ein Wiedertäufer.

Bucer: Wer Jesum als alleinigen Heiland predigt, der ist unser Bruder. Luther, Zwingli, Oekolampadius wollen nicht, daß die Gläubigen sich nach ihnen benennen. Rühmt aber auch nicht eure nur äußerliche Einheit. Als der Antichrist die Welt beherrscht hat, im Osten durch den Türken, im Westen durch den Papst, hat er die Völker in der Einheit des Irrthums zu erhalten gewußt. Gott gestattet die Spaltungen, damit die Seinigen nicht auf die Menschen, sondern auf das Zeugniß des Worts und die Bekräftigung des heiligen Geistes in den Herzen achten lernen. Darum, fromme Christen, zur Schrift, zur Schrift! Berner Kirche, halte fest an dem, welcher gesagt hat: Kommt zu mir, und nicht: geht zu meinem Stellvertreter!

Man disputirte ferner über die Tradition, Christi Verdienst, Transsubstantiation, Messe, Anrufung der Heiligen, Fegefeuer, Bilder, Cölibat, Ausschweifungen des Klerus. Rom fand wieder Vertheidiger, wie unter Andern Murer, Pfarrer von Rapperschwyl, welcher sagte: wenn man die beiden Berner Prediger verbrennen will, so bin ich bereit, sie auf's Schaffott zu tragen.

Am 19. Januar, einem Sonntage, sprach man gegen die Messe. Zwingli, der auch auf das Volk wirken wollte, betrat die Kanzel, las das apostolische Symbolum ab und nach den Worten: „Aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten," sprach er: „Diese drei Glaubensartikel sind im Widerspruche mit der Messe." Die Aufmerksamkeit der Zuhörer verdoppelte sich, ein Priester in seinem Priestergewand, der gerade das Meßopfer zu feiern bereit war, hielt inne, von Zwingli's Worten betroffen. An dem steinernen Tische stehend, auf welchem der Kelch und der Leib des Herrn waren, den Blick unverwandt auf den Reformator gerichtet, dessen Worte das Volk durchzuckten, vom heftigsten inneren Kampfe erfaßt, wurde er von der Wahrheit überzeugt und beschloß tiefbewegt, Alles ihr zu opfern. Vor der ganzen Versammlung warf er seine Priestergewänder ab und rief aus: „Wenn die Messe keine festere Grundlage hat, so kann ich sie nicht mehr feiern!" „Deß lachet männiglich und war durch die ganze Stadt kund," sagt Bullinger,[1]) und man sah darin ein bedeutendes Wahrzeichen, Rom hat alles gewonnen, wenn die Messe bleibt, Rom hat alles verloren, wenn die Messe fällt, die Messe ist das Schöpfungsprinzip des päpstlichen Systems.

Drei Tage später, am 22. Januar, war das Fest des heiligen Vincenz, Schutzpatrons der Stadt. Die Disputation, welche am Sonntage nicht unterbrochen worden war, wurde an diesem Tage ausgesetzt, und die Domherren fragten beim Rathe um ihr Verhalten an. Der Rath meinte, wer an der Lehre der Thesen festhalte, solle keine Messe lesen, die Andern könnten es nach wie vor thun.[2]) Man rüstete sich somit auf die gewöhnlichen Festlichkeiten: schon am Vorabende läuteten alle Glocken, am Morgen zündeten die Sacristane die Kerzen an, Weihrauch brannte im Tempel, aber es erschien kein Mensch, kein Priester, Messe

1) Bullinger Chron. I, 436.

2) Bullinger sagt, der Rath habe die Messe ganz verboten, aber dieser konnte es schwerlich vor dem Ende der Disputation; ich folge den Zeitgenossen und offiziellen Akten, z. B. Stettler Chron. a. 1528. II, 6.

zu lesen, kein Gläubiger, sie zu hören. Schon war im römischen Heiligthume tiefes Stillschweigen eingetreten, wie auf einem Gottesacker, wo nur Todtengebeine ruhen.

Abends pflegten die Domherren die Vesper mit großem Pomp zu singen; der Organist fehlte nicht, aber Niemand sonst kam. Der arme Mensch sah mit Betrübniß, wie der Kultus hinsank, von welchem er lebte, und spielte, anstatt des herrlichen Magnifikat, das Trauerlied: „Unglücklicher Judas, was hast du gethan, daß du den Herrn verrathen?" Mit diesen traurigen Abschiedsworten verließ er die Kirche. Gleich darauf stürzten aufgeregte Menschen in dieselbe, zerschlugen die schöne Orgel, die in ihren Augen Mitschuldige von so vielen abergläubischen Ceremonien war: keine Orgel, keine Messe, kein Lied mehr. Ein neues Abendmahl, neue Gebräuche sollten die päpstlichen ersetzen.

Am andern Tage herrschte dasselbe Stillschweigen. Aber auf einmal vernahm man die lauten Stimmen einer Schaar von Männern, welche herbeizog, es war die Innung der Metzger, die für Rom auftreten wollte. Sie trugen Zweige und kleine Tannen mit, um die Kapelle auszuschmücken, und in ihrer Mitte befand sich ein auswärtiger Priester mit einigen armen Schülern. Der Priester las Messe, der Kindergesang ersetzte die Orgel, die Fleischerzunft zog triumphirend nach Hause.

Die Disputation ging zu Ende, nachdem man eifrig gestritten hatte. Burgauer, Pfarrer von St. Gallen, hatte die wirkliche Gegenwart in der Hostie vertheidigt, aber am 19. Januar erklärte er, durch Zwingli, Oekolampadius und Bucer eines Andern belehrt zu seyn, was auch Mathias aus Sängen gethan hatte. Farel und ein Pariser Doktor hatten hierauf noch eine lateinische Besprechung mit einander; letzterer hatte nämlich behauptet, die Christen müßten dem Teufel gehorchen,[1]) weil Matth. 5, 25 geschrieben stehe: Sei willfertig deinem Widersacher; der Widersacher sei aber der Teufel. Um wie viel mehr müsse man nun der Kirche gehorchen! Dieser seltsame Schluß wurde herzlich belacht. Eine Disputation mit den Wiedertäufern schloß das Ganze.

---

1) Hottinger III, 405.

Beide Räthe verfügten sodann die Abschaffung der Messe: ein Jeder könne von den Altären die von ihm gestifteten Zierrathen zurücknehmen. Fünfundzwanzig Altäre und sehr viele Bilder wurden ohne Unordnung und Blutvergießen im Dome zerstört, und die Kinder sangen, wie Luther uns berichtet, auf den Straßen, sie seien vom gebackenen Gotte befreit.[1]) Als die Anhänger des Papstthums eines ihrer Heiligthümer nach dem andern fallen sahen, ging es ihnen tief zu Herzen. „Wer den Altar der Metzgerzunft wegnimmt," sagte Johann Schneider, „dem will ich das Leben nehmen." Peter Thormann verglich die ihrer Zierrathen beraubte Kirche mit einem Stalle. Wenn die Oberländer kämen, könnten sie ihr Vieh dort unterbringen. Johann Zehender, Mitglied des großen Raths, wollte seine Verachtung gegen eine solche Kirche kundthun, und ritt auf seinem Esel ein, wobei er die Reform mit Schmähungen überhäufte. Als ein Berner zu ihm sagte: „Die Bilder sind nach Gottes Willen weggenommen," antwortete Zehender: „sage lieber nach des Teufels Willen. Hast du von Gott selbst gehört, was sein Wille sei?" Er wurde mit 20 Livres Geldbuße belegt und aus dem Rathe gestoßen.[2]) O Zeiten, o Sitten! klagten die Römisch-gesinnten. O schmähliche Nachlässigkeit! Wie leicht hätte man ein solches Unheil verhüten können! Hätten sich nur unsere Bischöfe mehr mit der Wissenschaft als mit ihren Dirnen befassen wollen![3])

Die Reform that noth. Als im 4. Jahrhundert auf die Verfolgung die Gunst der Fürsten gefolgt war, da hatte sich eine Menge von Heiden in die Kirche gestürzt, und das Heidenthum mit seinen Bildern, Halbgöttern, Statuen hereingebracht, und eine Art griechischer, asiatischer und besonders egyptischer Mysterien war in den christlichen Bethäusern an die Stelle von Gottes Wort getreten. Im 16. Jahrhundert kam dieses zurück und es mußte eine Reinigung eintreten, die aber ohne schmerzlichen Riß nicht erfolgen konnte.

Die Abreise der Fremden rückte heran. Am 28. Januar,

---

1) Luth. Briefe III, 290.
2) *Tillier*, Hist. de Berne III, 257.
3) Münster aus Solothurn bei *Ruchat* I, 576.

dem Tage, nach welchem man Bilder und Altäre zerstört hatte, deren Trümmer noch im Vorhofe über einander lagen, ging Zwingli durch diese beredten Ruinen, und bestieg noch einmal vor einer ungeheuren Menschenmenge die Kanzel. Tief bewegt blickte er auf die Ueberreste und auf das Volk, und sprach: „Die Wahrheit hat den Sieg errungen, aber diesen vollenden kann allein die Beharrlichkeit. Christus hat bis zum Tode ausgeharrt. Durch Geduld überwindet man das Geschick. Nach der Niederlage bei Cannä trat Cornelius Scipio mit gezogenem Schwerte in den Rathssaal und zwang die erschrockenen Oberhäupter zum Schwur, Rom nicht aufzugeben. Bürger von Bern, ich richte dieselbe Bitte an Euch, verlaßt Jesum Christum nicht. (Dieses Treffwort Zwingli's machte gewaltigen Eindruck.) Und zu den Trümmern gewandt, fuhr er fort: „Da seht ihr sie liegen, die Götzenbilder, sie sind besiegt, stumm, zerschlagen vor euren Augen. Werft diese Leichen dem Hochgerichte hin, und das Gold, das ihr bisher für diese thörichten Bilder ausgegeben, sei von nun an zur Unterstützung der lebendigen Ebenbilder Gottes gebraucht. Schwächlinge ihr, die ihr über diesen traurigen Götzen Thränen vergießt, seht ihr nicht, daß sie sich zerschlagen lassen, höret ihr sie nicht brechen, wie anderes Holz und andere Steine? Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm (er wies dabei mit dem Finger auf sie und das ganze Volk blickte hin), hättet ihr das thun können, wenn es den Heiligen im Himmel wehe gethan hätte, oder wenn sie so viel Macht besäßen, als man ihnen zuschreibt? So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen (Gal. 5, 1.) Fürchtet nichts, denn der Gott, der euch erleuchtet hat, wird auch eure Bundesgenossen erleuchten, und die durch das Evangelium wiedergeborene Schweiz wird in Gerechtigkeit und Frieden blühen!"

Zwingli's Worte waren nicht vergeblich, und Gottes Barmherzigkeit erweckte die der Menschen. Aufrührer, die man zum Tode verurtheilt hatte, wurden begnadigt, die Verbannten zurückberufen. „Wir hätten das gethan," sagte der Rath, „wenn ein großer Fürst uns besucht hätte. Nun, da der König aller Könige, der Heiland unsrer Seelen bei uns eingezogen ist und

ewige Vergebung mitgebracht hat, sollten wir es jetzt unterlassen?" [1])

Die römischen Kantone waren über den Ausgang der Disputation entrüstet und suchten die Rückreise der Doktoren zu gefährden. Als sie vor Bremgarten ankamen, fanden sie die Thore verschlossen, der Schöffe Schütz aber, der die Reformatoren mit 200 Reisigen begleitete, stellte zwei Hellebardiere vor, zwei neben und eben so viele hinter Zwingli auf, er selbst ritt zur Linken, Bürgermeister Rust zur Rechten des Reformators, und die übrige Mannschaft rückte mit gefällten Spießen an. Auf dieses hin wurden die Vorsteher der Stadt eingeschüchtert und unterhandelten, die Thore wurden geöffnet und der Zug durchritt Bremgarten unter dem Geleite vieler Menschen, so daß Zwingli, wie Luther schreibt, als Sieger und ruhmvoller Herrscher[2]) am 1. Februar ohne Unfall in Zürich eintraf. Die römische Partei verhehlte sich ihre Niederlage nicht. Einer derselben schrieb: „Unsere Sache stürzt zusammen. Hätten wir nur bibelkundigere Männer! Zwingli's Heftigkeit nützt unsern Gegnern: sein Eifer ermüdet nicht. Dieses Thier ist gelehrter, als ich gedacht hätte. Ach! der größere Theil hat den besseren überwunden!" [3])

Der Berner Großrath trennte sich vom Papste und stützte sich auf das Volk. Vom 30. Januar an gingen seine Boten von Haus zu Haus und beriefen alle Bürger zusammen, und am 2. Februar versammelten sich alle Einwohner, Vornehme und Geringe, zu einer großen Familie vereinigt, in der Kirche und schwuren, den beiden Räthen in allen seinen Beschlüssen für das Wohl der Kirche oder des Staats beizustehen. Diese erließen am 7. Februar 1528 ein allgemeines Reform-Edikt, worin sie das Joch der vier Bischöfe von sich abschüttelten, die wohl ihre Schafe zu scheeren, aber nicht zu weiden verstünden.[4])

Wie sehr sich die Reform unter dem Volke verbreitete, das bewiesen die witzigen, von Manuel gedichteten Dialoge, die

---

1) Haller, von Kirchhofer, 125.

2) Luth. Br. III, 290.

3) Münster bei *Ruchat* I, 575.

4) Bullinger, Chron. I, 446.

die man überall hörte, und in welchen die auf dem Todtenbette liegende Messe erscheint, wie sie Aerzte holen läßt, und da diese nichts helfen können, mit gebrochener Stimme ihr Testament macht, das vom Volke mit lautem Gelächter aufgenommen wird.

Es ist nicht wahr, was man gesagt hat, daß die Reformation, auch nicht die von Bern, politische Beweggründe gehabt habe. Umgekehrt. Bern war von allen helvetischen Staaten der Liebling Roms, welches hier keinen Bischof zu entlassen, keinen mächtigen Klerus zu demüthigen brauchte, Bern, dessen am meisten evangelisch gesinnte Familien Weingarten, Manuel, May den Dienst und die Pensionen des Auslandes dem Evangelium zu opfern hatten, und das in Allem so konservativ eingerichtet war, dieses Bern hätte sich eigentlich der Bewegung widersetzen sollen, aber Gottes Wort überwand diese politischen Tendenzen. Auch war es weder der wissenschaftliche, noch der demokratische oder sektirerische Geist, welcher in Bern der Reformation ihren Ursprung gab. Die Schriftsteller, die Liberalen und schwärmerische Sektirer warfen sich allerdings in den großen Kampf des 16. Jahrhunderts, aber von ihnen hätte die Reformation kein langes Leben erhalten können. Ihr schöpferisches Prinzip waren die Urkräfte des Christenthums, die nach Jahrhunderte langer Erschlaffung wieder erstarkten. Die falschen Bundesgenossen, die sich ihr angeschlossen hatten, trennten sich bald völlig, sie verwarf eine glaubensbaare Gelehrsamkeit und hob das Studium der Klassiker, unterdrückte die demagogische Anarchie und förderte die wahre Freiheit, stieß die schwärmerischen Sekten zurück und weihte die Rechte des Worts und des christlichen Volks. Wenn wir festhalten, daß die Reformation in Bern, wie an andern Orten, ein wesentlich christliches Werk war, so wollen wir damit nicht läugnen, daß sie auch politisch genützt habe. Alle europäischen Staaten, welche die Reformation angenommen haben, sind gestiegen, alle die, welche sie bekämpft haben, sind gesunken.

3.

Das Volk nimmt die Reformation an. — Glaube, Sitteneinheit, Liebe. — Erste evangelische Communion. — Erneuerung des Stadtraths. — Haupt und Höhle des heil. Beatus. — Unzufriedenheit auf den Bergen. — Aufstand im Oberlande. — Gefahr und Verwirrung. — Manuel's Klage. — Unterwald geht über den Brünig. — Berns Energie. — Sieg. — Die Reformation und die Erinnerungen.

Die in der Stadt durchgeführte Reformation mußte den ganzen Kanton durchdringen. Am 17. Februar forderte der Rath alle Kirchspiele des Landes zu einer Zusammenkunft auf den kommenden Sonntag für den Zweck einer Berathung auf. Die ganze Kirche sollte nach alter christlicher Sitte über ihre kostbarsten Interessen selbst entscheiden. Alle Stände, alle Alter erschienen in der Versammlung, neben dem weißen zitternden Haupte des Greisen glänzte das lebhafte, muntere Auge des jungen Hirten. Die Rathsboten verlasen zuerst das Reformations-Edikt und fügten hinzu, wer es annehme, möge bleiben, die Andern möchten sich entfernen. Indem fast alle Anwesenden blieben, hatte sich die Mehrzahl des Volks für die Bibel entschieden. In einigen Kirchspielen war diese Entscheidung von nachdrücklichen Demonstrationen begleitet, so verbrannte man in Zofingen, Arberg, Allwey, Brügg, Büren die Bilder. Auf Staufberg trug, wie es hieß, ein Götze den andern in das Feuer, welche Sage daher kam, daß ein Schafscheerer, welcher den Beinamen Götzenscheerer führte, besonders dabei beschäftigt war. [1]) Bilder und Messe waren in diesem großen Kantone verschwunden, was weit nnd breit ein großes Geschrei veranlaßte. An einem Tage war Rom durch die Macht der Wahrheit, ohne List, Verführung, Gewaltthat gefallen. Nur im Haßli, Frütigen, Untersee, Grindelwald schrien die Unzufriedenen, wenn man die Messe aufhebe, so müsse man auch den Zehenten aufheben. In Ober-Simmenthal wurde der römische Kultus beibehalten, woraus erhellt, daß es keinen Zwang von Seiten des Staats gab. Nachdem so der Wille des Landes kund geworden war, vollendete Bern die Reformation; man verbot jeden Unfug im Spielen, Trinken, Tanzen und unanständiger Kleidung, schloß die schlech-

1) Bullinger II, 1.

ten Häuser und die elenden Bewohnerinnen derselben wurden verjagt.[1]) Ein Consistorium wurde mit Ueberwachung der Sittlichkeit beauftragt. Mehrere Tage später wurden die Armen in das Dominikanerkloster gebracht; das Insel-Kloster und das Königsfelder wurden zu Hospitälern verwendet. Die Liebe ging überall hinter dem Glauben her, wie denn auch der Rath erklärt hatte, er wolle den Beweis liefern, daß er die Klostergüter nicht zum eigenen Besten zu verwenden beabsichtige, und pflichtlich Wort hielt. Arme wurden mit Priestergewändern, Waisen mit dem Kirchenschmuck bekleidet. Man war bei dieser Vertheilung so gewissenhaft, daß der Senat Geld borgen mußte, um die Renten der Nonnen und Mönche zu bezahlen, und es war eine Woche lang keine Krone im Staatsschatze.[2]) So bereicherte sich der Staat (wie doch noch immer behauptet wird!) auf Kosten der Kirche! Zugleich wurden Hofmeister, Megander und Pellikan aus Zürich, berufen, um die Kenntniß der Sprachen und der heiligen Schrift im Kanton zu verbreiten.

An Ostern wurde das Abendmahl zum ersten Male nach evangelischem Gebrauche gefeiert, woran die Räthe und das ganze Volk mit geringer Ausnahme Theil nahmen. Die Feierlichkeit desselben machte auf die Fremden großen Eindruck; sie sahen, wie die Bürger von Bern mit ihren Frauen, in einfacher, an die alte Schweizer Eintracht erinnernder Tracht, ernst und inbrünstig an den Tisch des Herrn traten, und die Oberhäupter des Staats eben so viele Andacht an den Tag legten, als das Volk, um aus der Hand Berthold Haller's das Brod zu empfangen. Alle fühlten, der Herr sei zugegen. Hofmeister schrieb damals: „Ich habe seitdem große Hoffnung, auch die zu gewinnen, welche bisher dem Worte nicht geglaubt haben.“[3])

Doch war noch nicht Alles umgewandelt. Die Freunde des Evangeliums sahen es mit Schmerzen, daß die Söhne der ersten Familien in kostbaren Gewändern umhergingen, in der Stadt prächtige Häuser, auf dem Lande herrliche Schlösser, wahre

---

1) Hottinger III, 414.

2) Haller an Zwingli 21. Januar 1530.

3) In Zwingli's Br. II, 167.

Fürstensitze bewohnten, mit Hörnern und großen Hundekoppeln auf die Jagd zogen, an reichbesetzten Tafeln speisten, ausgelassene Reden führten und von auswärtigen Kriegen und der französischen Partei mit Begeisterung redeten. Die frommen Männer wünschten, die alte Schweiz mit ihren Tugenden wieder in's Leben rufen zu können. Bald trat eine gewaltige Reaktion ein. Bei der jährlichen Erneuerung des Magistrats wurde der Rath Butschelbach, ein heftiger Feind des Evangeliums, wegen Ehebruchs seines Amts entlassen, vier andre Rathsherren und zwanzig Mitglieder des großen Raths wurden im Sinne der Reform und der öffentlichen Sittlichkeit durch Andere ersetzt. Dieser Sieg ermuthigte die Berner so sehr, daß sie in der Tagsatzung vorschlugen, kein Schweizer solle mehr in fremde Dienste treten. Die Luzerner Krieger knirschten unter ihren schweren Rüstungen und antworteten höhnisch: „Wenn ihr den alten Glauben wieder annehmt, wollen wir euren Predigten ein Ohr leihen.“ Alle in Bern versammelten Regierungsmitglieder erklärten, sie geben den Dienst und die Pensionen der fremden Staaten auf. So zeigte die Reformation ihren Glauben in ihren Werken.

Ein andrer Kampf wurde gefochten. Ueber dem Thuner See liegen schroffe Felsen, inmitten derselben eine tiefe Höhle, wo der Sage nach der fromme Beatus aus der Bretagne sich in alten Zeiten allen Uebungen des ascetischen Lebens, vornämlich jedoch der Bekehrung der Umgegend gewidmet hatte. Der Kopf dieses in Gallien gestorbenen Heiligen sollte in der Höhle liegen, und von allen Seiten wurde dahin gewallfahrtet. Die frommen Bewohner von Zug, Schwyz, Uri und Aargau dachten mit Schrecken daran, daß das heilige Haupt des Apostels der Schweiz fortan in ketzerischer Erde liegen solle. Der Abt des berühmten Klosters Muri in Aargau zog mit einigen Freunden hin, um die Reliquien abzuholen, wie einst die Argonauten zur Eroberung des goldenen Vließes. Sie kamen als arme Pilger und drangen in die Höhle, der Eine nahm geschickt den Kopf ab, ein Anderer brachte ihn still in seiner Kaputze unter, worauf sie verschwanden. Ein Todtenkopf ist Alles, was das Papstthum vom Schiffbruche gerettet hat, aber auch diese Beute ist noch zweifelhaft, denn die

Berner, welche von dieser Unternehmung Wind bekamen, schickten am 18. Mai drei Abgeordnete in die Höhle, welche den Kopf noch dort fanden und ihn vor ihren Augen auf dem Gottesacker des Klosters Interlaken ehrenvoll beerdigen ließen. Dieser Kampf um einen Schädel ist bezeichnend für die Kirche, welche in Bern dem belebenden Hauche des Evangeliums unterlag. Laßt die Todten ihre Todten begraben. So hatte die Reformation in Bern gesiegt, aber auf den Bergen zog ein gefährliches Gewitter zusammen. Der mit der Kirche verbündete Staat dachte an seinen alten Ruhm, und indem er sich mit den Waffen angegriffen sah, griff er auch zu den Waffen und handelte mit einer Entschiedenheit, welche früher Rom in ähnlichen Gefahren gerettet hatte.

Eine geheime Unzufriedenheit gährte unter dem Volke der Städte und der Berge, indem Manche noch am alten Glauben hingen, Andere mit der Messe auch den Zehenten abgeschafft wissen wollten. Die Einwohner vom Obwald waren durch alte Bande der Nachbarschaft, gemeinsamen Ursprungs und gemeinsamer Sitte mit denen des Haßli und des Berner Oberlandes enge verbunden, obschon durch den Brünig-Berg und den hohen Paß des Joch getrennt. Man hatte das Gerücht verbreitet, die Berner Regierung habe den Ort, wo die Gebeine des heiligen Beatus, des Apostels dieser Berge, liegen, entweiht, und die Hirtenvölker, welche mehr als andere an alten Ueberlieferungen festhalten, waren sogleich darüber in Entrüstung gerathen. Bei Einigen war es die Liebe zum Papstthume, bei Anderen die Liebe zur Freiheit, welche sie hinriß. Die Unterthanen des Klosters Interlaken, unzufrieden mit der Mönchsherrschaft, fingen an zu schreien: wir wollen unsere eigenen Herren werden und weder Zinsen noch Steuern mehr bezahlen. Der erschrockene Klosterpropst überließ für 100,000 Gulden alle seine Rechte an Bern, und ein Schöff mit mehreren Räthen nahm das Kloster in Besitz. Es verbreitete sich darauf das Gerücht, daß man alle Klostergüter nach Rom schaffen wolle, weßhalb man am 21. April Haufen von Leuten aus allen Thälern und vom See, von Grindelwald, Lauterbrunnen, Ringelberg, Brienz herbeikommen sah, welche das Kloster besetzten und schworen, in Bern selbst

die Güter, die man ihnen wegzunehmen drohe, holen zu wollen. Man beruhigte sie einstweilen, aber zu Anfang des Juni stand das Volk im Haßli auf Antrieb von Unterwald wieder auf. Die Landgemeinde wurde zusammenberufen und mit einer Mehrheit von 40 Stimmen die Wiedereinführung der Messe beschlossen. Pastor Jachli wurde sogleich verjagt, und von drüben über dem Brünig holte man die Priester von Unterwald mit Pfeifen und Trompeten, deren Ankunft, wie man sie von der Höhe herabsteigend bemerkte, mit lautem Jubel und Freudengeschrei im Thal begrüßt wurde: Alles umarmte sich, und die Messe wurde wieder mit größter Freudigkeit abgehalten. Zu gleicher Zeit griffen die Leute von Frütigen und vom reichen Thale Adelboden den Kastellan Reutter an, nahmen ihm seine Heerden und setzten einen römischen Priester an seine Stelle. In Aeschi ergriffen sogar die Weiber die Waffen, um ihren Pastor zu verjagen und die Bilder zurückzubringen; der Aufruhr nahm zu von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal, und ergriff wieder Interlaken. Dort schworen alle Unzufriedenen am 22. Oktober, sie wollten ihre Rechte und ihre Freiheit vertheidigen.

Die Republik war in größter Gefahr. Alle europäischen Fürsten und fast alle Schweizer Kantone waren dem Evangelio zuwider. Es hieß in den reformirten Kantonen, daß die Oesterreicher sich rüsteten, man wußte zwar nicht gegen wen, aber man muthmaßte gegen die Schweiz, täglich sah man Zusammenrottungen der Empörer, welche dem Magistrate Zinsabgabe, Zehnten und allen Gehorsam verweigerten, wenn er nicht bei den Planen der Römisch-katholischen ein Auge zudrücken würde. Der Rath verlor die Besinnung, und dem Mißtrauen der einen, den Schmähungen der andern Parthei ausgesetzt, ging er unter dem Vorwande der Weinlese feige auseinander und legte Angesichts der Gefahr die Hände in den Schooß, in der Erwartung, daß ein Messias käme, den Staat zu retten.[1]) Die Prediger verhehlten die Gefahr nicht, sondern warnten und beschworen, aber Alles war tauben Ohren gepredigt. „Christus ist in Bern ermattet und scheint dem Tode nahe," schrieb Haller.[2])

1) *Zwingli* Epp. II, 227.
2) *Zwingli* Epp. II, 161. 227.

Das Volk versammelte sich, klagte, weinte, betete, murrte; überall ließ Manuel seine Klagen über das Papstthum erschallen, das laut schreie darüber, daß man bei dem Herrn seyn wolle, daß die Götzen hingeworfen und dem Kriege entsagt worden. Bern glich einem stürmischen Meere, und Haller schrieb in größter Angst: „Die Weisen sind ohne Weisheit, die Räthe haben keinen Rath, die Anführer und das Volk keine Macht. Die Empörer nahmen zu. Was kann der eingeschlafene Bär gegen solche starke Jäger? Wenn Christus sich entfernt, gehen wir alle unter." 1)

Dahin schien es kommen zu wollen. Die kleineren Kantone behaupteten sich in Glaubenssachen einmischen zu dürfen, ohne den Bundesvertrag zu verletzen. Sechshundert Männer von Uri waren zum Abmarsche bereit, achthundert von Unterwald zogen mit Tannenzweigen, dem Sinnbild des alten Glaubens, und wilden Mienen über den Brünig, denen Kaspar von der Flüe, ein unwürdiger Nachkomme des berühmten Nikolaus, das alte Landesbanner vortrug. Es war seit lange der erste Friedensbruch. In Brienz stießen sie zu denen vom Haßli, fuhren dann über den See, an den Wasserfällen des Gießbach vorbei nach Untersee, von wo sie nach Bern ziehen wollten, um Papst, Bilder und Messe wieder einzusetzen. Auch in der Schweiz, wie in Deutschland hatte die Reformation einen Bauernkrieg; beim ersten Erfolge konnten neue Kämpfer gegen den ungläubigen Staat herzueilen. Nur sechs Stunden von Bern stand das Heer, und die Unterwaldner schwangen stolz ihre Schwerter an den Ufern des Thuner Sees. So waren die Bundesverträge von denjenigen verletzt worden, welche nach dem Namen der Conservativen strebten. Bern konnte also diesen strafbaren Angriff mit Fug zurechtweisen und vergaß auch seine alte Tapferkeit nicht, sondern raffte sich auf und schwur, lieber unterzugehen, als die Unterwaldner Einmischung, die Rückkehr der Messe und die Gewaltstreiche der Landleute zu dulden. Einer jener Blitzstrahlen, die von oben kommen und Einzelne wie Nationen retten, hatte damals die Herzen der Berner entzündet. Als der Schultheiß

---

1) *Zwingli* Epp. I, 233.

von Erlach ausrief: „Berns Kraft möge nur auf Gott und der Treue des Volks beruhen!" da antwortete der ganze Rath und die Bürgerschaft mit Jubelruf. Das große Banner wurde eilig hervorgeholt, die Bürger eilten zu den Waffen, Compagnieen wurden gebildet, und den tapferen Schultheißen an der Spitze zog das Heer der Republik ab. Kaum hatte die Berner Regierung sich so kräftig gezeigt, als der Muth ihrer Freunde wuchs und ebenso schnell die Gegner den ihrigen sinken ließen. Gott verläßt kein Volk, das sich nicht selbst aufgibt. Viele Oberländer verließen die Empörer, denen in demselben Zeitpunkt Luzerner und Baseler Deputirte vorstellten, daß Unterwalden den Bundesvertrag verletze. Die Festigkeit der Republik schreckte die Empörer, sie verließen Untersee und zogen sich in's Kloster von Interlaken zurück. Als sie Berns Entschlossenheit merkten, das beständig fortdauernde kalte Regenwetter ihnen beschwerlich fiel und sie fürchten mußten, daß der Schnee auf den Bergen ihnen die Rückkehr in ihre Heimath abschneide, da verließen die Unterwaldner Interlaken in der Nacht. Sogleich wurde das Kloster von 5000 Bernern besetzt, und die Einwohner vom Haßli und vom Amte Interlaken aufgefordert, am 4. November auf der das Kloster umgebenden Ebene zusammenzutreten. [1]) Als dieser Tag erschienen war, stellte sich das Berner Heer in Schlachtordnung auf, Erlach ließ die Bauern alle eintreten und dann umzingeln. Kaum hatten sich die Rebellen zu seiner Linken, die treuen Bürger zu seiner Rechten aufgestellt, als ein Gewehr- und Kanonenfeuer begann, welches in allen Bergen widerhallte und die Empörer, die ihr Todessignal darin erblickten, mit Schrecken erfüllte, aber nur die Macht der Republik andeuten sollte. Erlach nahm nach dieser seltsamen Einleitung das Wort und hatte noch nicht ausgesprochen, als alle niederknieten und um Gnade baten. Die Republik war befriedigt, der Aufstand beendigt; die Banner wurden nach Bern gebracht, der Adler von Interlaken und der Bock von Haßli waren lange Zeit als Siegeszeichen unter dem Bären zu schauen. Vier Anführer wur-

---

1) Der Sage nach an demselben Platze, wo jetzt das Hotel von Interlaken steht.

den hingerichtet, allen andern Amnestie ertheilt. „Die Berner," meinte Zwingli, „hätten den gordischen Knoten wie einst Alexander der Macedonier ihrer Würde gemäß mit dem Schwerte durchgehauen."[1]) So dachte der Zürcher Reformator, aber er sollte auch noch ersehen, daß ein andres Schwert, als das eines Erlach oder Alexander für solche Knoten noth thut. Der Friede war unterdessen hergestellt, und man vernahm im Haßli nur noch das Rauschen des Reichenbach und der Wasserfälle, die dort ihre schäumenden Wellen über die Berge hinabstürzen.

Obschon die Kirche den Arm der helvetischen Soldaten nicht hätte benützen sollen, so darf doch die Größe der politischen Vortheile dieses Siegs nicht verkannt werden. Der Adel hatte gemeint, die Reformation der Kirche werde dem Staate schaden. Man hatte das Gegentheil erfahren und erkannt, daß ein vom Evangelium ergriffenes Volk doppelte Kraft hat, das edle Vertrauen, mit dem man in der Stunde der Gefahr auch einige Gegner der Reformation an die Spitze der Angelegenheiten und des Heeres gestellt hatte, war von den glücklichsten Folgen begleitet. Alle sahen ein, die Reform lösche die alten Erinnerungen nicht aus, die Vorurtheile verschwanden, der Haß nahm ab, das Evangelium gewann bald alle Herzen, und man sah das alte, seltsame, von Freunden und Feinden des Staats so oft wiederholte Sprüchwort verwirklicht: „Gott ist ein Berner Bürger geworden."

4.

Reformation in St. Gallen. — In Glarus. — Wezen. — Appenzell. — Graubündten. — Schaffhausen. — Thurgau. — Rheinthal. — Hindernisse in Basel. — Eifer der Bürger. — Oekolampadius heirathet. — Erste Anregung. — Bittschrift der Reformirten.

Die Berner Reformation war für mehrere Kantone entscheidend. Derselbe Wind, welcher über dem Vaterlande von Wattewyl und Haller so stark geweht hatte, stürzte die Götzenbilder in einem großen Theile der Schweiz um. Die furchtsame

1) *Zwingli* Epp. II, 243.

Klugheit der Diplomatie hatte an manchen Orten die Reformation gehemmt zum Aergernisse Vieler, in Bern gab es keine Diplomatie mehr, und das Licht der Wahrheit drang weit hinaus.

Vadian, Bürgermeister von St. Gallen und Vorsitzer bei der Berner Disputation, war kaum nach Hause gekommen, als die vom Rathe unterstützten Bürger aus der St. Magnus-Kirche die Bilder forttrugen, das Silberzeug der Kirche und eine silberne Hand des Heiligen zur Münze brachten und das dafür erhaltene Geld den Armen austheilten, wie Maria ihr Glas köstlichen Wassers über Christi Haupt ausschüttete (Matth. 26, 7). Die St. Galler, neugierig, den Schleier der alten Geheimnisse zu lüften, gingen dann in der Abtei an die Kreuze und Reliquienkasten, fanden aber nichts als Theer, einige Stückchen Geld, kleine hölzerne Bildchen, alte abgenutzte Lappen, einen Schädel, einen Zahn und ein Schneckengehäuse. Rom fiel nicht erhaben wie ein großer Charakter, sondern unter dummem Aberglauben, schimpflichem Truge und spöttischem Volksgelächter. Solche Entdeckungen regten leider die Volksleidenschaften auf.

Eines Tages wollte schlechtes Volk die guten Nonnen von St. Katharinen erschrecken, weil diese sich hartnäckig der Reformation widersetzt hatten, und umringten das Kloster mit lautem Geschrei. Die Nonnen verriegelten zwar die Thore, aber man stieg über die Mauern, und der gute Wein, das Fleisch, das Eingemachte und alle nicht sehr ascetische Süßigkeiten dieser Nonnen fielen den argen Spöttern in die Hände. Doktor Schappeler wurde zu ihrem Beichtvater ernannt, und da sie ihre Klostergewänder ablegen und nach dem Ausdruck der Schwester Wiborath wie alle Welt gekleidet den ketzerischen Predigten beiwohnen sollten, so zogen 30 von ihnen die Verbannung vor, und nur einige nahmen die Reform an.[1] Am 5. Februar 1528 legte eine zahlreiche Synode die Grundlagen zu einer Kirchenverfassung von St. Gallen.

In Glarus gab es einen heftigeren Kampf. Der dort von Zwingli ausgestreute Samen evangelischer Wahrheit hatte wenig

1) Arr, Gesch. St. Gall. II, 529. Hottinger 416. Müller-Hottinger II, 91.

gefruchtet, vielmehr waren die Regierungsmitglieder gegen jegliche Neuerung, und das Volk mochte lieber „tanzen und mit dem Glase in der Hand Wunder thun" (wie eine alte Chronik sagt), als mit dem Evangelium sich beschäftigen. Am 15. März 1528 hatten sich die Landgemeinden mit einer Mehrheit von dreiunddreißig Stimmen für die Messe ausgesprochen; da bildeten sich ernstlichere Parteien, in Matt, Elm, Bettschwanden zerbrach man die Bilder, alle blieben zu Hause und es gab weder Rath noch Gericht mehr im Kanton. In Schwanden hatte der Prediger Peter Rümelin die Katholiken zu einer Besprechung in der Kirche eingeladen, aber diese zogen anstatt der Disputation unter Trommelschall um die Kirche, wo die Reformirten versammelt waren, stürmten auf das mitten im Dorfe liegende Haus des Pastors los und zerschlugen die Oefen und Fenster. Dafür rächten sich die Reformirten und verbrannten die Bilder. Am 25. April 1529 wurde eine Uebereinkunft getroffen, kraft welcher einem Jeden die Wahl zwischen Messe oder Predigt freistehen sollte.

In Wesen, wo sich Schwyz und Glarus in die Herrschaft theilten, drohten Abgeordnete des ersteren dem Volke, worauf junge Leute alsbald die Bilder aus der Kirche nahmen, sie auf den Platz am Ufer des malerischen Wallenstadter See trugen, über dem die Häupter des Ammon und der sieben Kurfürsten ragen, und sprachen: „Seht, dieser Weg führt nach Chur und Rom (der über den See), der andere südlich nach Glarus, der dritte westlich nach Schwyz und der vierte über den Ammon nach St. Gallen. Geht, wohin ihr wollt, wenn ihr euch aber nicht regt, so wirft man euch in's Feuer!" Als man einige Zeit gewartet, und die Bilder sich nicht bewegt hatten, warf man sie in's Feuer, und die Schwyzer Deputirten, welche dieser Vollstreckung beigewohnt, entfernten sich voll Angst und erfüllten ihren ganzen Kanton mit Rachepläne, die sich nur zu gut erfüllten.

In Appenzell hatte man eine Besprechung eröffnet, als plötzlich Bauern mit Stöcken und Peitschen herbeieilten und schrieen: „Wo sind die Prediger? Fort mit ihnen aus dem Dorfe." Diese seltsamen Lehrer schlugen die Prediger in die Flucht und

peitschten die Versammlung auseinander. Doch nahmen von acht Pfarreien dieses Kantons sechs die Reformation an, und die Appenzeller theilten sich endlich in zwei kleine Völker, ein römisches und ein reformirtes.

In Graubündten wurde Glaubensfreiheit verkündigt, den Gemeinden die Wahl ihrer Geistlichen freigegeben, Schlösser wurden geschleift, damit jedes Willkür-Regiment aufhöre, und der erschrockene Bischof verbarg seine Rachegedanken und seinen Zorn in Tyrol. Zwingli schrieb: „Graubündten macht täglich Fortschritte. Es ist ein Volk, dessen Muth an die alten Tuscier, dessen Redlichkeit an die alten Helvetier erinnert.“

Schaffhausen hatte lange Zeit auf beiden Seiten gehinkt, bis es endlich auf Zürichs und Berns Ansuchen ohne Geräusch und Unordnung die Bilder aus den Kirchen wegnehmen ließ. Thurgau, das Rheinthal und andere zu den Kantonen gehörige Aemter wurden zu gleicher Zeit von der Reformation ergriffen, trotz der Protestation der römischen Kantone, welche die Mehrzahl bildeten. Zürich und Bern erwiederten: „wo es sich um weltliche Dinge handle, setzen sie sich nicht der Stimmenmehrheit entgegen, aber Gottes Wort könne menschlicher Abstimmung nicht unterworfen werden.“ Alle Lande an der Thur, dem Bodensee und dem Ober-Rhein nahmen die Reformation an. Bei Mammeren, wo der Rhein den See verläßt, wurden die Bilder in den Strom geworfen, aber das des heiligen Blasius (so erzählt der Mönch Lang) [1]) blieb noch eine Weile auf dem Wasser, besah sich die undankbare Gegend, wo es verbannt wurde, und schwamm dann nach Katahorn an's andere Ufer. Das Papstthum verrichtete sogar noch auf der Flucht Wunder.

So fiel der Aberglaube in der Schweiz, zuweilen unter den Schlägen eines aufgeregten Volkes. Jede große geschichtliche Entwicklung erzeugt einen nachdrücklichen Widerstand gegen das vorher Dagewesene. Es muß auch nothwendig ein angreifendes Element da seyn, welches frei handeln und einen neuen Weg bahnen muß. Zur Reformationszeit griffen die Lehrer den Papst, das Volk die Bilder an, und fast überall wurde

---

1) J. J. Hottinger III, 426.

dabei das richtige Maß überschritten. Wenn die Menschheit einen Schritt vorwärts machen soll, so müssen die Plänkler mehrere Schritte vorrücken, und wenn man auch die Schritte, welche zu weit gehen, tadelt, so darf man doch ihre Nothwendigkeit nicht vergessen. In der Reformationsgeschichte, und namentlich in der schweizerischen, haben wir uns immer daran zu erinnern.

Zürich war reformirt, Bern es eben geworden, Basel mußte noch gewonnen werden, wenn die großen Städte der Eidgenossenschaft evangelisch seyn sollten, das kriegerische Bern zog die gelehrte Stadt nach sich. Das Evangelium war schon sechs Jahre lang in Basel gepredigt worden, indem der sanfte, fromme Oekolampadius immer auf bessere Zeiten hoffte und zuversichtlich glaubte, daß die Finsterniß am Ende den Strahlen der Wahrheit weichen müsse. Aber seine Erwartung war vergeblich, so lange die dreifache Aristokratie des Klerus, des Adels und der Universität jede freie Entwicklung des christlichen Bewußtseyns hemmen konnte. Die Bürgerschaft, welche den Zwiespalt bedauerte, war dazu bestimmt, der Sache der Reform in Basel zum Sieg zu verhelfen, nur kann leider die Volksfluth nichts erreichen, ohne einen Schlamm aufzutreiben. Im Rathe gab es freilich einige Anhänger des Evangeliums, aber sie schwankten, wie Erasmus, statt gerade aus zu fahren. Man befahl die reine Predigt des göttlichen Worts, doch sollte sie „ohne Lutherthum" seyn. Der alte fromme Bischof von Utenheim hatte sich nach Pruntrut zurückgezogen, und wankte, auf zwei Diener gestützt, täglich in die Kirche, um dort mit matter Stimme Messe zu lesen. Auf ihn folgte Gundelsheim, ein Feind der Reformation, und zog am 23. September mit mehreren Verbannten und vierzig Reitern feierlich in Basel ein, um alles auf den alten Fuß wiederherzustellen. Oekolampadius schrieb bestürzt an Zwingli: „Unsere Sache hängt an einem Faden!"

Die Bürger entschädigten die Reformation für die Geringschätzung der Großen und die Einschüchterung des neuen Bischofs. Sie veranstalteten Gastmähler von fünfzig, von hundert Gästen, Oekolampadius mit seinen Kollegen mußte daran Theil

1) *Zwingli* Epp. II, 136.

nehmen, und wiederholtes Lebehoch begrüßte das Reformationswerk. Bald schien auch der Rath selbst evangelisch werden zu wollen, denn ein und zwanzig Festtage wurden aufgehoben und die Priester brauchten nicht mehr Messe zu lesen, so daß es schon hieß: „Es ist aus mit Rom.“ Aber Oekolampadius schüttelte den Kopf und schrieb: „Ich fürchte, Basel wird, indem es sich auf zwei Stühle setzen will, endlich zwischen beiden hinunterfallen.“ Er war zu der Zeit von Bern zurückgekommen, eben noch recht, um seiner frommen Mutter die Augen zuzudrücken. Nun sah sich der Reformator unter der Last öffentlicher und häuslicher Sorgen allein, denn seine Thüre stand allen christlichen Flüchtlingen offen. Oft hatte er gesagt, er werde eine Monica (so hieß die Mutter des Augustinus) heirathen, oder unvermählt bleiben. Endlich glaubte er eine solche „christliche Schwester“ gefunden zu haben in Wilibrandis, der Tochter eines Ritters vom Hofe Maximilians und Wittwe des Magister Keller, die schon durch viele Widerwärtigkeiten geprüft worden war; er heirahete sie und sagte: „Ich achte auf Gottes Gebot, nicht auf das saure Gesicht der Leute.“ Dennoch konnte sich der spöttische Erasmus nicht enthalten zu schreiben: „Luthers Sache heißt man ein Trauerspiel, ich nenne sie ein Lustspiel, da das Ende vom Stück immer eine Heirath ist.“ Dieser Witz ist oft wiederholt worden, indem man die Reformation daraus abgeleitet hat, daß die Fürsten nach den Kirchengütern, die Priester nach Frauen Gelüste getragen hätten. Die besseren römischen Controvers-Schriftsteller brandmarken jetzt diese gemeine Methode als Ausfluß einer äußerst engherzigen Gesinnung, und behaupten dagegen, die Reformation sei aus wahrhaft christlichem, aber wenig erleuchtetem Eifer hervorgegangen. [1])

Die Rückkehr des Oekolampadius hatte für die Stadt Basel bald noch bedeutsamere Folgen, als für seine eigene Person. Die Berner Disputation hatte ungeheures Aufsehen erregt. „Bern, das mächtige Bern reformirt sich!“ hieß es allenthalben, der wilde Bär ist aus seiner Höhle gekrochen, tappt nach den Sonnen-

---

1) So sagt Möhler in seiner Symbolik, einem der bedeutendsten Werke Roms seit Bossuet.

strahlen, und das gelehrte Basel, wo Erasmus und Oekolampadius sich niedergelassen, bleibt in der Finsterniß!

Am Charfreitage, 10. April 1528, traten fünf Spinner ohne des Raths und Oekolampadius Vorwissen in die Kirche des Reformators, die Martins-Kirche, wo die Messe schon abgeschafft war, und trugen die „Götzen" fort; drei Tage darauf, am Ostermontag, thaten vier und zwanzig Bürger nach der Abendpredigt dasselbe in der Augustinerkirche. Das war zu viel; sollte Basel die so klüglich eingehaltene Mittelstraße verlassen? Am Dienstage früh trat der Rath eiligst zusammen, ließ die fünf Seidenspinner in's Gefängniß werfen, mußte sie aber auf Verlangen der Bürger wieder frei lassen, und selbst in fünf Kirchen die Bilder abschaffen. Solche halbe Maßregeln konnten nicht lange ausreichen, denn plötzlich brach es wieder los. In der Martins- und Leonhards-Kirche predigte man gegen die Gräuel im Dom, im Dom nannte man die Reformirten Ketzer, Schelme und Buben.[1]) Die Papisten lasen eine Messe nach der andern. Bürgermeister Meyer, ein Freund der Reform, hatte die Mehrheit des Volkes für sich, aber der unerschrockene Römling, Bürgermeister Meltinger, herrschte im Rathe, so daß ein Zwiespalt unvermeidlich war. Oekolampadius schrieb: „Die Schicksalsstunde naht, die Feinde Gottes müssen zittern."[2])

Zwei Tage vor Weihnachten, 23. Dezember, versammelten sich dreihundert Männer aus allen Ständen in der Gärtnerherberge, und faßten eine Bittschrift an den Senat ab. Gleichzeitig ergriffen die Papisten, welche vorzugsweise in Klein-Basel und der Paulsvorstadt wohnten, die Waffen und setzten den reformirten Bürgern Schwert und Lanze entgegen, als diese ihre Bittschrift zum Rathhause trugen, ohne daß es ihnen aber gelungen wäre, denselben den Weg zu versperren. Bürgermeister Meltinger verweigerte barsch die Annahme der Bittschrift und forderte die Bittsteller auf ihren Bürgereid zur Rückkehr in ihre Häuser auf. Aber Meyer nahm sie an und der Rath ließ sie verlesen. „Geehrte, weise und gnädige Herren," hieß es darin,

---

1) Bullinger II, 36.

2) *Zwingli* Epp. II, 213.

„wir gehorsamsten Glieder der Zünfte bitten Euch als unsre vielgeliebten Väter, denen wir gehorchen und Gut und Blut opfern mögen. Nehmt Euch Gottes Ehre zu Herzen, gebt der Stadt den Frieden wieder, laßt die päpstlichen Prediger mit den andern offen disputiren. Wenn die Messe wahr ist, so wollen wir sie in unsern Kirchen, ist sie aber ein Gräuel vor Gott, so dürfen wir nicht seinen schrecklichen Zorn aus Liebe zu den Priestern auf uns und unsere Kinder laden." So sprachen die Basler Bürger. Weder in ihrer Sprache noch in ihrer Handlung war etwas Revolutionäres; sondern sie wollten nur das Gute mit Entschiedenheit, aber mit Ruhe. Noch konnte alles in Ordnung von Statten gehen, aber da begann eine neue Periode, das Schiff der Reform sollte nicht ohne große Stürme in den Hafen gelangen.

5.

Man ergreift die Waffen. — Eine halbe Maßregel wird verworfen. — Neuer Vorschlag. — Eine Schreckensnacht. — Die Götzen werden im Dome zerschlagen. — Die Stunde des Schwindels. — Klein-Basel. — Die Reform wird gesetzlich. — Erasmus verläßt Basel. — Umgestaltung. — Revolution und Reformation.

Die Anhänger des Bischofs verließen zuerst den Weg der Gesetzlichkeit. Erschreckt über die Nachricht, daß man Vermittler aus Zürich und Bern erwarte, liefen sie in der Stadt herum mit der Versicherung, eine österreichische Armee komme ihnen zur Hilfe, indessen aber trugen sie Steine in ihre Häuser, worauf auch die Reformirten ihrem Beispiele folgten. Der Aufruhr nahm stündlich zu, und in der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember waren alle Päpstlichen unter den Waffen, und in ihren Reihen auch einige Priester mit der Büchse in der Hand. Als die Reformirten dieses erfuhren, eilten sie durch die Straßen, weckten ihre Brüder auf, welche schnell aus den Betten mit Musketen bewaffnet in die Gärtner-Abtei, ihren Sammelplatz, liefen. Es waren ihrer bald dreitausend Mann. Beide Parteien brachten die Nacht unter den Waffen zu, und jeden Augenblick drohte der Bürgerkrieg auszubrechen, doch kam man endlich darin

überein, daß Abgeordnete von beiden Parteien sich mit dem Rathe besprächen. Die Reformirten wählten dreißig sehr geachtete, erfahrene und gläubige Männer, die sich in der Gärtner-Abtei aufhielten; die Anhänger des alten Glaubens wählten auch eine Kommission, die aber weder so zahlreich, noch so achtungswürdig war und sich in der Fischer-Abtei versammelte. Der Rath hielt ununterbrochene Sitzung. Mit Ausnahme zweier waren alle Thore der Stadt geschlossen und streng bewacht. Allmälig kamen Abgeordnete aus Luzern, Uri, Schaffhausen, Schwyz, Zug, Solothurn, Mühlhausen, Straßburg an, aber Aufregung und Tumult wuchsen mit jeder Stunde.

Eine solche Krisis mußte rasch beendigt werden, der Rath hielt an seiner vermittelnden Richtung fest und beschloß, daß die Priester ferner Messe lesen, aber alle, Priester und Prediger, Gottes Wort allein lehren, und deshalb allwöchentlich eine Besprechung über die heilige Schrift abhalten sollten. Man versammelte die Lutheraner in der Franziskaner-, die Römischen in der Dominikaner-Kirche. Erst verfügte sich der Rath in jene, wo mehr als zweitausend Bürger sich befanden. Kaum hatte der Schreiber den Beschluß verlesen, als Einer laut rief: „Das wird nicht geschehen," und ein Anderer: „Wir leiden keine Messe mehr, nicht eine einzige," worauf Alle wiederholten: „Keine Messe, lieber sterben wir Alle!" 1) Von da ging der Rath in die Dominikanerkirche, wo sechshundert Katholiken, aber darunter mehrere fremde Dienstboten, zugegen waren, welche schrieen: „Wir geben unser Leben für die Messe, wir schwören es, wenn man die Messe verwirft, zu den Waffen!" Der Rath entfernte sich verlegener als je.

Drei Tage später traten die Parteien wieder zusammen. Oekolampadius, der die Kanzel bestieg, ermahnte sie zur Sanfmuth und Milde, und sprach so eindringlich, daß Manche fast zu Thränen gerührt wurden. Nachdem die Versammlung gebetet hatte, beschloß man, eine andere Verfügung anzunehmen, der gemäß zwei Wochen nach Pfingsten eine öffentliche Disputation mit alleiniger Beweisführung aus der Schrift stattfinden sollte, dann könne

1) *Zwingli* Epp. II, 255.

das Volk über die Messe mit Stimmenmehrheit entscheiden, bis dahin solle die Messe nur in drei Kirchen abgehalten und nichts gegen die Schrift gelehrt werden. Die römische Minderzahl verwarf diese Vorschläge. Basel sei nicht wie Bern oder Zürich, seine Einkünfte fließen meist aus Ländern, die der Reformation nicht zugethan seien. Die Priester kamen nicht zu den wöchentlichen Conferenzen, man setzte sie ab, zwei Wochen lang gab es in der Ulrichs-, Peters- und Theodors-Kirche weder Messe noch Predigt. Roms Anhänger beschlossen eine muthige Vertheidigung, Meltinger ließ den Sebastian Müller die ihm untersagte Peters-Kanzel betreten, wo dieser leidenschaftliche Priester so höhnisch und verletzend gegen die Reformation sprach, daß mehrere anwesende Evangelische fast todtgeschlagen wurden.

Basel mußte dieses Verfahren aufgeben und einen entscheidenden Schritt thun. Die Reformirten sagten, sie müßten an ihre Freiheit, an ihre Pflichten gegen Gottes Ehre, gegen die allgemeine Gerechtigkeit und gegen die Nachkommenschaft denken, und forderten deßhalb am 8. Februar, alle Verwandte oder Freunde der Priester, der alleinigen Anstifter dieses Aufschubs, sollten einstweilen nicht mehr im Rathe sitzen. Der Rath erwiederte, er werde ihnen am folgenden Tage Bescheid geben.

Abends um sechs Uhr waren zwölfhundert Bürger auf dem Getreidemarkt versammelt, da sie hinter dem Aufschube der Rathsantwort eine Verschwörung befürchteten. „Wir müssen heute noch Bescheid haben," sprachen sie, worauf der Rath in Eile zusammentrat. Basel nahm eine kriegerische Gestalt an, die Abteien der verschiedenen Zünfte wurden mit starken Bürgerwachen besetzt, Bewaffnete patrouillirten und bivouakirten auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, um jeden gegnerischen Anschlag zu hintertreiben. Man zog Ketten vor, zündete Fackeln an, stellte harzige Bäume in die Mitte der Straßen, deren Flackerlicht die Finsterniß minderte, stellte am Rathhause sechs Kanonen auf, und besetzte die Thore, das Zeughaus und die Thürme, kurz die Stadt war im Belagerungszustand.

Für die römische Partei war jetzt nichts mehr zu hoffen; Bürgermeister Meltinger, der unerschrockene Mann, einer der Helden von Marignano, wo er achthundert Mann geführt hatte,

verlor den Muth, und gewann mit seinem Schwiegersohn, dem Rathsherrn Egloff von Offenburg, bei Nacht das Rheinufer, wo er auf einem Nachen rasch stromabwärts mitten durch Nebel und Finsterniß fuhr; andre Rathsherren flohen ebenfalls.[1]) Dadurch entstanden neue Besorgnisse. „Sie seien geflüchtet, um die Oesterreicher herbeizuholen, mit denen man so lange gedroht habe." Die erschreckten Bürger schleppten von allen Seiten Waffen herbei, so daß bei Tagesanbruch schon zweitausend Mann auf den Beinen waren, und die aufgehende Sonne eine entschiedene, aber ruhige Menge beschien. Zur Mittagszeit war noch kein Beschluß gefaßt, die Unruhe der Bürger ließ sich nicht mehr halten. Vierzig Mann wurden zur Besichtigung der Posten abgeschickt; diese Patrouille trat in den Dom, und als ein neugieriger Bürger mit seiner Hellebarde einen Schrank öffnete, in welchem Bilder verborgen waren, da fiel eines derselben auf den Boden und brach in tausend Stücke. Der Anblick dieser Scherben ermuthigte die Bürger, und ein Bild nach dem andern wurde entzwei geworfen. Erasmus schrieb: „Ich wundere mich, daß sie kein Wunder verrichtet haben, um sich zu retten, sonst haben sie um weit geringerer Dinge willen solche verrichtet!"[2]) Einige Priester eilten herzu und die Patrouille zog weiter.

Da sich aber das Gerücht von einem Tumult in der Kirche verbreitet hatte, eilten dreihundert Mann diesen vierzig zu Hilfe. „Warum auch," fragten sie, „die Götzenbilder schonen, welche nur Zwietracht stifteten?" Die Priester hatten das Heiligthum zugeschlossen, die Riegel vorgeschoben, Barrikaden errichtet, und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, um sich gegen eine Belagerung zu halten. Aber die Bürger waren in Folge der Zögerungen des Raths ungeduldig geworden, schlugen an eine Thüre, die endlich nachgab und stürzten sich in den Dom. Die Stunde des S c h w i n d e l s hatte geschlagen. Man wußte nicht mehr, ob diese Männer, die ihre Schwerter schwenkten, die Hellebarden

1) Die Einzelnheiten der Vorfälle, die ich in diesem Kapitel berichte, sind meistentheils handschriftlich in Zürich und Basel verwahrten Briefen von Oekolampadius entlehnt.

2) *Erasm.* Opp. 291.

erhoben und furchtbar schrieen, Vandalen oder feurige Diener Gottes wären, von einem Eifer entzündet, wie er einst die Propheten und Könige Israels entflammte. Wie dem auch sei, so hatten sie Unrecht, denn nur der Behörde stand die Macht zu reformiren zu. Bilder und Altäre wurden zerschlagen, und schon zitterten die in der Sakristei verborgenen Priester an allen Gliedern und keiner von ihnen wagte die Gegenstände seines Gottesdienstes zu retten oder dem Volke Vorstellungen zu machen. Die Trümmer wurden auf den Plätzen aufgehäuft, angezündet, und die bewaffnete Bürgerschaft wärmte sich in der kalten Nacht an diesem Feuer. Die erschrockenen Rathsherren eilten herzu, um mit ihrem Ansehen den Tumult zu beschwichtigen, aber das hieß einem Sturm Stille gebieten. Die Bürger antworteten ihrer Obrigkeit stolz: „Was ihr in drei Jahren berathen und nicht gethan habt, das bringen wir in einer Stunde zuwege.“

Die Volkswuth beschränkte sich jedoch nicht blos auf die Kathedrale, sondern griff mit Verschonung alles Privateigenthums die Peters-, Ulrichs-, Albans- und Dominikaner-Kirche an, überall fielen die Götzenbilder unter den Schlägen der entbrannten Basler, und schon wollten sie nach Klein-Basel, dem Sitze der Päpstlichen, über die Brücke ziehen, als die beängstigten Bewohner baten, man möge ihnen gestatten, selbst die Bilder wegzuschaffen; diese wurden eiligst in andere Kirchenräume gebracht, von wo man sie wieder in die Kirche bringen zu können hoffte. Doch blieb es nicht dabei; die Aufgeregtesten sprachen davon, auf's Rathhaus zu gehen und den Rath zur Befriedigung der Volkswünsche zu zwingen, aber der vernünftige Sinn der Mehrzahl widersetzte sich diesem Beginnen.

Die Rathsherren sahen ein, man müsse diese Volksbewegung als gesetzlich anerkennen und die stürmische Revolution in eine dauerhafte Reform umgestalten. Demokratie und Evangelium wurden gleichzeitig in Basel eingeführt. Nach einer Stunde Berathung erklärte der Rath, die Wahl der Glieder für die beiden Räthe sollte künftig nicht ohne Mitwirkung der Bürgerschaft erfolgen, Messe und Bilder sollten im ganzen Kanton abgeschafft seyn, und man wolle bei allen Berathungen, welche die Ehre Gottes oder das Wohl des Staats betreffen, die Zünfte befragen.

Das Volk freute sich über diese Begründung seiner kirchlichen und politischen Freiheit und kehrte mit Einbruch der Nacht in seine Wohnungen zurück.

Am andern Tag, dem Aschermittwoche, wollte man die Ueberreste der Altäre als Brennholz unter die Armen vertheilen, aber diese stritten sich darum, so daß man am Ende vor dem Dome große Holzstöße errichtete und sie anzündete. „Die Götzenbilder haben wirklich einen Ascher-Mittwoch," hieß es. Die Freunde des Papstthums wandten sich mit Abscheu von dieser Kirchenschändung, „weg und vergoßen," wie Oekolampadius schreibt, „blutige Thränen; man wüthete gegen die Götzenbilder und die Messe starb vor Schmerzen." Am Sonntage darauf wurden in allen Kirchen deutsche Psalmen gesungen und am 18. Februar eine allgemeine Amnestie erlassen.

Basel war umgewandelt. Die Letzten waren die Ersten, die Ersten die Letzten geworden. Oekolampadius, der wenige Jahre zuvor als Fremdling ohne Geld und Macht eingezogen war, wurde jetzt zur höchsten Kirchenwürde erhoben; der mächtige Erasmus, der viele Jahre hindurch aus seiner Studierstube seine souveränen Briefe an die Gelehrtenwelt geschrieben hatte, sollte nun herabsteigen auf den unruhigen Kampfplatz, aber der König der Schule mochte seinen Scepter nicht vor dem souveränen Volke niederlegen. Seit längerer Zeit wandte er sein Gesicht ab, so oft er seinem einst vielgeliebten Oekolampadius begegnete, und jetzt fürchtete er, sich durch längeren Aufenthalt in Basel bei seinen Gönnern zu verdächtigen. „Der unter der Erde verborgene Strom ist ungestümm herausgequollen und stiftet schreckliche Verwüstungen an. Mein Leben ist in Gefahr, Oekolampadius hat alle Kirchen inne. Man schreit mir beständig in die Ohren, belästigt mich mit Briefen, Karrikaturen, Schmähschriften. Ich muß Basel verlassen, nur weiß ich nicht, ob öffentlich oder insgeheim. Ersteres ist anständiger, letzteres sicherer." [1]) Erasmus wollte Ehrlichkeit und Klugheit möglichst mit einander verbinden, und bat den Fährmann, mit welchem er den Rhein hinab wollte, an einem weniger besuchten Orte abzufahren, aber

---

1) Erasmus an Pirkheimer, Juli 1529.

der Rath war dagegen und der furchtsame Philosoph bestieg an der von Menschen besuchten großen Brücke eine Barke. Er nahm von der Stadt, die er so sehr geliebt hatte, traurig Abschied und zog sich mit mehreren Gelehrten nach Freiburg im Breisgau zurück.

Neun Professoren wurden berufen, darunter Oswald Myconius, Phrygio, Sebastian Münster und Simon Grynäus. Man gab gleich eine Kirchenordnung und ein Glaubensbekenntniß, eines der kostbarsten Dokumente dieser Epoche, heraus.

So war ohne jegliches Blutvergießen eine große Umgestaltung durchgeführt worden. Trotz weltlicher und geistlicher Macht war das Papstthum in Basel gefallen. „Der Keil des HErrn," schrieb Oekolampadius, „hat im Holze den schlechten Knoten gesprengt." Doch läßt sich nicht läugnen, daß die Basler Reformation einem ernsten Tadel Raum gibt. Luther war gegen die Volksgewalt und sagte: „Wenn das Volk aufhorcht, muß man nicht zu laut pfeifen, besser von einem Tyrannen, einem Könige leiden, als von Tausenden, dem Volke." Deshalb hat man dem deutschen Reformator vorgeworfen, er habe keine andere Politik, als den Sklavendienst des Lehnswesens gekannt. Der Schweizer Reformation, namentlich der Basler, macht man vielleicht den entgegengesetzten Vorwurf, den der Revolution. Die Reformation gestaltete sich verschieden, je nach den Ländern, wo sie sich entwickelte, monarchisch in Deutschland, republikanisch in der Schweiz, doch ist ein großer Unterschied zwischen Reformation und Revolution.

Das Christenthum will in keinem dieser Kreise den Despotismus, die Knechtschaft, den Stillstand, den Rückschritt, den Tod, sondern indem es den Fortschritt will, beabsichtigt es diesen vermittelst der Reformation und nicht durch die Revolution herbeizuführen. Die Reformation wirkt durch die Macht des Wortes, der Lehre, Bildung und Wahrheit, die Revolution dagegen, oder vielmehr die Revolte, durch die Macht des Aufstandes, des Schwertes und des Stockes. Das Christenthum wirkt durch den inneren Menschen, keine Verfassung allein kann ihn befriedigen. Die politischen Verfassungen sind zwar allerdings eine Wohlthat unsers Jahrhunderts, aber die Gewährleistungen dürfen

nicht bloß auf Pergament niedergeschrieben seyn, sondern müssen in die Herzen eingegraben, durch die Sitten verbürgt seyn. So dachten die Schweizer, so die Baseler Reformatoren, und darum war ihr Werk keine Revolution. Wenn es nun gleichwohl einige Excesse gegeben hat, so bedenke man, daß vielleicht noch nie eine Reformation ohne eine gewisse Beimischung von Revolution zu Stande gekommen ist. In Basel aber handelte es sich doch um Lehren, welche auf die sittliche Ueberzeugung und das Leben des Volks gewirkt hatten; die Bewegung war zuerst eine innere gewesen, ehe sie sich äußerlich zeigte. Die Reformation begnügte sich nicht damit, zu nehmen, sondern sie gab noch weit mehr: sie protestirte nicht allein, sondern verbreitete reichen Segen über das ganze Volk.

6.

Farels Mission. — Er geht nach Lausanne. — Murten, Neuenburg. — Farel predigt in Serrière. — Kommt nach Neuenburg. — Die Mönche. — Farels Predigt. — Das Papstthum in Neuenburg. — Domherren und Mönche verbinden sich. — Farel in Bully. — Das Bisthum Basel. — Anschläge in Neuenburg. — Farel in der Hospitalkirche. — Die Berner Deputation.

Durch die Berner Disputation war das Papstthum in einem großen Theile der deutschen Schweiz gestürzt worden, ja man spürte schon eine Folge davon in einigen am Jura gelegenen, oder in den Hochthälern unter Tannen zerstreuten Kirchen der französischen Schweiz, welche bisher dem römischen Papste auf's treueste ergeben gewesen waren.

Farel sah die Begründung des Evangeliums an den Orten, wo die Rhone ihre sandigen Fluthen in den Krystall des Genfersees ergießt. Bern stand ihm bei. Dieser Kanton besaß die Aemter Murten, Orbe, Grandson gemeinschaftlich mit Freiburg, und war mit Lausanne, Avenche, Payerne, Neuenburg, Genf verbündet; es lag daher in seinem Interesse, den Bundesgenossen und Untergebenen das Evangelium verkündigen zu lassen. Farel erhielt die Erlaubniß, dieses zu thun, freilich unter dem Vorbehalt, daß die betreffenden Regierungen es zuließen.

So kam Farel nach Murten und zu den Thürmen und Zinnen, welche zu drei verschiedenen Malen, von Konrad dem Salier, Rudolph dem Habsburger und Karl dem Kühnen gestürmt worden waren, und predigte dort das Evangelium. Obwohl Freunde der Reformation dort bald zahlreich waren, so entschied sich doch eine allgemeine Abstimmung für das Papstthum, und Farel ging nach Lausanne. Als der Bischof und dessen Klerus ihn zuerst zurückwiesen, so erschien er bald von Neuem mit einem Schreiben der Berner Rathsherren, worin es hieß: „Wir schicken ihn euch zu, damit er seine und unsere Sache verfechte. Laßt ihn Gottes Wort lehren und sorget dafür, daß man ihm kein Härchen krümmt."

Die Räthe, zwischen Bern und dem Bischofe in der Mitte, kamen in Verlegenheit und wußten nicht, was thun. Der Rath der Vierundzwanzig rief bei der Wichtigkeit der Sache den Rath der Sechziger zusammen, dieser entschuldigte sich und man berief am 14. November 1529 den Rath der Zweihundert. Aber diese verwiesen die Sache, mit der Niemand etwas zu thun haben wollte, an den kleinen Rath zurück. Die Bewohner von Lausanne klagten allerdings sehr über die heiligen Männer ihrer Kapitel, deren Leben nur eine lange Orgie sei. Aber das ernste Antlitz der Reform erschreckte sie noch mehr. Konnte Lausanne seinen Bischof mit dessen Hofstaate und Würdeträgern entbehren? Keine Pilger mehr in den Kirchen, keine Parteien vor kirchlichen Gerichtshöfen, keine Händler mehr auf den Straßen, keine lustigen Gäste mehr in den Herbergen? Kein lautes Zusammenströmen des Volks mehr, wodurch Lausanne reich wurde? Besser bereichernde Unordnung, als verarmende Reform. Farel mußte wieder fort.

Er kam nach Murten zurück, wo das Wort bald die Herzen gewonnen. An Festtagen sah man die Straßen von Payerne und Avanches her voll von Leuten, die nach Murten zum Prediger zogen, und einander auf dem Wege scherzhaft ermunterten, nicht in die Netze der Ketzerei zu fallen. Aber am Abende war Alles anders; ergriffen von der starken Hand der Wahrheit kehrten dieselben Leute zurück, theils gedankenvoll sinnend, theils mit Feuer lebhaft die vernommenen Lehren besprechend. Ueberall flackerte

das Feuer und gab die hellen Flammen. Mehr wollte Farel nicht: er zog auf weitere Eroberungen aus.

Nicht weit von Murten lag eine Feste des Papstthums, das Land Neuenburg. Johanna v. Hochberg, welche dieses Fürstenthum erblich besaß, hatte sich 1504 mit Ludwig von Orleans, Herzog von Longueville, vermählt. Da aber dieser französische Fürst im Jahr 1512 den König von Frankreich im Kriege gegen die Schweizer unterstützt hatte, so hielten die Kantone das Land besetzt, gaben es aber 1529 seiner Wittwe zurück. Wenige Länder boten dem kühnen Reformator so große Schwierigkeiten. Die Fürstin von Longueville lebte in Frankreich am Hofe Franz I., war eitel, verschwenderisch, immer verschuldet, und dachte an Neuenburg nur als ein Gut, welches ihr eine gute Rente abwerfe; dazu war sie dem Papste und Papstthume ergeben. Zwölf Domherren und mehrere Priester und Kaplane bildeten einen mächtigen Klerus, an dessen Spitze Propst Oliver von Hochberg, natürlicher Bruder der Fürstin, stand. Eifrige Hilfstruppen standen dieser Schaar bei, einerseits die Prämonstratenser in der Abtei Fontaine-André, drei Viertelstunden von der Stadt, deren Mönche im 12. Jahrhundert mit eigener Hand das Land urbar gemacht hatten,[1]) aber allmählig vornehme Herren geworden waren, andererseits die Benediktiner der Johannisinsel, deren Abt, von den Bernern vertrieben, sich in seine Priorei zu Corcelles geflüchtet hatte. Die Neuenburger hatten eine große Achtung vor den alten Rechten, und bei der allgemeinen Unwissenheit ließen sich die päpstlichen Einrichtungen leicht aufrecht erhalten. Die Domherren versäumten nichts; an die Stelle evangelischer Unterweisung setzten sie Festlichkeiten und Schauspiele, die auf einem steilen Felsen liegende Kirche war voll von Altären, Kapellen und Heiligenbildern, die Religion stieg von diesem Heiligthume herab und durchlief die Straßen und verkleidete sich in Dramen und Mysterien, vermengt mit Ablaß, Wundern und Ausgelassenheiten.[2])

Indessen brachten die Neuenburger Soldaten, welche den

1) *Chambrier,* Hist. de Neuchâtel 13.

2) Mém. sur l'église collegiale de Neuch. 240.

Feldzug von 1529 mit dem Berner Heere gemacht hatten, große Begeisterung für die evangelische Sache nach Hause. Zu Ende dieses Jahres fuhr an einem kalten Wintertage ein schwacher Kahn, der von der südlichen Seite des See's, von Murten herkam, an das Neuenburger Ufer, und darinnen saß ein Franzose von dürftigem Aeußern. Farel, der war es, hatte nämlich erfahren, daß das Dorf Serriere, dicht vor Neuenburg, in kirchlicher Abhängigkeit von der evangelischen Stadt Biel stehe, und daß der dortige Pfarrer, Emer Baynon, einigen Geschmack am Evangelium finde. Unverzüglich war sein Entschluß gefaßt. Er stellte sich dem Magister Emer vor, bei dem er freudige Aufnahme fand, aber es war verboten, daß Farel in einer Kirche der Grafschaft predige. Der gute Pfarrer meinte, Allem genug zu thun, wenn er gestatte, daß Farel einen Stein auf dem Gottesacker besteige, und, den Rücken zur Kirche gekehrt, vor dem Volke rede. [1])

Große Aufregung entstand in Neuenburg. Einerseits schrieen Regierung, Domkapitel und Klerus über Ketzerei, andererseits zogen Manche, welchen Gott die Wahrheit erschlossen hatte, nach Serriere; aber bald war ihnen das nicht mehr genug, sondern sie ersuchten Farel, in der Stadt selbst zu predigen. Es war zu Anfang Dezember. Man zog durch das Schloßthor, links von der Kirche auf einer Anhöhe, an den Häusern der Domherren vorbei und von da in die engen, von den Bürgern bewohnten Straßen. Dicht am Kreuze auf dem Marktplatze bestieg Farel eine Plattform und wendete sich an die von allen Seiten herbeiströmende Menge, an die Wollenweber, Winzer, Landleute, an ein ehrbares Volk, das mehr Herz als Einbildungskraft hatte. Der Redner sah ernst aus, sprach kräftig und mit gewaltiger Stimme; Augen, Gesicht, Geberdenspiel, Alles an ihm zeigte den unerschrockenen Mann an. Das Volk, das sonst nur Possenreißer zu hören gewohnt war, wurde von der mächtigen Rede ergriffen, wie auch ein handschriftlicher Bericht sagt: „Farel hielt eine so nachdrückliche Predigt, daß er viele Leute

1) Herr v. Perroh, früher Pastor in Serviere und Verfasser der Schrift l'eglise et la reformation hat mir den Stein gezeigt, auf den Farel gestiegen war.

gewann." Einige Mönche aber, mit ihrem geschorenen Haupte, suchten das Volk gegen den ketzerischen Prediger aufzuwiegeln. Man solle ihn todtschlagen oder in's Wasser werfen, schrieen sie und näherten sich dem heute noch dort befindlichen Brunnen, um Farel zu ertränken, aber der Reformator verzagte nicht.

Auf diese erste Predigt folgten noch mehrere; jeder Ort war für ihn eine Kirche, ein Stein, eine Bank, eine Plattform seine Kanzel. Kalte Winde und Dezemberschnee hätten die Neuenburger zu Hause zurückhalten können, und außerdem hatten die Domherren strenge Verbote ergehen lassen, die Mönche drohten, ermahnten, flehten, aber was half es? Wo der kleine, blasse, sonnverbrannte Mann, mit rothem, schlecht gepflegtem Barte, aber mit feurigem Blicke, auftrat, da schaarte sich das Volk um ihn, denn er verkündete Gottes Wort. Alle blickten ihn mit offenem Munde an und hörten begierig zu, und die Menge wurde glaubig, als ob sie eine Seele wäre. Er selbst nennt es wunderbar.[1]) Gottes Wort nahm den Platz beim ersten Sturme weg, stürzte Jahrhunderte alte von Rom ersonnene Erfindungen; und trat siegreich auf die Trümmer der Menschensatzungen. Farel meinte, der Herr selber wandle unter dieser Menge, öffne die Augen der Blinden, rühre die verhärteten Herzen und thue Wunder. So wie er in seine stille Wohnung zurückgekehrt war, schrieb er an seine Freunde: „Dankt mit mir, ihr Brüder, dem Vater der Barmherzigkeit, daß er den von schwerer Tyrannei Bedrängten seine Gnade hat leuchten lassen," wie er auch selber tief bewegt niederfiel und anbetete.

Was thaten unterdessen die Anhänger des Papstthums in Neuenburg? Die Domherren, Mitglieder der Generalaudienzen, deren ersten Stand sie bildeten, behandelten Priester und Laien mit unerträglichem Hochmuthe. Sie ließen ihre Aemter von armen Vikaren versehen, unterhielten öffentlich ihre Kebsweiber, kleideten sie prächtig, statteten ihre Kinder durch öffentliche Aktenstücke aus, schlugen sich in der Kirche, durchzogen bei Nacht die Stadt oder gingen in's Ausland, um dort an verborgenem Orte den Ertrag ihres Geizes oder ihrer Erpressungen zu genießen.

---

1) Farel an Molanus: Handschrift zu Neuenburg.

Arme Aussätzige lebten in einem Hause nahe an der Stadt von gewissen Einkünften, die reichen Canonici wagten es, mitten in ihren Schwelgereien diesen Unglücklichen ihr Almosenbrod zu entziehen.[1])

Nicht weit davon lag die Abtei Fontaine André, deren Mönche beständig mit den Domherren von Neuenburg in Fehde lagen. Diese beiden auf zwei Hügeln gelagerten feindlichen Mächte machten sich gegenseitig ihre Güter streitig, entrissen sich die Privilegien, schmähten sich auf's Gröbste, ja wurden sogar oft handgemein. Nannten die Domherren den Abt einen Weiberverführer, so schonte er auch sie nicht. Erst die Reformation hat durch den Glauben das vom Papstthum mit Füßen getretene Sittengesetz in der Christenheit wieder aufgerichtet. Lange Zeit hatten diese Kämpfe die Ruhe des Fürstenthums beeinträchtigt, als sie plötzlich aufhörten, denn es war etwas Seltsames geschehen, Gottes Wort war in Neuenburg gepredigt worden. Die erschrockenen Domherren blickten diese neue Regung voll Verwunderung an, und als das Gerücht davon auch zur Abtei drang, da gaben Mönche und Priester ihre Lustgelage und Streitigkeiten auf. Der heidnische Sensualismus, welcher so lange die Kirche beherrscht, hatte ausgespielt, der christliche Spiritualismus war wieder erschienen.

Die so lange verfeindeten Domherren und Mönche verbanden sich alsbald gegen den Reformator. „Die Religion," sprachen sie, „müssen wir retten," d. h. Zehenten, Gastmähler, Unordnungen und Vorrechte. Aber je weniger sie der Lehre Farels eine andere gegenüberstellen konnten, um so mehr war Schmähung ihre Polemik, und nur in Corcelles wagten sie mehr; denn als hier Farel neben dem Priorate predigte, drangen die Mönche auf ihn ein, der Prior Rudolph von Benedikt wiegelte sie auf und führte selbst einen Dolch,[2]) so daß der Reformator nur mit genauer Noth sich retten konnte.

Das Papstthum wendete sich wie immer wieder an die weltliche Gewalt: Domherren, Abt, Prior bestürmten alle zugleich

1) *Chambrier,* Hist. de N. 280.

2) *Posselet* Annot. Kirchhofer.

den Gouverneur, Georg von Rive, aber trotzdem blieb Farel standhaft. „Jesus Christus lebt," sagte er, „und bei der großen Theilnahme seiner Lämmer an seinem Worte muß ich mehr dulden, als Worte auszudrücken vermögen; doch macht Christus Alles leicht."[1]) Aber bald mußte er nachgeben und von Neuem über den See setzen, aber wie ganz anders als vorher, denn jetzt hatte das Feuer gezündet. Am 22. Dezember war er in Murten, bald darauf in Aigle. Er wurde bald zurückgerufen, nachdem bei der am 7. Januar 1530 zu Murten über den Glauben erfolgten Abstimmung die Mehrzahl für das Evangelium gewesen war. Aber die von Freiburg unterstützte römische Minorität suchte durch Schmähungen und Mißhandlungen ihre alte Stellung wieder zu gewinnen.[2])

Kurz darauf bestieg Farel mit einem Berner Führer über Vevay das herrliche Amphitheater, das an den Genfer See führt, und kam durch das Gebiet des Grafen Jean de Gruyere, welcher erklärt hatte, der französische Luther müsse verbrannt werden.[3]) Auf der Höhe von St. Martin de Vaud, links vom jetzigen Wege von Vevay nach Freiburg, kamen ihm der Prior und noch zwei Pfarrer entgegen, und schrieen: „Ketzer! Teufel!" Der Graf indessen, der Bern fürchtete, verhielt sich ruhig hinter seinen Mauern. Farel ließ sich weder durch die Verpflichtung, in Murten sich zu vertheidigen, noch durch die kalte Jahreszeit zurückhalten, sondern brachte das Evangelium auf die schönen Höhen, welche sich über den hellen Gewässern der Seen von Murten und Neuenburg erheben, in die Dörfer des Vully, in welchen auch seine Arbeit vom entschiedensten Erfolg gekrönt wurde. Am 15. Februar kamen vier Abgeordnete von Vully nach Murten, mit dem Begehren, die Reformation zu erhalten, das ihnen auch ohne Säumen erfüllt wurde: die Berner erklärten den Freiburgern, es solle kein Zwang stattfinden, die Prediger sollten das Evangelium verkündigen, dagegen die Priester ihre Narrentheidinge treiben. So gab die Reform dem christ-

---

1) Farel an Dumoulin. Handschr. in Neuenburg.

2) *Chambrier*, Hist. de N. 293.

3) Schreiben Berns an den Grafen, vom 5. und 16. Januar 1530.

lichen Volke seine Freiheit; und Farel schrieb damals seinen schönen Brief „an alle Herren, Völker und Hirten."

Gleich darauf dachte der unermüdliche Mann an eine neue Mission. Eine Bergkette trennt das schon evangelische Jura-Thal Erguel von dem Lande der alten Rauraker, mit welchem die Verbindung nur durch einen in den Fels gegrabenen Weg vermittelt wird. Ende April ging Farel durch Pierre Pertuis (Petra Pertusa) in das Dorf Tavannes, und betrat die Kirche, als der Priester gerade Messe las. Farel besteigt die Kanzel, der Priester hält betroffen inne, der Redner macht Eindruck auf seine Zuhörer und erscheint ihnen wie ein Engel vom Himmel. Bilder und Altäre fielen, ehe der arme Priester seine Messe beendigen konnte. In wenigen Wochen war ein großer Theil des Bisthums Basel für die Reformation gewonnen.

In Neuenburg gährte es unterdessen. Die jungen Krieger, welche mit den Bernern gezogen waren, um Genf von Savoyens Angriffen zu befreien, erzählten fröhlich von diesem Feldzuge und berichteten, wie sich die Berner Soldaten an den Bildsäulen der Genfer Dominikaner gewärmt und dazu gesagt hätten, Holzgötzen taugten nur zum Einheizen im Winter. Farel kehrte nach Neuenburg zurück, wo er die Stadt für sich hatte, aber um so sehnsüchtiger nach dem Felsen emporschaute, auf welchem Dom und Schloß emporragten. Er hielt es für gut, die hochmüthigen Priester hervorzulocken. Eines Morgens wurden von seinen jungen Freunden Zettel angeschlagen des Inhalts: „Wer die Messe liest, ist ein Schurke, Mörder und Volksverführer."[1]) Große Bewegung in Neuenburg: die Domherren versammelten ihre Häscher, und mit einer Schaar, welche Degen und Stöcke führte, drangen sie in die Stadt, rissen die Anschläge ab, stellten Farel als Ehrenschänder vor Gericht und forderten 10,000 Thaler Schadenersatz.

Beide Parteien erschienen. Mehr wollte Farel nicht. Er sagte: „Ich räume die Thatsache ein, behaupte mein Recht. Gibt es schrecklichere Mörder als die Verführer, welche das Paradies verkaufen und die Verdienste Jesu Christi also vernich-

---

1) *Chambrier*, Hist. de N. I, 293.

ten? Was ich sage, beweise ich durch das Evangelium." Aber wie er es aufschlagen wollte, schrieen die zornigen Domherren: „Es handelt sich um den Brauch von Neuenburg, nicht um das Evangelium! Wo sind deine Zeugen?" Doch Farel blieb bei seiner Anklage und bewies mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit aus Gottes Worte, daß die Domherren Mords und Diebstahls schuldig seien. Ein solcher Prozeß war der Ruin des Papstthums. Die Neuenburger Justiz hatte noch niemals so etwas verhandelt und beschloß nach altem Gebrauche, sich an den Rath zu Besançon zu wenden, welcher den ersten Stand der Generalaudienzen nicht als Mörder und Diebe verurtheilen wollte, und die Sache an Kaiser und Concil verwies. Eine schlechte Sache gewinnt nichts, wenn sie Lärmen macht.

Je mehr man ihn zurückdrängen wollte, desto kühner drang Farel vorwärts, und Straßen und Häuser waren seine Kirche. Den Bürgern fiel es aber auf einmal ein, es sei doch seltsam, daß Gottes Wort nicht in einer Kirche verkündigt werde, nahmen Farel, öffneten die Hospitalkapelle, ließen ihn die Kanzel besteigen und lauschten stille auf seine Predigt. „So wie Jesus Christus, im Stande der Armuth und Niedrigkeit, in einem Stalle zu Bethlehem geboren worden," sagte der Reformator, „so wird dieses Spital, die Behausung der Armen und Kranken, seine Geburtsstätte in Neuenburg." Aber es war ihm unbehaglich in diesem Bethause mit seinen gemalten und behauenen Bildern, er riß die Götzenbilder um und zerschlug sie. Das wuthverblendete Papstthum that darauf einen Schritt, zu welchem es zwar das Recht hatte, welcher es aber doch zum Sturze brachte.

Es nahm seine Zuflucht zum weltlichen Arme; der Gouverneur ersuchte die Berner durch eine Deputation, man möge Farel und dessen Gefährten abberufen. Gleichzeitig kamen Abgesandte der Bürgerschaft nach Bern. „Unsere Hände haben bei Interlaken und Bremgarten die Waffen getragen, eure Reformation zu unterstützen und ihr verlaßt uns bei der unsrigen?" So sprachen sie. Bern schwankte, die ganze Stadt war damals sehr niedergeschlagen. Einer der ausgezeichnetsten Bürger, der Bannerherr von Weingarten, lag an der Pest todtkrank darnieder. Als er die Bitte der Neuenburger erfuhr, sagte er, man möge den

Rath in seinem Namen ersuchen, daß er auf den Sonntag eine allgemeine Volksversammlung in Neuenburg ausschreibe. Diese Vorstellung des sterbenden Bannerherrn gab den Ausschlag. Am 7. August kamen Berner Abgeordnete nach Neuenburg; Farel, welcher die Zeit der Verhandlungen für neue Eroberungen benützen wollte, verließ die Stadt mit einem Eifer, welcher dem des Paulus gleich ist: sein Körper schwach, seine Thätigkeit apostolisch. Gefahren und Mißhandlungen erduldete er täglich, aber er hatte eine göttliche Kraft in sich, die ihm den Sieg verlieh.

7.

Valendis. — Guillemette von Vergy. — Farel im Ruzthale. — Die unterbrochene Messe. — Hinterhalt gegen Farel. — Farel im Gefängnisse. — Bürger und Domherren. — Farel wird in den Dom geschleppt. — Seine Predigt. — Die Schloßterrasse. — Die zerstörten Bilder. — Die Reformirten an den Statthalter. — Sieg der Reform.

Eine Stunde von Neuenburg, jenseits des Berges, liegt das Ruzthal, an dessen Eingange der Flecken Valendis (Valengin) liegt, in einer abgrundartigen Tiefe, in welcher ein wilder Strom brüllt, von schroffen Felsen umgeben. Ein altes Schloß ragte auf dem Felsen hoch empor, beherrschte die niedrigen Häuser des Fleckens und erstreckte seine Gerichtsbarkeit über fünf Thäler der hohen Berge, die damals mit schwarzen Fichten bewachsen, jetzt der Sitz des rühmlichsten Gewerbfleißes sind (Lachauxdefonds, Locle u. s. w.). In diesem Schlosse wohnte Guillemette von Vergy, verwittwete Gräfin von Valengin, eine eifrige Katholikin, welche das Andenken an ihren Gemahl in aller Ehrfurcht bewahrte. Hundert Priester hatten bei dessen Beerdigung Messe gelesen, mehrere Büßerinnen waren ausgestattet worden, man hatte reiche Almosen ausgetheilt, der Pfarrer von Locle war nach Jerusalem geschickt worden und Guillemette (Wilhelmine) selbst hatte eine Pilgerfahrt für die Seelenruhe ihres verstorbenen Gemahls unternommen. Manchmal jedoch, wenn die Gräfin von Gruyère und andere Damen die Wittwe besuchten, ging es hoch

her im Schlosse, man hörte Pfeifen und Trommeln, in den Sälen erschienen fröhliche Gäste, und heitre Tänze folgten auf trübe Andachtsübungen. Eins blieb immer im Herzen Guillemette's, der Haß gegen die Reformation, in welchem sie von ihrem Intendanten, Herrn von Bellegarde, und den Domherren von Valendis kräftig bestärkt wurde, die freilich mit Recht in Aengsten waren.

Am 15. August war Mariä Himmelfahrt, alle Gläubigen im Ruz-Thale rüsteten sich zur Feier dieses hohen Festes. Farel, feurig und eifrig wie Elias, zog an diesem Tage dahin, begleitet von seinem jungen Landsmanne, Anton Boyve, (wie es scheint seinem entfernten Verwandten), einem Manne von entschiedenem Charakter.[1] Die beiden Missionare zogen über den Berg und gelangten über Valendis, wo sie wegen des nahen Schlosses nicht bleiben mochten, in ein Dorf, wahrscheinlich Boudevilliers,[2] um dort das Evangelium zu verkündigen.

Man eilte schon von allen Seiten her in die Kirche, in welche auch Farel mit seinen Gefährten und einigen Andern, die ihn schon in Neuenburg gehört hatten, eintrat. Der Reformator bestieg gleich die Kanzel, während der Priester eben die Messe lesen wollte. Der Kampf begann. Farel predigte Jesum Christum und dessen Verheißungen, der Priester und der Chor sangen aus dem Meßbuche. Der wichtige Augenblick trat ein, die unaussprechliche Transsubstantiation sollte erfolgen, der Priester sprach die heiligen Worte aus; aber das Volk schwankte nicht mehr. Alte Gewohnheit, unbeschreiblicher Einfluß rißen es zum Altare hin, der Prediger war verlassen. Die Menge kniete nieder, ihres Cultus sich bewußt, Rom siegte. Da stürzte ein Jüngling durch den Chor an den Altar, riß die Hostie aus der Hand des Opfernden und rief dem Volke zu: „Das ist nicht der Ort, wo ihr Gott anzubeten habt; er ist droben im Himmel, in der Majestät des Vaters, und nicht in Priesterhänden, wie ihr glaubt." So sprach Anton Boyve. Diese kühne Handlung hatte anfänglich den gewünschten Erfolg. Die Messe war gestört, der Gesang hörte auf, die gleichsam von

1) Familienhandschrift von Boyve: aus dieser Familie sind später mehrere Neuenburger Geistliche gekommen.

2) Eine Handschrift und Ruchat sagen, in Valendis; ich ziehe die Angabe einer älteren Handschrift vor, welche ein Dorf bei Valendis angibt.

übernatürlicher Einwirkung erschrockene Menge verstummte. Farel benützte diese Stille und verkündigte den Christus, welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde Alles (Apost.Gesch. 3, 21.). Unterdessen eilten Priester, Sänger und ihre Gesinnungsgenossen auf den Thurm und läuteten die Sturmglocke, worauf alsbald die Leute herbeiströmten, so daß Farel und Boyve verloren gewesen wären, wenn nicht Gott sie gerettet hätte. Sie eilten auf Valendis zu, waren dicht an der Schlucht, welche der Seyon durchströmt, aber wie konnten sie durch den Flecken, wo man die Sturmglocke vernommen hatte? Sie ließen Chaumont und dessen düstren Wald links liegen und schlugen einen engen Pfad unterhalb des Schlosses ein, aber so vorsichtig sie auch einherschlichen, so empfing sie doch plötzlich ein Hagel von Steinen, und zu gleicher Zeit fielen etliche zwanzig Männer und Weiber mit Stöcken bewaffnet voll Wuth über sie her; „die Priester," schreibt ein damaliger Berichterstatter, „waren weder an den Füßen, noch an den Händen gelähmt, sondern schlugen so tüchtig los, daß die Beiden fast umgekommen wären. Frau von Vergy, welche auf ihren Terrassen stand, war weit entfernt, den Zorn der Pfaffen zu beschwichtigen, schrie vielmehr: „Werft sie in's Wasser, werft die lutherischen Hunde, welche den lieben Gott verachtet haben, in den Seyon!" Die Priester schleppten sie schon über die Brücke, Farel schien verloren. Da kamen hinter dem letzten Felsstücke, welches von der Bergseite Valendis verbirgt, einige Leute vom Ruzthale von Neuenburg her, um hinunter in's Thal zu steigen. „Was wollt ihr?" riefen sie den Priestern zu, wahrscheinlich um jene zu retten. „Verhaftet sie lieber, damit sie sich verantworten können, sonst könnt ihr doch nicht erfahren, wie alle die Personen heißen, welche vom Gifte der Ketzerei ergriffen sind. Die Priester billigten dieses und führten die Gefangenen in's Schloß. Als sie vor einer kleinen Kapelle mit einem Muttergottesbilde vorbeizogen, forderten sie Farel und Boyve auf, niederzuknieen, aber Farel ermahnte sie, den einigen Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, aber keine stummen Bilder ohne Seele und Macht. Die Priester ärgerten sich über solche Reden und schlugen auf die Gefangenen los, so daß Farel blutete und noch lange Zeit

an der Wand der Kapelle Blutspuren zu sehen waren. Von da zog man in den Flecken, und dann weiter die Höhe hinan, wo Guillemette mit den ihrigen die Lutherischen erwartete, während dessen man immer auf Farel und Boyve losschlug, bis sie endlich voll Blut, beschmutzt und halbtodt in's Gefängniß gebracht waren. So war Paulus in Lystra von den Juden gesteinigt, geschleift und wie todt zurückgelassen worden. (Apost. 14, 19.) Die Apostel und die Reformatoren haben dieselbe Lehre verkündigt und dieselben Mißhandlungen erlitten. Allerdings waren Farel und Boyve allzu hitzig gewesen in ihrem Auftreten, allein die in den gesetzlichen Geist des Judenthums und alle daraus entspringende Verderbniß zurückgefallene Kirche des Mittelalters mußte nachdrücklich bekämpft werden, wenn sie zum Grundsatze der Gnade zurückgeführt werden sollte. Augustin und Paulus erschienen wieder in der Kirche des sechszehnten Jahrhunderts, und wenn man sieht, wie Boyve voll Entrüstung die Anbetung des Brods in der Messe stört, so möchte man an Paulus erinnert werden, der seine Kleider zerriß und unter das Volk sprang, welches Menschen anbeten wollte. (Apost. 14, 14.)

Im Schloßkerker konnten Farel und Boyve, wie einst Paulus und Silas im Gefängnisse zu Philippi, das Lob des HErrn singen. Herr von Bellegarde, stets bereit, das Evangelium zu verfolgen, hatte ihnen bereits ein schlimmes Ende zugedacht, hätten nicht Neuenburger Bürger ihre Auslieferung verlangt. Frau von Bergy wagte nicht, dieselbe zu verweigern, und befahl sogar eine Untersuchung, um die Berner zu befriedigen. Aber der Priester, welcher am meisten auf Farel losgeschlagen hatte, speiste von der Zeit an zur Belohnung täglich an der Tafel der Damen. Dennoch war im Thale Ruz der Same der Wahrheit ausgestreut worden.

In Neuenburg standen die Berner den evangelischen Bürgern bei. Der Statthalter, der es nicht zu verhindern vermochte, schrieb der Prinzessin, sie möchte kommen, um das Volk, welches wegen der lutherischen Religion sehr aufgeregt sei, zu beruhigen. Unterdessen wuchs die Gährung, zumal als die Domherren die Bitte der Bürger, die Messe aufzuheben, nicht berücksichtigt hatten; als die Bürger noch einmal schriftlich ihre Gründe vor-

brachten und auf eine Disputation mit Farel antrugen, wurde auch dieses abgelehnt, so dringend und bescheiden sie auch darum baten.

Am Sonntag den 23. Oktober predigte Farel wieder in der Hospitalkirche zu Neuenburg. Er wußte, daß der Magistrat den Dom selber dem evangelischen Gottesdienst einzuräumen beabsichtigt hatte. „Ehrt ihr," sagte er, „das Evangelium weniger, als jene die Messe? Wenn man diesen abergläubischen Akt in der großen Kirche vornimmt, soll das Evangelium nicht auch dort gepredigt werden?" Bei diesen Worten erhoben sich alle Zuhörer und schrieen: „In die Kirche! In die Kirche!" Ungestüme Menschen wollen gleich ausführen, was die klugen Aeltesten erst vorgeschlagen hatten.[1]) Farel wurde den steilen Schloßweg hinan geführt, umsonst wollen die Domherren mit den Ihrigen den Pfad sperren, die Menge dringt durch, und da sie zur Ehre Gottes zu handeln meint, hilft kein Widerstand. Man schmäht und schlägt darauf los, aber das Volk zieht im Namen der Wahrheit vorwärts, öffnet die Thore der Liebfrauenkirche, wo aber ein neuer Kampf beginnt. Um die Kanzel hatten sich nämlich die Domherren mit ihren Freunden aufgestellt, um die Predigt Farels zu hindern, aber Alles war vergeblich, denn sie hatten es nicht mit einem Truppe Aufrührerischer zu thun, sondern Gott hatte in seinem Worte gesprochen, und auch der Magistrat hatte einen entscheidenden Beschluß gefaßt. Die Bürger rücken auf die Priester los, den Reformator in ihrer Mitte, und dringen endlich durch, so daß er auf die Kanzel kam, ohne daß ihm ein Leid zugefügt worden wäre. Da wurde es still im Dome und rings umher, selbst die Feinde schwiegen, und Farel hielt eine seiner stärksten Predigten. Die Augen öffneten sich, die Bewegung nahm zu, harte Herzen wurden weich, und bald erschallte es in der ganzen Kirche: „Wir wollen die evangelische Religion, wir und unsre Kinder, laßt uns mit ihr leben und sterben!"

Auf einmal wird die Menge erregt wie das Meer von einem

1) So erhellt aus dem Protokoll der in Neuenburg von den Bernern gehaltenen Sitzung. Dieser Beschluß des Magistrats ist bisher übersehen worden.

Sturmwinde; Farels Zuhörer wollten den König Josias (2 Chron. 34, 7.) nachahmen. Die Götzen sollen aus den Augen, dann kommen sie auch aus dem Herzen; wenn einmal die Götzen zermalmt sind, so entscheiden sich viele noch schwankende Seelen unserer Mitbürger nach solcher Kundgebung der Wahrheit. Man muß sie retten. Dieser letzte Grund bestimmte sie, und jetzt begann ein Auftritt, welcher die Andächtigen mit Schauder erfüllte und ihnen das schrecklichste Gericht Gottes über die Stadt herbeizuführen schien. Der Ort selbst machte diesen Auftritt feierlich. Im Norden erheben sich die Schloßmauern auf den steilen Felsen des malerisch-düstern Seyon-Thales, der nahe anliegende Berg bietet nichts als kahle Felsen, Weinranken und dunkle Tannen. Südlich von der Terrasse, wo das Stück spielte, zeigen sich die stillen Gewässer des Sees, dessen reiche und schöne Ufer, und in der Ferne die Alpen mit ihrem Schneeglanz, ihren Gletschern und riesenhaften Spitzen.

Das Neuenburger Volk kümmerte sich wenig um das große Schauspiel der Natur. Der Statthalter mußte müßig den Auftritten zuschauen, die er nicht verhindern konnte, und sich darauf beschränken, eine Beschreibung davon uns zu geben. „Die tollkühnen Menschen," sagt er, „nahmen Aexte, Spaten und Hämmer, um die Heiligenbilder anzugreifen." Bilder und Altäre wurden in Stücke zerschlagen, selbst die im 14. Jahrhunderte von den Bildhauern des Grafen Ludwig gefertigten Statuen wurden nicht verschont, kaum daß die Bilder des Grafen selbst, welche man für Götzenbilder gehalten hatte, dem Verderben entgingen. Die Trümmer wurden zum Dome herausgeschleppt und den Felsen hinabgeworfen. Auch vor den Gemälden hatte man keine Achtung, denn wie die ersten Christen sprachen sie, der Teufel habe die Bildsäulen, Gemälde und ähnliche Bildwerke der Welt mitgetheilt.[1]) Sie stachen den Heiligen auf den Bildern die Augen aus, schnitten die Nasen ab, ja hieben das Kruzifix selber in Stücke, weil diese hölzerne Figur all' die Verehrung in Anspruch nehme, welche Christus in den Herzen haben müsse. Nur eines stand noch, das Bild der lieben Frau von der Barm-

1) Tertullian de Idololatria c. 3.

herzigkeit, welches Maria von Savoyen dem Dome verehrt hatte, aber die Achtung dauerte nicht lange, sondern eine freche Hand schlug sie nieder, wie im vierten Jahrhunderte die Riesensäulen der Serapis.[1]) „Sie haben," schrieb der Statthalter an die Prinzessin von Longueville, „unsrer lieben Frau der Barmherzigkeit, welche Ihre hochselige Frau Mutter hatte fertigen lassen, die Augen ausgeschlagen." Ja man ging noch weiter, indem man die Kelche, in welchen der Leib des HErrn war, nahm und sie in den Strom warf, und sodann, damit man erkenne, daß die geweihte Hostie nichts als Brod sei, dieselben vertheilte und aß. Das konnten Domherren und Kaplane nicht mehr ruhig ansehen, sie stießen einen Schrei des Entsetzens aus und begannen endlich den lange vermiedenen Kampf.

Der Propst Oliver von Hochberg, die Domherren Simon von Neuenburg und Pontus von Soleilant, Mitglieder des Geheimenraths, waren mit den andern Räthen der Fürsten auf's Schloß geeilt. Sie hatten bis auf diesen Augenblick ruhig zugesehen, aber als sie bemerkten, daß es zum Handgemenge komme, luden sie die Anhänger der evangelischen Partei vor den Statthalter, was freilich nur den Winden Fesseln anlegen hieß. Und die Reformirten handelten überdieß mit Genehmigung des Magistrats.[2]) „Sagt dem Statthalter," erwiederten sie, „er habe uns in Bezug auf Gott und die Seelen nichts zu befehlen." Georg von Rive sah ein, daß seine Gewalt gegenüber der stärkeren Macht nichts vermöge, und daß er nachgeben müsse, aber wenigstens einige Trümmer suchte er zu retten. Er hieß also die noch nicht zerschlagenen Bilder eilig wegnehmen und in verborgene Gemächer verschließen. Die Neuenburger hatten nichts dawider. Man möge diese Götter nur retten und unter Riegel verwahren, damit kein Dieb sie stehle. Nach und nach nahm der Tumult ab, die Volkswuth legte sich, und später wurde auf einer Säule des Doms zur Erinnerung an diesen Tag die Inschrift angebracht:

---

1) Sokrates, V, 16.

2) „Par les quatre (die Ortsbehörde) dudit Neuchâtel," sagt der Berichterstatter Besancenet. Eben so im Protokolle der von den Bernern gehaltenen Sitzung zu Neuenburg, 14. Nov. 1530.

„Im Jahre 1530, am 23. Oktober, wurde hier von den Bürgern der Götzendienst aufgehoben und ausgerottet.“

Eine große Revolution war geschehen; die öffentliche Ordnung hätte verlangt, daß an die Stelle der Bilder das Evangelium in aller Ruhe hergestellt würde, wie zu Zürich, aber ohne einen Exceß entschuldigen zu wollen, müssen wir doch bedenken, mit welchen Schwierigkeiten eine so sehr angefochtene Aenderung zu kämpfen hat und wie nothwendig Irrthümer und Unerfahrenheit bei einer erstmaligen Umwälzung sich finden. Das Evangelium hatte in dieser Revolution, die mehr als ein bloßer Auflauf war, auf der Schloßterrasse gesiegt, und von nun an sprachen nicht mehr Legenden und Bilder, sondern die Offenbarung Christi und der Apostel zu den Neuenburgern. Anstatt der Mysterien, Sinnbilder und Wunder des Papstthums kamen erhabene Lehren, ewige Wahrheiten, an die Stelle einer gottentleerten Messe trat das Abendmahl des HErrn und sein Geist, der alle Herzen gewinnt. Bei solchem Tausche ist Alles gewonnen.

8.

Die Katholiken verlangen eine Abstimmung. — Die Berner unterstützen die Reform. — Beide Parteien einander gegenüber. — Die Reformirten für eine Abstimmung. — Die Römischen ergreifen das Schwert. — Sie schreiben ihre Namen ein. — Die Abstimmung. — Mehrheit für die Reform. — Rechte der Biedermänner. — Ein Wunder. — Abreise der Domherren.

Noch hatte der Statthalter und seine Vertrauten einige Hoffnung, indem sie sich auf dem Schlosse trösteten, nur eine kleine Anzahl habe an der Bilderstürmung Theil genommen, die Meisten halten noch an der alten Lehre fest. Herr von Rive sollte noch erfahren, daß bei einer Volksbewegung oftmals wenige auftreten, wenn auch die Meisten, welche sich nicht an den Handlungen betheiligen wollen, derselben Ansicht sind. Der Statthalter beschloß, über die Beibehaltung der Messe abstimmen zu lassen, da bei einer schwankenden Mehrheit der Einfluß der Regierung und des Klerus für Rom wirken mußte. Die Freunde

der Reformation sahen die List ein und verlangten, damit es bei der Sache redlich hergehe, die Anwesenheit bernischer Commissarien, was ihnen anfänglich abgeschlagen wurde, doch rief Herr von Rive die Berner zur Hülfe, als er sah, daß Neuenburg, in zwei Lager getheilt, leicht ein Blutvergießen innerhalb seiner Mauern erleben würde.

Anton Noll und Sulpiz Archer, beide Mitglieder des Raths, und Jakob Tribolet, Amtmann der Sankt-Johanns-Insel, drei Reformfreunde, trafen am 4. November in Neuenburg ein und machten diesen Tag zu einem verhängnißvollen für das Fürstenthum und zu einem entscheidenden für die Reformation. Die Berner verfügten sich auf das Schloß, wo sie sehr dreiste Reden führten[1]) und sagten, der Berner Rath sei sehr verwundert, daß der Statthalter Gottes wahres Wort hemme, er müsse das bald aufgeben, sonst würde es schlimme Folgen haben. Georg von Rive gerieth in Bestürzung, da er in ihnen Helfer hatte haben wollen und sie wie Herren auftraten. Er suchte noch einen Ausweg, indem er erklärte, die (römisch-gesinnten) Kantone Luzern, Freiburg und Solothurn seien auch Verbündete des Staats, deren Vermittlung, wie er merken ließ; man auch ansprechen könne. Die Berner Abgesandten erhoben sich bei diesen Worten und erwiderten, wenn er das thue, so laufe er Gefahr, seine Gebieterin um Neuenburg zu bringen. Da erkannte der Mann die Unmöglichkeit, dem Netze, in das er so unklug gegangen war, zu entfliehen, und hielt es für's Beste, den nicht mehr zu hemmenden Lauf der Ereignisse abzuwarten. Die Domherren und Edelleute, die ihre Sache noch nicht für verloren gaben, dachten anders. Sie umringten die Berner, vermischten Religion mit Politik, wie in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, und dachten ihre Gegner zu gewinnen. „Sagt ihr nicht," sprachen sie, „daß wir, wenn wir die geistliche Macht nicht unterstützen, auch die weltliche gefährden? Der Altar ist die sicherste Stütze der Throne. Ihr vertheidigt eine Handvoll Unruhestifter; die Mehrzahl ist für die Messe. Ein trockner Berner antwortete: „Macht, was ihr wollt,

1) Der Statthalter in seinem Briefe an die Fürstin.

selbst wenn die Mehrzahl für euch wäre, werden unsere Herren niemals die Vertheidiger des evangelischen Glaubens verlassen." [1])

Das Volk versammelte sich auf dem Schlosse, um abzustimmen. Es handelte sich um Neuenburgs Zukunft. Um den Statthalter schaarten sich der geheime Rath, die Domherren, die eifrigsten Römisch-katholischen; auf der andern Seite sah man die vier Amtleute, den Stadtrath und viele ausgezeichnete Bürger, wie sie die steile Steige, die zur Kirche und zum Schlosse führte, hinanstiegen, um für's Evangelium zu stimmen. Beide Parteien hielten fest an ihrem Glauben, aber die geistliche war niedergeschlagen, indeß die reformirte hoffnungsvoll und muthig einherschritt. Georg von Rive nahm pflichteifrig das Wort und schilderte die Gewaltthätigkeit, womit die Reformirten Bilder und Altäre vernichtet haben. „Wer aber," sagte er, „hat diese Kirche begründet? Die Vorgänger der Fürstin, nicht die Bürger. Deßhalb fordere ich, daß diejenigen, welche gewaltsam gegen die Rechte unserer Gebieterin gefrevelt haben, das Geraubte zurückbringen, damit die Messe und die Kirchengebete wieder gelesen werden."

Hierauf sprachen die Biedermänner von Neuenburg, keine Tollköpfe, wie die Papisten behauptet hatten, sondern ernste Bürger, mit fest verbürgten Rechten, welche Alles reiflich überlegten, was sie redeten. Sie erwiederten: „durch die Erleuchtung des heiligen Geistes und die im reinen Worte Gottes uns verkündigte heilige Lehre des Evangeliums wollen wir beweisen, daß die Messe ein Mißbrauch ist ohne allen Nutzen, der mehr zur Verdammniß als zum Heile der Seelen beiträgt. Ebenso wollen wir darthun, daß wir durch die Beseitigung der Altäre Nichts gethan haben, das nicht vor Gott recht und angenehm wäre. So standen beide Parteien einander gegenüber, mit großem Hasse und vieler Spaltung, wie es im Berner Recesse heißt. Die Schiedsrichter beriethen sich. Der Statthalter sah ein, daß der entscheidende Augenblick da sei, wo man thätig seyn müsse, einige Stimmen genügten zum Siege Roms, und er dachte diese durch seine Zuversichtlichkeit zu gewinnen. „Die Mehrzahl der

---

1) *Chambrier,* H. de N. 296.

Männer und Frauen," sagte er, „hält fest am alten Glauben. Die andern sind junge, von sich selber eingenommene Kriegsleute, voll von der neuen Lehre und Feuer im Kopfe." „So möge denn," erwiederten die Berner Abgesandten, „der Streit durch die Stimmenmehrheit entschieden werden, gemäß dem zu Bremgarten von den Kantonen abgeschlossenen Friedensbündnisse."

Die Reformatoren waren damit zufrieden. „Die Mehrheit! die Mehrheit!" schrieen sie nach damaligem Gebrauche. (le plus! le plus!) Aber der Herr von Prangins und die Priester, welche erst damit einverstanden gewesen waren, zögerten in der Anwesenheit von Bern. Sie forderten einen Aufschub, und die Reformirten wären verloren gewesen, wenn sie darein gewilligt hätten. Sie wußten, daß, wenn die Berner die Stadt verließen, Statthalter und Klerus leichtes Spiel haben würden, und blieben darum fest. „Nein, nein, keinen Aufschub, keinen Tag, keine Stunde!" schrieen sie. Der Statthalter, mit einer Abstimmung bedroht, welche den rechtmäßigen Sturz des Papstthums herbeiführen konnte, bedachte sich immer noch, die Magistratspersonen wurden unwillig, das Volk murrte, die Eifrigsten sahen schon nach ihren Waffen, wie auch der Statthalter an die Fürsten schreibt: „sie waren entschlossen, uns mit dem Schwert in der Hand zu zwingen." Neue Gefahr drohte, man hätte das Schloß und die Stadt angegriffen und nicht blos Bilder, Altäre und Gemälde vernichtet. „Es wären viele Leute umgekommen," berichtet der Herr von Rive, und gab daher nach.

Da erkannten die Anhänger Roms ihre Gefahr, nach kurzer Besprechung war ihr Entschluß gefaßt, sie wollten fechten. Sie ergriffen ihre Schwerter und sagten zum Statthalter: „Wir, die wir am heiligen Sakramente festhalten, wollen als Märtyrer für unsern Glauben fallen. Den jungen Kriegern, welche eben vom Genfer Zuge nach Hause gekommen waren, war dieß nicht unbemerkt geblieben, noch einen Augenblick länger, und die Schwerter wären gezogen, die Terrasse zum Schlachtfelde verwandelt gewesen. Herr v. Prangins war ein besserer Politiker als Katholik. Er erklärte den Seinigen, das dulde er nicht, durch ein Gefecht könne die Fürstin ihren Staat einbüßen; den Bernern aber sagte er, er wolle die Abstimmung sich gefallen lassen,

jedoch mit Vorbehalt der Souveränetät, Berechtigung und Oberherrschaft der Fürstin. Die Bürger erwiederten: „Wir wollen dasselbe, unter Vorbehalt unsrer Freiheiten und Gerechtsame."

Die Römisch-Katholischen sahen ein, daß auch die weltliche Macht, die sie angerufen hatten, fehlschlage, und begriffen nun, daß Alles verloren sei. Aber aus diesem großen Schiffbruche wollten sie wenigstens ihre Ehre retten und ihre Namen aufzeichnen, damit die Nachkommenschaft die treuen Anhänger Roms erkenne. Diese stolzen Stützen der Hierarchie traten zum Statthalter, und Thränen floßen über ihr Antlitz, als ein Zeugniß ihres stillen Ingrimms. Sie unterzeichneten den letzten Willen, welchen das Papstthum in Neuenburg niederschrieb. Sie sagten mit Thränen, es müßten die Namen der Guten und der Verkehrten zu ewigem Angedenken aufgezeichnet werden, und versicherten, sie seien gute und treue Bürger der Fürstin, der sie bis in den Tod dienen wollten.

Die reformirten Bürger waren überzeugt, sie könnten ihre Pflicht gegen Gott, ihre Gebieterin und ihre Mitbürger nicht ohne offene Kundgebung ihrer Ueberzeugung erfüllen. Kaum hatten die Katholiken ihre Treue gegen die Fürstin versichert, als die Reformirten dem Statthalter erklärten, sie sagten dasselbe in allen Dingen, wo die Fürstin zu befehlen beliebe, nur mit Vorbehalt des evangelischen Glaubens, in welchem sie leben und sterben wollten. Man ging zur Abstimmung über, die Liebfrauenkirche wurde geöffnet; Alle traten zwischen zerschlagene Altäre, zerrissene Gemälde, zermalmte Bildsäulen, welche genug verkündigten, daß es zur letzten Niederlage des Papstthums gehe. Die drei Rathsherren von Bern setzten sich neben den Statthalter, als Schiedsrichter und Vorsitzer, und die Abstimmung begann.

Georg von Rive hatte trotz der Niedergeschlagenheit seiner Anhänger immer noch einige Hoffnung. Alle Anhänger des alten Kultus waren benachrichtigt worden, und wenige Tage zuvor hatten die Reformirten, indem sie die Abstimmung verwarfen, das Zahlen-Uebergewicht ihrer Gegner anerkannt. Aber die neuenburger Freunde des Evangeliums hatten eine Hoffnung, welche fester begründet zu seyn schien. Sie hatten schon gesiegt und konnten nun nicht mehr mitten im Triumphe unterliegen.

Beide Parteien nahten sich unter einander vermischt und stillschweigend zur Abstimmung, welche ungewiß schien und in beiden Lagern die gleiche Besorgniß erregte. Endlich wurde gezählt, achtzehn Stimmen gaben den Ausschlag für den Sieg der Reform und die Niederlage des Papstthums, was die Berner Rathsherren sogleich benutzten. Sie sagten, es möchten nun alle friedlich beisammen leben, die Messe dürfe nicht gelesen werden; man solle aber die Priester und Mönche schonen und alle Zehenten, Renten und Gefälle richtig der Fürstin zahlen. Hierauf wurde ein Protokoll aufgenommen, welches die Abgeordneten, der Statthalter und die städtische Behörde besiegelten.

Farel war nirgends zu sehen, und die Bürger sprachen nur vom Worte Gottes, der Statthalter erwähnt in seinem Berichte an die Fürstin nur einmal die Person des Reformators; die Apostel mit ihren Schriften sind es, welche in Neuenburg die Kirche wieder begründen. Die Biedermänner hatten nur die heilige Schrift als Gesetzbuch, und wenn auch die römische Kirche sagte, sie gebe diese Schrift und wo man an diese glaube, müsse man auch an sie glauben, so erhielt die protestantische Kirche ihre Bibel nicht von der römischen. Der Protestantismus ist immer in der Kirche gewesen; wo man sich mit der Schrift, ihrem göttlichen Ursprunge, ihrer Verbreitung und Auslegung beschäftigt, da ist der Protestantismus, und der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts hat die Bibel vom Protestantismus aller Jahrhunderte erhalten. Wenn Rom von Hierarchie spricht, steht es auf seinem, aber es steht auf unsrem Boden, wenn es die Schrift nennt. Hätte man Farel in Neuenburg vorangestellt, so hätte er vielleicht gegen den Papst nichts vermocht, aber in Neuenburg trat die Schrift auf, und Rom muß fallen vor Jesu Christo.

So schloß der anfänglich drohende Tag durch einen gemeinschaftlichen Kontrakt friedlich; hätten die Reformirten um eines falschen Friedens willen einige ihrer Ueberzeugungen aufgeopfert, so wäre kein Ende der Unruhe gewesen. Die Gesellschaft gewinnt immer durch eine muthige, wenn auch von unvermeidlichen Stößen begleitete Aeußerung der Wahrheit; der Wind entfernt das Schiff von den Klippen und führt es in den Hafen. Herr von Prangins sah selbst ein, es sei besser, wenn Mitbürger auf einan-

der stoßen, als sich auf immer vermeiden. Die offenen Erklärungen milderten die Opposition, und der Statthalter versprach, er wolle gegen die Abstimmung des heutigen Tages nichts unternehmen, er sei selbst Zeuge, daß es „ungefährlich, ungezwungen, aufrecht und redlich“ [1]) dabei zugegangen sei. Die Reliquien, Altarzierrathen, selbst die Orgel wurden in's Schloß gebracht, das der Statthalter ihnen eingeräumt hatte, und dort wurde auch täglich Messe gehalten.

Aber nicht alle Zierrathen kamen dahin. Eines Morgens gingen zwei Bürger, Fauche und Sauge, nach ihren Weinbergen an einer Kapelle vorbei. Fauche hatte dort einen hölzernen Johannes aufgestellt und sagte zu seinem Begleiter: „Morgen heize ich meinen Ofen mit diesem Bilde.“ Auf dem Rückwege nahm er auch den Heiligen mit und brachte ihn in sein Haus. Am andern Morgen früh geschah ein entsetzlicher Knall. Fauche hielt es für ein Wunder und eilte in die Messe. Sein Nachbar Sauge schwor ihm zu: er habe in der Nacht ein Loch in die Bildsäule gemacht und dieses mit Pulver gefüllt, aber Fauche wollte es nicht glauben, und floh, um der Rache der Heiligen zu entgehen, mit seiner Familie nach Morteau in die Franche Comté. Auf solche Wunder stützt sich Rom's Göttlichkeit.

Nach und nach vollendete sich die Reformation, der auch einige Domherren Jakob Baillod, Wilhelm Pury, Benedict Chambrier beitraten. Andere wurden vom Statthalter an den Prior von Motiers im Traversthäle empfohlen, und im November, als die Winterstürme in den Bergen heulten, zogen mehrere Domherren mit einigen Chorknaben, aus ihrem üppigen Leben vertrieben, als traurige Ueberbleibsel des stolzen neuenburger Kapitels die Schluchten des Jura entlang, um in jenen hohen Thälern die Schmach einer Niederlage zu verbergen, die sie selbst durch ihre unerträgliche Tyrannei verschuldet hatten. Unterdessen wurde der neue Kultus eingeführt. Anstatt des Hauptaltars stellte man zwei Marmortische für Brod und Wein auf, und von einer einfachen Kanzel wurde Gottes Wort verkündet. Das Sakrament, das wie in der katholischen Kirche überhaupt, so in

---

1) Bern an den Statthalter, 17. Dec. 1530.

Neuenburg den Vorrang eingenommen hatte, trat seine Stelle dem Worte ab, das den evangelischen Kult bezeichnet. Rom, der alte Sitz der heidnischen Religionen, hatte im zweiten Jahrhundert, nachdem es das Christenthum in seiner Ursprungsreinheit aufgenommen, allmählich demselben eine geheimnißvolle Gestalt gegeben, so daß gewisse Formen magische Kraft haben und das Opfer des Priesters das Wort Gottes ersetzen sollte. Farels Predigt setzte das Wort in seine gebührenden Rechte ein; die Gewölbe, welche der fromme Graf Ulrich II. bei seiner Rückkehr von Jerusalem dem Mariendienste gewidmet, sollten jetzt wieder nach vier Jahrhunderten die Glaubigen mit der guten Lehre nähren. (1 Timoth. 4, 6.)

9.

Evangelisation des Landes. — Reaktion. — Verschwörung und Befreiung. — Farel in Valendis, an der Cote. — Der Stein des Magister Johannes. — Farel in St. Blaise. — Rohes Auskunftsmittel in Valendis. — Rache. — Begründung der Reformation. — Reform der französischen Schweiz.

Die unter Berns Vermittelung abgeschlossene Uebereinkunft bestimmte, die Veränderung solle nur für die Stadt und den Sprengel Neuenburg gelten. Sollte der übrige Theil des Landes in der Finsterniß bleiben? Das wollte Farel nicht, und der noch in seinem ersten Feuer glühende Eifer der Bürger unterstützte ihn nachdrücklich. Man besprach sich in den benachbarten Dörfern, ermahnte die einen, stritt mit den andern; wer den Tag über arbeiten mußte, ging des Abends hin. Der Statthalter schrieb an die Fürstin: „Ich bin überzeugt, daß sie Tag und Nacht an einer Reformation arbeiten." Georg von Rive rief deßhalb alle Magistratspersonen der Grafschaft zusammen, welche in ihrer Einfalt glaubten, ihr Gewissen hänge ebenso wie ihr Amt von der Fürstin von Longueville ab. Erschreckt bei dem Gedanken, eine neue Ueberzeugung vom Worte Gottes annehmen zu müssen, waren sie ganz geneigt, eine solche aus den Händen ihrer Herrin zu empfangen, die sie so gut als eine neue Auflage sich gefallen

ließen. Trauriges Helotenthum, wo die Religion vom Boden ausgeht, anstatt vom Himmel herabzusteigen! „Wir wollen," erklärten die Magistratspersonen, „unter dem Schutze der Prinzessin leben und sterben, ohne bis auf weitern Befehl den alten Glauben aufzugeben." Bitterer konnte Rom selbst nach seinem Falle nicht gekränkt werden. Diese Versicherungen der Treue und die Abwesenheit der Berner flößten Herrn von Rive neuen Muth ein, und er bereitete im Stillen bei dem Adel und dem niederen Volke eine Reaktion vor. In großen Katastrophen, bei dem Falle großer Einrichtungen gibt es Etwas, was den Geist aufregt, und dieses zeigte sich auch damals. Manche waren für das Papstthum eifriger eingenommen in den Tagen seines Falls, denn früher in den Tagen seiner Macht, und Priester schlichen sich in einzelne Häuser, um an einem rasch errichteten Altare einem geheim berufenen Freundeskreise Messe zu lesen. Wie ein Kind geboren, so kam der Priester in der Stille, hauchte über das Kind, machte das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust und taufte es nach römischem Gebrauche. So wurde insgeheim wieder hergestellt, was öffentlich an jenem großen Tage vernichtet war. Endlich war die Gegenrevolution entschieden, und man beschloß am Weihnachtstage den römischen Katholizismus wieder herzustellen. Während die Freudengesänge der Christen gen Himmel erschallen würden, sollten die Anhänger Roms in die Kirche stürzen, rechts und links drauf losschlagen, die Ketzerschaar verdrängen, Kanzel und Tisch umwerfen, den Altar und die Bilder wiederherstellen und friedlich die Messe abhalten. So wollte das Papstthum triumphiren.

Aber man entdeckte die Verschwörung, und am Vorabende des Festes kamen Berner Abgeordnete nach Neuenburg und erklärten dem Statthalter, er müsse Ordnung schaffen. Wenn man die Reformirten angriffe, so würden sie ihren Mitbürgern beistehen und dieselben mit aller Macht schützen. Die Verschworenen ließen ihre Waffen in der Scheide, und die Weihnachtsgesänge blieben ungestört.

Diese ausgezeichnete Rettung vermehrte noch den Eifer der Freunde des Evangeliums. Schon hatte Emer Beynon in Serriere, bei dem Farel einmal gepredigt hatte, seinen Pfarrkindern

auf der Kanzel gesagt, wenn er ein guter Geistlicher Roms gewesen, so wolle er ein noch besserer Prediger des Evangeliums werden. Von allen Kanzeln sollten diese Worte wiederhallen, zu welchem Ende Farel eine neue Reise voll Kämpfe und Mühen übernahm, die den apostolischen zu vergleichen sind.

In den letzten Tagen des Jahres 1530 ging er mitten im Winter über die Berge nach Valendis in die Kirche, bestieg die Kanzel und predigte gerade, als Guillemette von Vergy zur Messe ging. Sie bemühte sich, den Reformator zum Schweigen zu bewegen; da es ihr aber nicht gelang, so entfernte sich die verwittwete Dame wieder und sagte: „ich glaube nicht, daß dieses dem alten Evangelium gemäß ist; wenn es ein neues gibt, welches das gestattet, so wundert mich's sehr.“ [1]) Die Einwohner nahmen indessen das Evangelium an. Der erschrockene Verwalter eilte nach Neuenburg und von da nach Bern und gab am 11. Februar 1531 eine Klage beim Rathe ein. Allein dieses half nichts. „Warum stört ihr den Lauf des Stroms? laßt es ruhig fließen!“ war der Bescheid der Berner Rathsherren.

Farel ging von dort zu den Gemeinden am Ufer zwischen dem See und dem Jura. In Corcelles stürzte eine fanatische Menge, den Vikar von Neuenburg an der Spitze, in die Kirche, wo er predigte, und nur mit einer Wunde konnte er entrinnen. In Vevay umzingelte der Abt Johann von Livron mit seinen Mönchen die Kirche, vertrieb den Prediger von der Kanzel und jagte ihn mit Schmähreden fort. So oft er hier erschien, verfolgte man ihn bis Auvernier mit Steinwürfen und Flintenschüssen.

Während Farel auf der Hochebene wirkte, schickte er einen seiner Freunde, einen Edelmann von Crest in der Dauphiné, Johann von Bely in das Thal. Jenseits Valendis, nicht weit von Fontaine, stand damals auf dem Wege nach Cernier links ein Stein, der noch da zu sehen ist. Dort verkündigte der Evangelist unter freiem Himmel das Heil aus Gnaden, vor sich die Gegend vom Chaumont, wo die schönen Dörfer Fenin, Villars, Sole, Savagnier liegen, und von wo aus eine große Oeffnung

1) *Chambrier* Gesch. v. Neuenb. 299.

den Blick auf die malerische Alpenkette darbietet.[1]) Auf den Wunsch der eifrigsten Zuhörer betrat er die Kirche. Aber der Pfarrer und der Vikar kamen plötzlich mit Lärmen herzu, trieben Bely von der Kanzel und reizten die Weiber und jungen Leute auf, ihn zu schlagen und ihn fortzutreiben. Johann von Bely kam verspottet wie sein Freund von der Unternehmung von Valendis nach Neuenburg zurück; aber sie richteten sie nach Paulis Vorbild, den weder Schläge noch Streiche abhielten (2 Kor. 11.). Bely ging oft nach Fontaine, die Messe wurde dort abgeschafft, und er blieb 27 Jahre Pastor daselbst, seine Nachkommen haben mehr als einmal dort dieses Amt bekleidet und bilden jetzt die zahlreichste Familie der Landwirthe dieses Orts.

Farel zog gen Norden nach St. Blaise, um das Evangelium zu predigen, mußte aber bald vor dem durch Priester und Verwalter aufgewiegelten Volke entfliehen; blutend, fast unkenntlich wurde er von seinen Freunden in einen Nachen gebracht und nach Murten geschafft, wo er seiner Wunden halber eine Zeit lang bleiben mußte.[2]) Die Neuenburger wütheten über solche Gewaltstreiche. „Wenn der Verwalter, der Pfaffe und seine Beichtkinder den Leib des Dieners Christi, den wahrhaftigen Altar des lebendigen Gottes, beschädigt haben, warum solle man da noch die todten Götzen schonen?“ sprachen sie und eilten alsbald nach St. Blaise, zerschlugen dort und in der Abtei Fontaine André die Bilder, die Heiligthümer des alten Kultus.

In Valendis standen zwar die Bilder noch, aber auch dort schlug ihre letzte Stunde. Ein Franzose, Anton Marcourt, war zum Geistlichen in Neuenburg ernannt worden. Er befolgte Farels Beispiel und ging mit mehreren Bürgern an einem hohen Festtage, dem 14. Juni, in den Flecken.[3]) Kaum waren sie angekommen, als sich eine zahlreiche Menschenmenge um den Pre-

---

1) Der Stein ist zu klein, als daß Bely hätte darauf stehen können, es ist wohl nur ein Bruchstück. In der Gegend heißt er „der Stein des Meisters Johannes.“

2) *Perrot* l'église et la reformation II, 253.

3) Einige sagen, es sei Farel gewesen, aber eine ältere Handschrift bei Choupart berichtet es von „dem Geistlichen von Neuenburg,“ unter welchem sie immer Marcourt versteht.

diger versammelte. Der wachsame Intendant, Herr von Bellegarde, und die lauernden Domherren wußten nicht, wie der ketzerischen Predigt ein Ende zu machen sei, denn um Berns willen durfte keine Gewalt gebraucht werden. Man benutzte ein der schlechtesten Tage des Papstthums würdiges Auskunftsmittel, den Prediger zu verhöhnen und die Aufmerksamkeit des Volks in Gelächter und Spott zu verwandeln. Ein Domherr und ein Kutscher der Gräfin gingen in den Stall, nahmen zwei Thiere, ein männliches und ein weibliches, heraus und führten sie auf den Markt, wo Marcourt predigte; das Ganze, über das wir den Schleier werfen, gehört zu den Schändlichkeiten, welche die Geschichte nicht zu erzählen vermag; aber auch die Strafe blieb nicht aus. Die Zuhörer wurden über die Schamlosigkeit entrüstet, und der Strom, den man aufhalten wollte, ergoß sich über die Ufer, gereizt stürzten sie in die Kirche, zerschlugen die Fenster, die Schränke, zerstreuten die Reliquien, zerrissen die Bücher, schlugen Bilder und Altäre entzwei. Von da ging es gegen die Häuser der Domherren, die rasch in den Wald entflohen, während in ihren Wohnungen Alles verwüstet wurde. Guillemette von Vergy und ihr Intendant zitterten auf ihrem Schlosse und bedauerten zu spät den schmählichen Vorgang. Sie allein hatten die Volksrache noch nicht erfahren, unruhig zählte sie alle Bewegungen der Einwohner, das letzte Haus der Domherren war geplündert, da rücken die Bürger auf das Schloß — sollte auch dieser Sitz der edlen Grafen von Arberg verwüstet werden? „Wir kommen," riefen die Abgeordneten am Thore, „wir kommen, um Genugthuung für die Herabwürdigung des Glaubens und des Predigers zu fordern. Man ließ sie ein, und die Gräfin befahl, die Elenden zu bestrafen, welche doch nur auf Befehl des Intendanten gehandelt hatten. Gleichzeitig schickte sie aber Boten nach Bern und klagte, wie sehr man ihr zu nahe getreten sei. Bern verurtheilte die Reformirten zum Schadenersatze, aber dafür sollte die Gräfin freie Ausübung des Gottesdienstes gestatten. Jakob Veluzat aus der Champagne wurde der erste Pastor in Valendis; später werden wir neue Kämpfe am Fuße des Jura finden.

So wurde die Reformation in den beiden Hauptstädten

Neuenburg und Valendis begründet und die Einführung bald gesetzlich bekräftigt. Franz Marquis von Rothelin, Sohn der Herzogin von Longueville, kam im März 1531 in sein Fürstenthum, um dort die Rolle eines kleinen Franz I. zu spielen. Aber er erkannte bald, es gebe Revolutionen, die von unwiderstehlicher Hand ausgeführt und nicht zu unterdrücken seien. Die Domherren, welche früher die erste Macht inne hatten, wurden aus den Ständen des Staates ausgeschlossen, und vier Berner Herren und vier Bürger traten an ihre Stelle. Sodann nahm er, vom Grundsatze ausgehend, daß jedes verlassene Vermögen dem Staate zufalle, ihr reiches Erbtheil in Besitz und führte Glaubensfreiheit im Lande ein. Da die Herzogin es billigte, wurde auch Herr von Rive reformirt. Das war der Beistand, welchen Rom von dem Staate erhielt, von welchem es gar viel gehofft hatte.

Die Reformation der französischen Schweiz hat sich, wie wir gesehen, sehr energisch gezeigt. Man hat das der Persönlichkeit Farels zugeschrieben, aber kein Mensch schafft seine Zeit, sondern umgekehrt. Je größer eine Epoche, desto weniger herrscht der Einzelne. Alles Gute kam von dem allmächtigen Geiste, für welchen die stärksten Menschen nur schwache Organe sind. Alles Schlimme dabei kam vom Volkscharakter, und thatsächlich hat das Papstthum fast überall die Gewalthandlungen begonnen. Farel unterlag mehr dem Einflusse seiner Zeit, als seine Zeit dem seinigen. Ein großer Mann mag der Herold der Zeit seyn, für welche Gott ihn bestimmt, aber er ist nicht ihr Schöpfer.

Verlassen wir jetzt den Jura und die von der Frühlingssonne beschienenen Thäler, um die Alpen der deutschen Schweiz zu besuchen, an denen hin sich dichte Wolken und schreckliche Stürme aufziehen. Die freien, thatkräftigen Völker, unter den ewigen Gletschern oder an den lachenden Ufern der Seen, gewinnen einen wilderen Anblick und es droht ein schneller und schrecklicher Zusammenstoß. Große Eroberungen sind an uns vorübergezogen; eine große Katastrophe steht bevor.

Sechszehntes Buch.

Die Schweiz. — Katastrophe.

1528–1531.

1.

Politische Bündnisse. — Zwingli als Pastor, Staatsmann und General. — Verfolgungen im Thurgau. — Bündniß der Waldstädter mit Oesterreich. — Bedingungen des Bündnisses. — Deputation der Tagsatzung an die fünf Kantone. — Zwingli's Vorschlag. — Kayser's Märtyrerthum. — Zwingli und der Krieg. — Reinigung des Raths.

Gott wollte, daß an den Thoren der wiederhergestellten Kirche zwei große Vorbilder stehen, die den zukünftigen Geschlechtern zur Lehre dienen sollen. Luther und die deutsche Reformation lehnten die Hülfe der weltlichen Macht ab, wollten nichts von Gewalt der Waffen wissen, sondern suchten ihren Sieg allein im Bekenntnisse der Wahrheit, worauf ihr Glaube vom herrlichsten Erfolge gekrönt wurde. Zwingli und die schweizer Reform nahmen die Großen dieser Welt bei der Hand und ergriffen das Schwert, worauf sie eine blutige und schreckliche Wendung der Dinge eintreten sahen, welche die evangelische Sache beinahe vernichtet hätte. Gott ist ein eifriger Gott, der seinen Ruhm keinem Andern gibt, der selber seine Sache verfechten will und, um zum Ziele zu gelangen, andere Mittel anwendet, als die einer schlauen Diplomatenkunst. Doch haben wir Thatsachen zu berichten, keine Theorieen zu besprechen, aber diese Geschichte lehrt uns deutlich, was im Evangelium steht, die Waffen unseres Streits sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen. (2 Kor. 10, 4.) Wenn wir diese Wahrheit festhalten, so schließen wir uns keiner besondern Schule an, sondern halten am allgemeinen Bewußtseyn und an Gottes Worte fest. Von allen fleischlichen Bundesgenossen, welche die Religion herbeirufen kann, ist keine dem Glauben so verderblich, als Waffen und Diplomatie. Die Diplomatie führt auf

krumme Wege, der Krieg auf blutige Pfade, der Glaube, von dessen Stirne man auf diese Weise das doppelte Band der Wahrheit und Milde abreißt, tritt entartet und erniedrigt auf, so daß man ihn nicht mehr erkennen will noch kann.

Gerade die starke Verbreitung der Reformation in der Schweiz setzte sie den Gefahren aus, welchen sie unterlag. So lange sie auf Zürich sich beschränkte, blieb sie eine Angelegenheit der Religion, als sie aber Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Glarus, Appenzell und zahlreiche Aemter für sich gewonnen hatte, entstanden Verbindungen unter den Kantonen, und anstatt daß eine Kirche mit der andern sich hätte in Beziehung setzen sollen, thaten es zu ihrem Nachtheile die Staaten unter einander. Die Politik hatte sich kaum hineingemischt, als sie schon die Oberhand gewann. Zwingli glaubte bald nicht allein in dogmatischen, sondern auch in Bundesfragen untersuchen zu müssen, und so bemerkte man, wie der treffliche Reformator, ohne die ihm gelegte Schlinge zu bemerken, auf einen steinigen Pfad gerieth, auf welchem ihn der Tod ereilte.

Die Urkantone der Schweiz hatten dem Rechte entsagt, ohne Einwilligung aller andern neue Bündnisse zu schließen; Zürich und Bern jedoch hatten sich die Möglichkeit dazu vorbehalten. Zwingli hielt also eine Union der evangelischen Staaten für vollkommen erlaubt, und Konstanz war die erste Stadt, welche ihr beitrat. Diese christliche Vereinigung, welche einen neuen Bund hervorrufen konnte, erweckte dem Zwingli zahlreiche Gegner, selbst unter den Anhängern der Reform. Noch war es Zeit, daß Zwingli sich von Staatsangelegenheiten zurückziehen und allein mit dem Evangelium beschäftigen konnte; aber er allein hatte in Zürich die Arbeitslust und den Scharfblick, welche den Politikern so sehr noth thun. Wenn er sich zurückgezogen hätte, so wäre das Schiff des Staats ohne Lootsen gewesen, außerdem hatte er die Ueberzeugung, daß die Reform nur durch politische Thätigkeit gerettet werden könne, und beschloß darum, zugleich der Mann des Staats und der Kirche zu seyn. Aus den Protokollen ersieht man, daß er in seinen letzten Lebensjahren an allen wichtigen Berathungen Theil nahm und im Auftrage der Rathsherren Briefe schrieb, Ansprachen verfaßte und Gutachten

abgab. Da er schon vor der Berner Disputation die Möglichkeit eines Kriegs vorausgesehen hatte, verfaßte er einen ausführlichen Vertheidigungsplan, welcher noch jetzt handschriftlich vorhanden ist. Im Jahr 1528 wies er sogar in einer merkwürdigen Schrift nach, wie Zürich sich gegenüber dem Reiche, Frankreich, den übrigen europäischen Staaten, den Kantonen und Aemtern zu verhalten habe. Dann schilderte er, als ob er an der Spitze der schweizer Schaaren gealtert wäre (obschon er allerdings lange unter Soldaten gelebt hatte), die Vortheile, deren man sich zur Ueberraschung des Feindes bedienen könne, beschrieb sodann die Waffenarten und die Benützung derselben, so daß die Kriegführung eine wesentliche Neugestaltung erhielt. Der Züricher Pastor war Oberhaupt des Staats und General des Heeres; aber diese dreifache Rolle stürzte ihn und die Reform. Rom hatte so lange beide Schwerter geführt, daß man wohl begreift, wie diese Männer sich noch nicht daran gewöhnen konnten, das eine zu nehmen und das andere zu lassen, ja man muß den Geistlichen bewundern, welcher auf einer politischen Laufbahn, welche die größten Verstandeskräfte erschöpft hätte, nebenbei als Prediger, Theologe und Schriftsteller unermüdlich wirkte, und kann nicht läugnen, daß Zwingli's republikanische Erziehung ihn Vaterland und Glauben zu verbinden gelehrt habe und daß er mit dem Reichthum seines Geistes Vielen hätte aushelfen können; auch ist der unüberwindliche Muth unverkennbar, mit welchem Zürich fast ohne Bundesgenossen den großen Streitkräften des Reichs trotzte, aber in dem Schicksale des Mannes zeigt sich für alle Zeiten und Völker auf's Entschiedenste die Lehre, welche man so oft vergißt, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. [1])

Als die Römisch-Katholischen von den neuen Bündnissen der Reformirten hörten, waren sie darüber auf's Heftigste entrüstet, und Wilhelm von Diesbach, der Berner Abgeordnete, mußte auf der Tagsatzung die bittersten Vorwürfe anhören. Nach seiner Abreise wurden die eine Zeit lang unterbrochenen Sitzungen wieder aufgenommen. Der Berner Abgeordnete aber,

1) Escher und Hottinger Archiv II, 263.

indem er sich zurückzog, sagte: „Mögen sie am alten Glauben flicken, er kann doch nicht mehr aushalten.“ [1]) Allerdings flickte man, aber mit einer spitzen Nadel, so daß Blut floß. Joseph am Berg von Schwyz und Jakob Strecker von Zug, Amtleute im Thurgau, mißhandelten alle Evangelischen grausam, indem sie Geldbußen, Kerker, Foltern, Ruthen, Confiscation und Verbannung über sie verhängten, den Predigern die Zunge geschlitzt oder der Kopf abgeschlagen wurde, oder indem man sie verbrannte. [2]) Bibeln und alle evangelischen Bücher wurden weggenommen, und wenn sich arme Lutheraner aus Oesterreich von Lanzknechten verfolgt über den Rhein durch das Thal flüchteten, wo er zwischen den Tyroler und Appenzeller Alpen friedlich hinfließt, so wurden sie, anstatt den erwarteten Zufluchtsort zu finden, ihren Verfolgern grausam ausgeliefert.

Je mehr der Amtmann Thurgau und das Rheinthal bedrückte, desto größere Fortschritte machte das Evangelium. Der Bischof von Konstanz schrieb bei solchen Aussichten den fünf Kantonen, „sie müßten einschreiten, sonst würde das Land reformirt.“ Es wurden deßhalb alle Prälaten, Edelleute, Richter und Räthe des Landes nach Frauenfeld berufen, und sechs Tage darauf (6. Dezember 1528) fand eine zweite Zusammenkunft in Weinfelden statt, wo die Abgesandten von Zürich und Bern die Räthe beschworen, auf Gottes Ehre vor Allem und auf der Seelen Heil zu achten, und sich um die Verspottungen und Drohungen der Welt nicht zu kümmern. Eine solche Sprache machte großen Eindruck, die Mehrzahl entschied sich für die Predigt des göttlichen Worts, das Volk war gleicher Gesinnung, und Rheinthal und Bremgarten schlossen sich diesem Vorgange an.

Sollten auch die Waldstädte den immer höher fluthenden Wogen ihre Thäler öffnen? Sie gaben um der religiösen willen ihre Stammes-Abneigungen auf, und das stolze Bergvolk dachte ernstlich daran, die bei Sempach und Morgarten von ihnen besiegten Oesterreicher um Hilfe anzurufen. Die fanatische deutsche Partei,

---

1) Hottinger, Zwingli 389.

2) Bullinger, II, 31.

welche die empörerischen Bauern in Schwaben unterdrückt hatte, war an jener Gränze allmächtig. Briefe wurden gewechselt, Boten gingen hin und her, endlich benützte man eine hochadelige Hochzeit in Feldkirch, sechs Stunden von Appenzell. Am 16. Febr. 1529 zogen die Hochzeitsgäste in glänzendem Zuge, und darunter auch die Abgesandten der fünf Kantone, in Feldkirch ein, und Am-Berg knüpfte alsbald Verbindungen mit der österreichischen Regierung an. Der Schweizer versicherte, die Feinde des alten Glaubens hätten so sehr an Macht gewonnen, daß die Freunde der Kirche ihnen nicht mehr widerstehen könnten, man blicke deshalb von ihrer Seite nach dem großen Herrscher, der in Deutschland den Glauben der Väter gerettet habe.

Die Allianz war so unnatürlich, daß die Oesterreicher den Gesandten kaum Glauben schenken wollten, bis die Waldstädte Geißeln anboten und ihnen die Abfassung des Traktats überließen, dem sie sich fügen zu wollen erklärten. Die Oesterreicher waren damit zufrieden, und versprachen, binnen zweier Monate wollten sie zu Waldshut ihre Bedingungen vorlegen. Die Nachricht von diesen Unterhandlungen erregte selbst unter den Anhängern Roms Unzufriedenheit, die besonders im Rathe von Zug hervortrat. Die entgegengesetzten Parteien sprangen von ihren Sitzen auf, es entstand fast ein Handgemenge, aber der Haß siegte endlich über die Vaterlandsliebe. Die Abgesandten der Waldstädte gingen nach Waldshut, hingen die Wappen ihrer Kantone neben denen der Unterdrücker ihres Vaterlandes auf, steckten Oesterreichs Sinnbild, Pfauenfedern, an ihre Hüte, schwatzten, lachten und zechten mit den Kaiserlichen. Das Bündniß wurde abgeschlossen. Es hieß darin: „Wer vom Volke neue Sekten bildet, soll, und wenn es noth thut mit österreichischer Hilfe, mit dem Tode bestraft werden. Oesterreich schickt im Nothfalle sechstausend Mann Fußvolk, vierhundert Reiter und das nöthige Geschütz in die Schweiz. Man darf sogar die reformirten Kantone blokiren und die Lebensmittel auffangen.“ 1) Die römischen Kantone haben also diese vielverschrieene Maßregel zuerst eingeführt. Endlich sicherte man den Waldstädten nicht allein den Besitz der gemein-

---

1) Der ganze Traktat bei Bullinger II, 49—59.

schaftlichen Aemter, sondern auch alle Eroberungen, die auf dem linken Rheinufer gemacht würden, zu. Auf dieses hin verbreitete sich Trauer und Bestürzung in der Schweiz, und überall sang man damals das alte, von Bullinger uns aufbewahrte Nationallied:

„Es macht mich grau,
Daß sich der Pfau,
Darzu der Stier
Und sunst noch vier
Sich hand vereint."

Alle Kantone, welche dem Bündnisse nicht angehörten (Freiburg ausgenommen), versammelten sich in Zürich, und beschloßen, für den Zweck der Aussöhnung eine Deputation an ihre Brüder auf den Bergen abzuschicken. Diese Deputation konnte in Schwyz, wo sie von dem Volke angehört wurde, ihres Auftrags sich ruhig entledigen. In Zug rief man ihr zu: „Nur keine Predigt!" In Altdorf: „Wäre nur euer neuer Glaube auf ewig begraben!" In Luzern erwiederte man stolz: „Wir wollen uns, unsre Kinder und die Kinder unsrer Kinder vor dem Gifte eurer rebellischen Priester bewahren." Am schlimmsten wurden die Abgeordneten aber in Unterwalden empfangen. „Wir kündigen euch das Bündniß auf," hieß es dort, „wir und die übrigen Waldstädter sind die ächten Schweizer. Wir haben euch aus Gnaden in unsern Bund aufgenommen, und ihr wollt jetzt unsre Herren werden? Der Kaiser, Oesterreich, Frankreich, Savoyen, Wallis werden uns beistehen." Die Deputirten zogen ab, zuerst betroffen, sodann in Wuth, als sie vor dem Hause des Rathsschreibers einen großen Galgen abgemalt sahen, an welchem die Wappen von Zürich, Bern, Basel und Straßburg hingen.

Kaum hatte die Deputation nach ihrer Rückkehr in Zürich Bericht von dem Vorgefallenen erstattet, als die Geister entbrannten. Zwingli schlug vor, Unterwalden keinen Frieden zu gestatten, wofern dasselbe nicht dem Bündnisse mit Oesterreich, den ausländischen Pensionen und der Verwaltung der gemeinsamen Aemter entsage. Bern jedoch, das kaum im eigenen Kanton den Bürgerkrieg unterdrückt hatte, meinte: „Wir haben

keine solche Eile. Wenn die Sonne hell scheint, wollen Alle reisen, aber sowie es zu regnen anfängt, verlieren Alle den Muth. Gottes Wort befiehlt uns den Frieden. Mit Lanzen und Hellebarden bringt man nicht Gottes Wort in die Herzen, deßhalb bitten wir euch um des Leidens Jesu Christi willen, euren Eifer zu mäßigen." Diese christlichen Worte hätten ihren Zweck erreicht, wäre nicht an demselben Tage eine schreckliche Nachricht nach Zürich gelangt, welche alle Mäßigung der Berner fruchtlos machte.

Am 22. Mai war ein Pastor in der Nähe des Greifensees, Jakob Kaysser, mit dem Beinamen Schlosser, ein Familienvater, die fruchtbaren Ufer des kleinen Sees entlang über die Wiesen des Amtes Grüningen am Deutschhause von Rubikon und dem Kloster Rüti vorbeigegangen, und in die einfache, ländliche Gegend gekommen, welche der obere Theil des Züricher Sees benetzt. Er wollte nach Oberkirchen, einer Pfarrei im Gasterlande, zwischen den Seen von Zürich und von Wallenstadt, wo er zum Geistlichen ernannt war und am nächsten Tag predigen sollte. Mitten auf dem Buchberg, dem Ammon gegenüber, in einem Gehölz, durch das er seit mehreren Wochen oftmals ungestört gegangen war, wurde er von sechs Männern überfallen, die ihn nach Schwyz führten. „Alle Neuerer sollten vor's Gericht gebracht werden," so hätten die Amtleute befohlen, „hier sei einer," sagten sie. Obgleich Zürich und Glarus sich verwendeten, obwohl das Gasterland, wo Kaysser ergriffen war, damals nicht zu Schwyz gehörte, so wollte die Landsgemeinde doch ein Opfer haben, und Kaysser wurde am 29. Mai zum Feuertode verurtheilt. Als er dieses erfuhr, weinte er heftig, aber als die Todesstunde nahte, zog er freudig hinaus, bekannte frei seinen Glauben und pries den HErrn bis zum letzten Augenblick. Einer der Schwyzer Räthe sagte spöttisch den Züricher Abgeordneten: „Geht nach Hause und berichtet, wie er uns gedankt hat." So war durch die furchtbare Macht, welche nach Blut dürstet (Offenb. 17) wieder ein Märtyrer gefallen.

Das Maß war voll. Die Gluth von Kayssers Scheiterhaufen gab das Zeichen zum Kriege. Zürichs Schrei der Entrüstung erschallte in der ganzen Eidgenossenschaft, und Zwingli

besonders forderte ein nachdrückliches Einschreiten. Auf den Straßen, im Rathe, auf der Kanzel, überall übertraf er die tapfersten Krieger an Muth. Er sprach zu Zürich, schrieb an Bern: „Seid standhaft und fürchtet euch nicht vor dem Kriege. Der Friede, den viele wünschen, ist kein Friede, sondern ein Krieg, während der Krieg, den wir begehren, in Wahrheit ein Friede ist. Wir dürsten nicht nach Blut, wollen aber der Oligarchie den Nerv abschneiden. Unterlassen wir das, so ist die Wahrheit des Evangeliums und das Leben der Priester niemals mehr gesichert unter uns."

So sprach Zwingli. Er sah, daß sich die Mächtigen überall in Europa die Hand reichten, um das neue Leben der Kirche zu ersticken, und befürchtete eine neue Knechtschaft für die Christenheit, wenn sie nicht nachdrücklich in diesem entscheidenden Augenblick auftrete. Luther hielt in ähnlichem Falle die Schwerter zurück und wollte nur Gottes Wort auf dem Schlachtfelde haben. Zwingli sah den Krieg als keinen Aufstand an, denn die Schweiz hatte keinen Herrn. „Man müsse allerdings dem HErrn allein vertrauen," war seine Ansicht, „aber man müsse auch seine gerechte Sache, die man vor Gott habe, vertheidigen können und wie Gideon und Josua sein Blut für Gott und das Vaterland vergießen." Zwingli's Ansicht kann nicht getadelt werden, wenn man die Grundsätze in's Auge faßt, von welchen die Herrscher ausgehen; die Schweizer Behörden sollten die Unterdrückten gegen die Gewaltthaten beschützen, aber was im Munde einer Magistratsperson zulässig ist, muß das nicht getadelt werden im Munde eines Predigers? Um seine Plane durchsetzen zu können, mußte der Reformator in Zürich große Einigkeit haben, während noch viele Menschen, Interessen und Vorurtheile sich ihm gegenüberstellten. Am 1. Dez. 1528 sagte er auf der Kanzel: „Wie lange duldet ihr noch im Rathe Ungläubige und Gottlose, die sich Gottes Wort widersetzen?" Man beschloß die vom Reformator geforderte Reinigung des Raths,[1]) prüfte alle Bürger und schloß die Widerspenstigen vom Rath aus.

---

1) Füßli, Beitr. IV, 91.

2.

Unterwald will die Messe wieder einführen. — Zwingli will die Freiheit aufrecht erhalten. — Krieg. — Zwingli reist ab. — Rüstung der fünf Kantone. — Vermittlung des Landammans Aebli. — Dazwischenkunft von Bern. — Zwingli's Widerstand. — Schweizer Herzlichkeit. — Züricher Disciplin. — Eine Conferenz. — Friedens-Traktat. — Das Bündniß mit Oesterreich wird aufgelöst. — Zwingli's Lied und Trauer. — Frauen lesen Messe.

Samstag den 5. Juni 1529, sieben Tage nach Kaysers Märtyrertode, war ganz Zürich in Aufregung. Der Augenblick war da, wo Unterwald einen Statthalter nach den gemeinsamen Aemtern abzuschicken hatte, wie es denn, nachdem dort die Bilder verbrannt worden waren, „den Götzenbrand an ihnen mit der Hand zu rächen" geschworen hatte. Daher allgemeiner Schrecken, weil man behauptete, es würden in allen Dörfern die Prediger verbrannt werden. Viele Einwohner dieser Aemter eilten nach Zürich, wo Zwingli sich ihrer in ihrer Bestürzung kräftig annahm. Der Reformator meinte endlich sein ihm stets vorschwebendes Ziel, die freie Predigt des Evangeliums in der Schweiz, erreichen zu können. Es bedurfte seiner Ansicht nach nur noch einer letzten Anstrengung dafür.

Zwingli sagte den Zürichern: „Gierige Pensions-Inhaber benützen die Unwissenheit der Bergbewohner, diese einfachen Menschen gegen die Freunde des Evangeliums aufzuwiegeln. Wir wollen gegen diese hochmüthigen Anführer wüthen. Der Wolf wird durch die Sanftmuth des Lammes immer gefräßiger. Wir schlagen am besten den fünf Kantonen vor, das Wort Gottes frei predigen zu lassen, ihren verderblichen Bündnissen zu entsagen und die Freunde ausländischer Pensionen zu bestrafen. Es soll keiner gezwungen seyn, die Messe, die Götzenbilder, oder ähnlichen Aberglauben aufzugeben, sondern allein der mächtige Hauch des göttlichen Wortes soll diesen Staub verwehen. Seid standhaft edle Herren! Mit Ausnahme einiger schwarzen Rosse (die Pensionsinhaber), die in Zürich und Luzern gleich sehr schwarz sind, deren Ingrimm jedoch den Wagen der Reform nicht umwerfen wird, werden wir das schwierige Ziel erreichen, und die Einheit der Schweiz und des Glaubens erringen."[1]) Zwingli

---

1) *Zwingli* Epp. II, 296, 298.

wollte so durch Anwendung von Gewalt nur Freiheit für das Evangelium, und diese zu sichern schien ihm eine rasche Dazwischenkunft nöthig. Oekolampadius dachte ebenso. „Es ist keine Zeit jetzt zum Aufschub," schrieb er, „kein Augenblick für die Kargheit und Kleinmuth. So lange dieser Schlange, die sich an unserem Busen gewärmt hat, das Gift nicht genommen ist, sind wir den größten Gefahren ausgesetzt." [1]) Der Züricher Rath ließ sich durch Zwingli bewegen und versprach den Aemtern die Erhaltung der Glaubensfreiheit, und kaum hatte er vernommen, daß Anton Abacker von Unterwald mit einem Heere nach Baden ziehe, so schickte der Rath am 5. Juni fünfhundert Mann mit vier Stück Geschütz nach Bremgarten, und noch am Abend desselben Tages wehte die Züricher Fahne auf dem Kloster Muri.

Der Religionskrieg hatte angefangen. Das Horn der Waldstädter erschallte in den Bergen, überall waffnete man sich, und Boten eilten nach Wallis und Oesterreich um Beistand. Drei Tage später, am 8. Juni, zog Jakob Werdmüller mit sechshundert Mann von Zürich nach Rapperschwyl und in das Gasterland; am 9. vierhundert Mann nach Cappel, unter dem Befehl des tapfern Hauptmann Georg Berger, denen Conradt Schmidt, Pastor zu Küßnacht, als Feldprediger beigegeben war. „Du," sagte Bürgermeister Rust zu Zwingli, „sollst nicht mit in den Krieg ziehen, denn der Papst, Erzherzog Ferdinand, die römischen Kantone, die Bischöfe, Aebte und Prälaten hassen Dich auf den Tod. Bleibe bei dem Rathe, wir bedürfen Deiner." Zwingli setzte in Niemand großes Vertrauen bei einer so überaus wichtigen Unternehmung, und erwiederte nur: „Wenn meine Brüder ihr Leben wagen, will ich nicht allein am Heerde sitzen bleiben. Das Heer bedarf überdem eines wachsamen Auges, das überall nach allen Seiten umschaut." Sodann ergriff er eine glänzende Hellebarde, die er schon bei Marignan geführt haben soll, bestieg ein Roß und zog mit ab. Auf den Mauern und Thürmen sahen Greise, Frauen, Kinder ihnen nach, auch seine eigene Frau, Anna, war darunter. Zürich hatte Bern um

1) *Zwingli* Epp. II, 303.

Hilfe angesprochen, aber Bern, das gegen einen Religionskrieg war und Zürichs wachsenden Einfluß ungerne sah, erwiederte: „da Zürich den Krieg allein angefangen, möge es ihn auch allein vollenden." Im Augenblick des Kampfes zeigten sich die evangelischen Staaten uneinig.

Die römischen Kantone handelten anders. Kaum hatte Zug den ersten Hilferuf ausgestoßen, als Schwyz, Uri und Unterwald sich bereits den Marsch setzten. Am 8. Juni wehte das große Banner von dem Rathhause zu Luzern, am 9. zog bereits das Heer aus beim Klange der alten Hörner, welche die Luzerner von Karl dem Großen erhalten zu haben behaupten.

Am 10. Juni schickten die Züricher von Cappel aus, wo sie standen, einen Herold an Zug, um nach alter Sitte den Bruch des Bündnisses anzuzeigen. Zug war sehr in Aengsten, denn es hatte noch keine Truppen von seinen Bundesgenossen erhalten und konnte sich nicht vertheidigen, man schickte Eilboten ab, waffnete sich rasch, die Krieger probirten ihre Waffen, die Frauen weinten, die Kinder schrieen. Das erste Corps des Züricher Heeres, tausend Mann stark, unter der Anführung von Wilhelm Thöming, wollte schon von der Gränze unterhalb Cappels vorrücken, als man einen Reiter so schnell, als es der Berg gestattete, von Baar heransprengen sah. Es war der Landamman von Glarus, Aebli. „Die fünf Kantone," berichtete er, „sind gerüstet, aber sie wollen innehalten, wenn ihr dasselbe thut. Um Gottes Willen und aus Liebe zur Eidgenossenschaft bitte ich die Herren von Zürich und das ganze Volk, nicht vorzurücken. („Das redete er mit weinenden Augen," sagt Bullinger.) In wenigen Stunden komme ich wieder; ich hoffe mit Gottes Hilfe einen ehrenvollen Frieden zu erlangen und zu verhindern, daß unsere Hütten der Sitz von Wittwen und Waisen werden." Aebli war als redlicher Freund des Evangeliums und Feind der fremden Kriege bekannt, seine Rede bewirkte auch, daß die Züricher Feldherrn stille hielten. Zwingli allein sah in den Vorschlägen seines Freundes voll Unruhe und Aengstlichkeit die Umtriebe der Gegner. „Oesterreich habe mit dem Türken zu schaffen und könne deshalb den Schweizern nicht beistehen, so daß es den fünf Kantonen zum Frieden gerathen habe," das war nach Zwingli's An-

sicht der Grund, warum der Landammann von Glarus solche Vorschläge gebracht hatte. Als Aebli wieder zurückreiten wollte, sagte darum Zwingli zu ihm mit Ernst: „Lieber Ammann, Ihr habt Gott dafür Rechenschaft zu geben. Unsere Feinde sind in der Klemme, deshalb geben sie Euch gute Worte, aber sie werden uns später plötzlich überfallen und dann sind wir verloren.“ Diese prohetischen Worte hat die Zukunft später nur allzusehr bewahrheitet. „Lieber Gevatter,“ erwiederte Aebli, „ich vertraue zu Gott, daß Alles gut gehen wird. Wir wollen unser Bestes thun.“ So ritt er fort. Die Züricher schlugen nun, anstatt gegen Zug zu ziehen, ihre Zelte am Waldessaume und am Strom hin auf, wenige Schritte von den Wachposten der fünf Kantone. Zwingli saß still und ängstlich in seinem Zelte und erwartete jeden Augenblick eine schlimme Nachricht.

Diese blieb nicht lange aus, sondern wurde von Abgesandten des Züricher Raths gebracht. Bern wollte nämlich die so oft gespielte Rolle behaupten und die Bundespolitik vertreten, indem es erklärte, wenn Zürich oder die Kantone keinen Frieden halten wollten, so werde man sie schon zwingen; es wurde auch bereits eine Tagsatzung nach Aarau einberufen und fünftausend Berner unter dem Befehle Sebastians von Diesbach marschfertig gemacht. Zwingli gerieth in Bestürzung. Aebli's Botschaft ging mit Berns Vorschlag vom Rathe an das Heer zurück, denn wo das Banner wehte, war, nach damaliger Sitte, Zürich. Der Reformator sagte: „Wir wollen uns nicht einschüchtern lassen; unsre Zukunft hängt von unsrem Muthe ab. Heute bittet, morgen bettelt man, legen wir die Waffen nieder, so erdrückt man uns in einem Monat. Wir wollen standhaft bleiben in Gott, und vor Allem gerecht seyn, dann kommt der Friede.“ Aber als Staatsmann fing Zwingli jetzt an den Einfluß zu verlieren, den er als Prediger gewonnen hatte. Manche konnten ihn nicht verstehen, und fragten, „ob ein Diener des Herrn so reden solle?“ Einer seiner genauesten Freunde, Oswald Myconius, sagt: „Zwingli ist gewiß in Gefahren unerschrocken gewesen, aber er hat immer Abscheu vor Blut gehabt, selbst vor dem seiner tödtlichsten Feinde. Die Freiheit des Vaterlandes, die Tugenden

unsrer Väter, die Ehre Christi lagen ihm allein am Herzen. Ich sage die Wahrheit, als ob ich vor Gott stünde."

Während Zürich Abgesandte nach Aarau schickte, erhielten beide Heere Verstärkung. Thurgauer und St. Galler kamen zu Zürich, Walliser und Männer vom Gotthard zu den katholischen Kantonen, die Vorposten waren bei Thann, Leematt, Goldisbrunnen, an den köstlichen Abhängen des Albis. Die Schweizer Herzlichkeit zeigte sich im alten Glanze. Die Soldaten riefen sich gegenseitig freundlich zu, drückten sich die Hände, nannten sich Eidgenossen, Brüder. „Wir schlagen uns nicht," sagten sie, „ein Sturm ist über unsere Häupter gezogen, aber wir wollen zu Gott beten, er wird uns vor allem Unglück bewahren."

Im Lager der fünf Kantone herrschte Hungersnoth, während die Züricher alles im Ueberfluß hatten. [1]) Einige hungrige Waldstädter überschritten eines Tags die Vorposten, worauf die Züricher sie gefangen nahmen, ihnen Lebensmittel gaben und sie mit einer Gutherzigkeit zurückschickten, welche noch größer war, als die, welche Heinrich IV. einst vor Paris zeigte. Ein andermal stellten einige Soldaten von den fünf Kantonen einen Eimer Milch an die Gränze und riefen, sie hätten kein Brod dazu. Die Züricher kamen, brockten Brod in die Milch ihrer Feinde, dann aßen die Soldaten von beiden Heeren lachend mit einander, zum großen Ergötzen der Züricher, weil die Waldstädter trotz des Verbots ihrer Priester mit Ketzern äßen. Wenn ein Soldat ein Stück Brod nahm, das bei seinem Gegner lag, so schlug dieser ihn mit dem Löffel und rief: „Komm nicht über die Gränze!" So wurde der Krieg unter den Schweizern geführt, wie auch Einer der Vermittler, der Bürgermeister Sturm von Straßburg, schrieb: „Ihr Eidgenossen seid seltsame Leute; wenn ihr schon uneins seid, so seid ihr eins."

Im Züricher Lager herrschte die größte Ordnung. Alle Tage predigte Zwingli, Schmidt oder ein anderer Prediger. Man hörte bei den Soldaten weder Fluch noch Streit, keine unehrliche Person wurde zugelassen, man betete vor und nach dem Essen, und

1) Ein Maaß Korn kostete einen Gulden, eine Maaß Wein einen halben Batzen. Bullinger II, 182.

Alles gehorchte den Feldherren. Würfel, Karten, Spiele, die Zank hätten stiften können, fand man nicht, aber man sang Volkslieder, lag körperlichen Uebungen ob, „man sang, sprang, warf und stieß den Stein," sagt ein Berichterstatter;[1]) der Geist des Reformators war auf die Armee übergegangen.

Die Versammlung von Aarau, welche nach Steinhausen in die Nähe der Heere verlegt worden war, beschloß, jedes der beiden Heere solle die Klagen des andern vernehmen. Die Abgesandten der fünf Kantone wurden bei den Zürichern ziemlich ruhig aufgenommen, während im andern Lager dem nicht also war. Am 15. Juni ritten fünfzig Züricher, von vielen Landleuten begleitet, nach den Waldstädten. Trompeten, Trommeln und Artilleriesalven kündigten ihre Ankunft an, und gegen zwölftausend Mann der kleinen Kantone standen unter den Waffen. Escher von Zürich sprach zuerst, worauf noch mehrere Landleute Beschwerden vorbrachten, welche einigen Waldstädtern übertrieben schienen. „Wann haben wir euch das Bundesrecht verweigert?" schrieen sie. „Ja," sagte Funk, ein Freund Zwingli's, „man weiß, wie ihr es ausübet. Der arme Geistliche (Kayser) hat sich darauf berufen und ihr habt ihn verbrannt." „Funk," rief ihm ein Freund zu, „Du hättest besser gethan, zu schweigen." Aber das Wort war gesprochen, ein gewaltiger Lärmen erhob sich, die Klügsten riethen den Zürichern, rasch fortzureiten, und verhalfen ihnen zum Fortkommen.

Am 26. Juni 1529 wurde das Bündniß abgeschlossen, ohne daß aber Zwingli seine Wünsche erreicht hätte; denn anstatt der freien Predigt des göttlichen Worts gestattete der Vertrag nur Gewissensfreiheit; die gemeinschaftlichen Aemter sollten für oder wider die Reform abstimmen; man beschloß nicht die Abschaffung der Pensionen, empfahl sie aber den katholischen Kantonen, welche ihr Bündniß mit Oesterreich aufgeben und die Kriegskosten tragen mußten; Murner solle seine ehrenrührigen Reden zurücknehmen, und die Familie Kaysers einen Schadenersatz erhalten.[2])

---

1) Füßli Beitr. IV, 106.

2) Der Traktat steht bei Bullinger II, 185.

Zürichs kriegerisches Verfahren war unbestreitbar von Sieg gekrönt, was die fünf Kantone auch einsahen, nur konnten es die Anführer in ihrem stummen Schmerze nicht über sich gewinnen, den Bundestraktat mit Oesterreich auszuliefern. Da versammelte Zürich alsbald sein Heer wieder, die Vermittler verdoppelten ihre Anstrengungen, und die Berner erklärten, wenn das Aktenstück nicht ausgeliefert werde, so werden sie selber es feierlich aus dem Archive holen. Endlich wurde es am 26. Juni um zwei Uhr Nachts nach Cappel gebracht. Um eilf Uhr Vormittags trat das Heer zusammen, und man verlas den Bundesvertrag. Die Züricher erstaunten über die übermäßige Länge und Breite desselben, und über die neun Sigel, wovon eines ein goldenes war. Kaum hatte man einige Worte gelesen, als Aebli das Pergament nahm und ausrief: „Es ist genug." Die Züricher verlangten dagegen, es müsse ganz gelesen werden, man wolle die Verrätherei ganz kennen lernen. Darauf antwortete der Landammann von Glarus stolz: „Eher lasse ich mich in tausend Stücke schneiden, als daß ich das zugebe." Er schnitt sodann in das Pergament mit dem Messer ein, zerstückelte es vor den Soldaten und Zwingli und warf es in's Feuer. „Das war kein Schweizer Papier," sagte Bullinger in edler Einfalt.

Die Banner wurden aufgehoben, die Unterwaldner zogen erbittert fort, die Schwyzer gelobten, beim alten Glauben ewig zu verharren, die Züricher kehrten fröhlich heim, aber Zwingli war von düstern Gedanken bewegt. „Ich hoffe, daß wir einen ehrbaren Frieden nach Hause bringen," schrieb er, wobei er sich Gewalt anthat. „Wir waren nicht um Blutvergießens willen ausgerückt. Gott hat den Großen abermals gezeigt, daß sie nichts gegen uns vermögen." [1]) Aber wenn er sich seinem natürlichen Hang überließ, so bemächtigten sich ganz andere Gedanken seines Geistes, und einsam und niedergeschlagen blickte er sorgenvoll in eine düstere Zukunft. Wenn auch das Volk noch so jubelte, so meinte er doch, man werde bald über diesen Frieden, der jetzt wie ein Triumph betrachtet werde, trauern und wehklagen.

---

1) *Zwingli* Epp. II, 310.

Damals dichtete er am Albis, um seinen Schmerz zu ergießen, ein in der Schweiz, bei den Eidgenossen und in königlichen Hallen oft wiederholtes Lied. Zwingli's und Luthers Lieder spielen in der schweizer und deutschen, die Psalmen in der französischen Reformation eine große Rolle.

1. Herr, nun heb' den Wagen selb,
Schelb [1]) wird sust
All unser Fart.
Das brächt Lust
Der Widerpart,
Die Dich
Veracht' so freventlich.

2. Gott erhöch den Namen din
In der Straf
Der bösen Böck'!
Deine Schaaf
Wiedrum erweck',
Die Dich
Lieb habend inniglich.

3. Hilf, daß alle Bitterkeit
Scheide feer, [2])
Und alte Trüw
Widerkeer
Und werde nüw,
Daß wir
Ewig lobsingend Dir!

Eine eidgenössiche Verordnung befahl, daß die alte Freundschaft und brüderliche Eintracht wieder hergestellt werden solle, aber das sind Wunder, für welche einfache Verordnungen zu schwach sind.

Indeß gewann die Reformation durch dieses Bündniß, wenn ihr auch an einzelnen Orten noch lebhafter Widerstand geleistet wurde. Die Nonnen zu Katharinenthal in Thurgau waren von ihren Priestern verlassen, aber von überrheinischen Nachbarn,

1) schief. 2) fern.

welche sie „die ritterlichen Frauen vom Gotteshause" nannten, aufgeregt worden; sie hielten die Messe selbst ab und eine Nonne wurde Klosterpredigerin. [1]) Deputirte der protestantischen Kantone besprachen sich mit ihnen, die Aebtissin setzte mit mehreren Nonnen rechts über den Fluß, und nahm die Titel und Zierathen des Klosters mit. Doch dergleichen vereinzelter Widerstand half nichts. Zwingli konnte schon 1529 im Thurgau eine Synode halten, welche die Kirche ordnete, und die Verwendung der Klostergüter für den Unterricht frommer Theologen befahl. Eintracht und Friede schienen so in der Eidgenossenschaft wieder hergestellt.

3.

Einheit durch Freiheit. — Evangelisation der fünf Kantone. — Schaffhausens Antwort. — Zurzach. — Glarus, Brunner und Tschudi. — Feindseligkeiten, Zögerungen. — Italienische Aemter. — Der Mönch von Como. — Seine Angst und seine Hoffnung. — Der Mönch von Locarno. — Aufruf an Italien. — Reform von Wettingen. — Andre Klöster. — Der Abt von St. Gallen. — Kilian Kuffi. — St. Gallen erobert seine Freiheit. — Solothurn. — Wunder des heiligen Ursus. — Triumph des Papstthums. — Graubündten von den Spaniern besetzt. — Die Prediger wenden sich an die fünf Kantone. — Weigerung. — Oekolampadius will die Unabhängigkeit der Kirche. — Evangelischer Reichstag.

Wenn der Sieger sich seinem Jubel hingibt, so findet er oft in dieser Hingebung seinen Tod. Zürich und Zwingli bestätigen diese traurige Lehre der Geschichte. Zwingli und seine Freunde wollten während des Friedens dem Evangelium den Sieg verschaffen und arbeiteten hiefür eifrigst; so löblich diese Bemühung war, so war sie doch nicht immer von der Weisheit regiert. Die Züricher wollten durch die Glaubenseinheit eine Einheit der Schweiz schaffen, aber sie hätten weit klüger gehandelt, bei ihrer Thätigkeit für die göttlichen Dinge die politischen bei Seite zu lassen; die Einheit der Schweiz wäre vielleicht sicherer errungen worden, wenn man nur an Glaubenseinheit gedacht hätte. Auch vergaßen sie, daß man die Einheit bricht, wenn man sie erzwingen will, und daß sich die entgegengesetzten Elemente nur in der Frei-

---

1) Hottinger III, 527.

heit auflösen können, um eine heilsame Einigung herbeizuführen. Rom will eine Einheit durch Bannflüche, Gefängnisse, Scheiterhaufen, die christliche Wahrheit fordert sie durch die Freiheit, wobei wir nicht zu fürchten haben, daß diese Freiheit ungebührlich die Individualität erhebe und eine maaßlose Vielheit hervorbringe, denn wenn man die Geister nöthigt, an Gottes Wort sich zu halten, so sind sie einer Macht anheimgegeben, welche die verschiedensten Ansichten zu einer heilsamen Einheit zu verbinden vermag. Anfänglich ging Zwingli auf gesetzlichem Wege muthig und siegreich vorwärts, wobei er überall seinen Arm und seinen Blick hatte. Ein römischer Chronikschreiber, Salat, sagt: „Elende Unruhestifter drangen in die fünf Kantone, quälten die Seelen, verbreiteten Gedichtchen, Traktätchen, kleine Testamente und sagten, man brauche den Priestern nichts zu glauben."

Am Waldstädter See machte die Reform nur wenige fruchtlose Versuche, allein in den Kantonen bei den Alliirten und Untergebenen der Schweiz glückten ihr glänzende Eroberungen, die Urkantone erschracken, als sie von den Niederlagen des Papstthums vernahmen, das sich aber nirgends entschiedener zeigte, als in den Schweizer Bergen, wo eine Mischung von römischem Despotismus und helvetischer Rohheit das Scepter führten. Rom wollte siegen und sah doch, wie ein wichtiger Platz nach dem andern fiel.

Am 29. September 1529 entfernte Schaffhausen den „großen Gott des Doms", zum herben Schmerze der kleinen Schaar von Glaubigen, welche der römische Kultus noch in der Stadt zählte; man schaffte sodann die Messe ab und schloß sich an Zürich und Bern an.

Am 17. Oktober predigte bei Zurzach, nahe beim Zusammenflusse des Rhein und der Aar, der Ortspfarrer, ein dem alten Glauben ergebener Mann, mit Eifer, als ein Bürger Namens Tüfel aufstand und sagte: „Du schmähst die Ehrenmänner und rühmst den Papst und die römischen Heiligen, wo steht etwas davon in der Schrift?" Manche lächelten, das Volk erwartete mit Spannung eine Antwort von der Kanzel. Der erstaunte Pfarrer antwortete außer sich: „Du heißest Teufel, thust wie der Teufel und bist der Teufel. Ich will nichts mit Dir zu

thun haben." Er verließ die Kanzel und eilte davon, als ob Satan hinter ihm her sei. Gleich nahm man die Bilder weg und schaffte die Messe ab, und die Römisch-Katholischen trösteten sich damit, daß sie überall sagten, in Zurzach habe der Teufel die Reformation eingeführt.

Noch mehr in ihrer Nähe sahen die Priester und Krieger der fünf Kantone den römischen Glauben fallen, nämlich im Kanton Glarus, von wo aus über die schroffen Pfade vom Klausen und dem Pragel (wo sich Suwarows Heer 1799 rettete) die Reform Uri und Schwyz erreichen konnte. In Mollis war es Fridolin Brunner,[1]) der täglich darauf sann, wie er die Sache Christi fördern könne, die Mißbräuche der Kirche und die Menschensatzungen gleich seinem Freunde Zwingli angriff, und dem kriegerischen Volke Gesinnungen des Friedens und evangelischer Liebe einzuflößen suchte. In Glarus bemühte sich Valentin Tschudi, mit der Umsicht seines Freundes Erasmus, eine Mitte zwischen Rom und der Reform einzuhalten. Obgleich in Folge der Predigten Fridolins Fegefeuer, Ablaß, Verdienst der Werke, Vermittlung der Heiligen, in Glarus nur noch als Possen und Mährchen galten, so glaubten sie doch noch mit Tschudi, Leib und Blut Christi seien wesentlich im Abendmahlsbrode.

Gleichzeitig wurden im wilden Hochthale, wo die Linth am Fuße jäher Felsen Schwanden und Rüti bespült, gegen die Reform gewirkt. Die Römischen, über die Fortschritte der Reformation betroffen, wollten doch diese Berge retten, und streuten das von ausländischen Pensionen erhaltene Geld mit vollen Händen aus; alte Freunde entzweiten sich, Anhänger des Evangeliums widerriefen und suchten irgend einen schimpflichen Vorwand dafür hervor. „Peter Rümelin (Pastor in Schwanden) und ich," schreibt Rasdorfer, der Pastor von Rüti, „sind in der Weinlese, aber die Trauben, die wir lesen, taugen nicht zum Opfer, selbst die Vögel mögen sie nicht. Wir fischen, aber wenn wir die ganze Nacht hindurch gearbeitet haben, so finden wir nichts als Blutegel. Wir werfen Perlen vor die Hunde und

---

1) *Zwingli* Epp. II, 13.

Rosen vor die Säue." [1]) Der Haß des Evangeliums drang bald von dort den Fluß entlang in die Thäler hinab nach Glarus und Mollis. Der Rath („aus Weiblein zusammengesetzt," sagt Rasdorfer) änderte jeden Tag seine Ansichten, und war bald für, bald gegen den Abt von St. Gallen, wie ein von den Wellen herumgeworfenes Blatt. Doch diese Krisis erreichte bald ein Ende, und am Ostermontag 1530 wurde von einer allgemeinen Volksversammlung über Messe und Altäre abgestimmt. Eine mächtige, auf die fünf Kantone sich stützende Partei widerstand der Reform, aber es half nichts, „und die Feinde der Reformation mußten," wie Bullinger erzählt, „froh sein, einige Götzenbilder zu retten, die sie für bessere Tage aufsparten.

In Außerrhoden und in Sargans machte die Reform rasche Fortschritte; was aber die Römlinge am meisten erbitterte, war, daß sie über die Alpen zog und am Lago maggiore erschien, wo an der Mündung der Maggia in Locarno mitten unter Lorbeer-, Granat- und Cypressenbäumen die edlen Familien Orelli, Muralto, Magoria, Duni wohnten, und seit 1512 das oberherrliche Banner der Kantone wehte. „Ist's nicht genug," sprachen die Waldstädter, „daß Zürich und Zwingli die Schweiz beeinträchtigen, sie müssen auch noch nach Italien, in's Land des Papstes, ihre Reform tragen!" Es herrschte dort eine große Unsittlichkeit unter dem Klerus, so daß man sogar sprüchwörtlich sagte: „Man müsse Priester werden, um in Verdammniß zu fallen." [2]) Aber gleichwohl drang die Wahrheit in dieser Gegend ein. Ein Mönch aus Como, der 1511 wider den Willen seiner Familie in ein Augustinerkloster getreten war, Egidio a Porta, kämpfte sich schon mehrere Jahre dort ab, ohne Ruhe für seine Seele zu finden, bis er einst in der Einsamkeit der Nacht, wo er fast bis zur Erschöpfung gerufen hatte: „Herr, was soll ich thun?" den Ruf zu hören glaubte: „Gehe zu Ulrich Zwingli, er wird dir's sagen." Und so schrieb er gleich an Zwingli [3]) zitternd und bebend:

---

1) *Zwingli* Epp. II, 292.

2) Meyer, die evang. Gemeinde in Locarno I, 109. Karl Borromäus hob später mehrere jener Klöster auf.

3) *Zwingli* Epp. II, 448.

„Nicht Du, sondern Gott ist es, der mich den Netzen entreißen wird.“ Zwingli erwiederte: „Uebersetze das neue Testament in's Italienische, ich will es in Zürich drucken lassen.“ Dieses geschah vor drei Jahrhunderten in Italien. Egidius fing die Uebersetzung an, aber seine Beängstigung wuchs. Er sah sein Vaterland durch traurige Kriege in die größte Noth versetzt, ehemals reiche Leute mußten Almosen erbetteln, Frauen sanken aus Armuth in die tiefste Erniedrigung. So kam er auf die Ueberzeugung, erst eine politische Befreiung seines Volks könne eine religiöse herbeiführen.

Da meinte er, die Stunde sei da; lutherische Landsknechte zogen über die Alpen und drohend richteten sich ihre dichten Reihen gegen Rom, Frundsberg an der Spitze, der mit seiner goldenen Kette um den Hals erklärt hatte, er wolle, wenn er nach Rom komme, den Papst daran aufhängen. „Gott will uns retten,“ schrieb Egidius an Zwingli, „bitte Du den Connetable (Bourbon) seine Mannschaft frei zu lassen, den geschorenen Köpfen, deren Abgott der Bauch ist, das Geld, darob sie sich brüsten, abzunehmen und es dem vor Hunger sterbenden Volke auszutheilen. Dann möge Jeder ohne Scheu das reine Wort des Herrn predigen! Die Macht des Antichrists naht ihrem Ende.“ So dachte Egidius schon im Jahr 1526 an Italiens Reformation, aber plötzlich hörten seine Briefe auf, der Mönch verschwand, sicherlich hatte ihn Roms Arm ergriffen und wie so manchen Anderen in irgend einen finstern Klosterkerker geworfen.

Im Frühlinge des Jahres 1530 begannen neue Zeiten für die italienischen Aemter. Zürich ernannte einen sehr ehrenhaften ernsten Mann, Jakob Werdmüller, der noch 1524 dem Papste den Fuß geküßt hatte, aber seitdem zu Christi Füßen saß (Luk. 10, 39.), zum Amtmann von Locarno. „Er solle,“ sagte Zürich zu ihm, „christlich handeln, und in Bezug auf Gottes Wort die gegebenen Befehle beobachten.“ Da schien mitten in tiefer Nacht ein schwacher Lichtschimmer von einem Kloster an den herrlichen Ufern des Lago maggiore auszugehen. Unter den Karmelitern von Locarno war Einer, der vom gleichen Geiste beseelt war, wie der Mönch von Como, und sein ganzes Leben lang über Pauli Briefe predigen wollte, weil er in diesen vornämlich die Wahr=

heit gefunden hatte. Zwei Mönche, deren Namen nicht genannt sind, theilten seine Ansichten. Fontana schrieb ein Sendschreiben „an die ganze christliche Kirche in Deutschland," welches Zwingli erhielt, und worin der Mönch den deutschen Christen zuruft: „Gedenkt, geliebte Gläubige, der demüthigen Kanaaniterin, welche die Brosamen vom Tische des Herrn wünschte. Ich armer, schwacher Pilger erwarte am frischen Quell mein und meines Vaterlandes Heil. Von Finsterniß umgeben, in Thränen gebadet, schrein wir zu euch, die ihr Gottes Geheimnisse kennt, schickt uns die Schriften aller euerer trefflichen Lehrer. Schirmherren der Kirche, unserer heiligen Mutter, befreit eine lombardische Stadt von der babylonischen Knechtschaft. Wir sind nur unserer drei als Verbündete im Kampfe für die Wahrheit, aber Midian fiel durch wenige Auserkorene Gottes, nicht durch die Tausende Gideons. Gott läßt vielleicht aus einem kleinen Funken einen großen Brand entstehen!" 1)

So hofften drei Männer an den Ufern der Maggia auf die Reformation Italiens, und ließen einen Aufruf ergehen, welchen die evangelische Welt noch jetzt nach drei Jahrhunderten nicht beantwortet hat. Zürich streckte in jener Glaubenszeit mit heiligem Muthe seine „ketzerischen" Hände über die Alpen aus. Uri, Schwyz, Unterwald wütheten darüber und schworen, in Zürich selbst solchem verwegenen Verfahren ein Ende zu machen. Die Züricher gingen bald noch weiter, indem sie die Klöster bekriegten, jene Herde des ultramontanen Fanatismus. Im großen Kloster Wettingen an der Limmat, das wegen seiner Nähe bei Zürich dem mächtigen Hauche der Reformation mehr als ein anderes ausgesetzt war, herrschte große Aufregung. Am 23. August 1529 zog dort das Evangelium ein. Die Mönche lasen keine Messe mehr, schoren sich gegenseitig nicht ohne Thränen die Bärte, alle zogen gewöhnliche Landestracht an und hörten dann andächtig der Predigt zu, welche Sebastian Benli aus Zürich hielt, worauf sie bald selbst das Evangelium verkündigten und deutsche Psalmen sangen. Wettingen schloß sich der mächtigen Partei an, welche die Eidgenossenschaft umgestalten wollte, das

---

1) Hottinger II, 620.

Kloster hörte auf ein Haus des Spiels, Trunks und Wohllebens zu seyn, sondern wurde in eine Schule umgewandelt, und nur zwei Mönche blieben der Kapuze getreu.

Der Komthur von Mülinen kümmerte sich eben so wenig um die Drohungen der römischen Kantone, und suchte die Johanniter-Ordensglieder zu Hitzkirch eifrig zu reformiren; man stimmte ab, die Mehrzahl entschied sich für Gottes Wort, und am 4. September ging die Reformation vor sich. Der Komthur sagte, „er habe lange schieben müssen, bis der Wagen vorwärts gekommen sei." So ging es auch in Wädenschwyl, so im Kloster Pfeffers, auch in Muri war die Mehrzahl für das Evangelium, indessen siegte doch die Minorität durch die Unterstützung der fünf Kantone. Aber ein größerer Sieg sollte die Reformation entschädigen und die Entrüstung der Waldstädte auf's Höchste steigern.

Der Abt von St. Gallen war durch seinen Reichthum, die Anzahl seiner Untergebenen und seinen Einfluß auf die Schweiz einer der gefährlichsten Gegner des Evangeliums. Als im Jahr 1529 die Züricher gegen die fünf Kantone zogen, hatte sich der Abt Franz von Geißberg dem Tode nahe eilig in die Feste Rorschach bringen lassen, da er sich nur hinter Wällen sicher wähnte. Vier Tage darauf nahm Vadianus, der Bürgermeister von St. Gallen, Besitz von der Kathedrale, und die erschrockenen Mönche waren mit ihren Schätzen nach Einsiedel geflohen. Am Dienstage der Charwoche starb der Abt, aber man brachte immer noch das Essen in sein Zimmer und die Mönche gaben über sein Befinden traurigen Bescheid. Indessen um den Leichnam dieses Spiel getrieben wurde, begaben sich Mönche nach Rapperschwyl auf dem St. Galler Gebiet, und wählten dort einen Toggenburger, Kilian, den bisherigen Kellermeister, zum Abte, welcher sich in der ganzen Sache sehr geschickt benommen hatte. Zürich und Glarus erklärten, sie würden ihn nicht anerkennen, wenn er nicht die Uebereinstimmung des Mönchswesens mit dem Evangelium aus der heiligen Schrift nachweise. „Es sei ihnen Pflicht," sagten sie, „das Volk zu schützen; denn die freie Kirche Christi müsse aus dem Schooße des freien Volkes sich erheben." Die Prediger von St. Gallen veröffentlichten gleichzeitig zweiundvierzig Thesen, in welchen sie behaupteten, die Klöster seien nicht Gotteshäuser,

sondern Teufelswohnungen. So kämpften die zwei Toggenburger, Zwingli und Kilian, um St. Gallen, indem der Eine die Abtei für das Volk, der Andere das Volk für die Abtei gewinnen wollte. Kilian aber flüchtete sich mit den Titeln und Schätzen des Klosters über den Rhein, legte weltliche Kleider an und gelangte so insgeheim nach Einsiedeln, von wo aus er plötzlich die Schweiz mit seinem Geschrei erfüllte. Zürich antwortete durch eine gemeinschaftlich mit Glarus erlassene Verordnung, gemäß welcher ein im evangelischen Glauben fester Gouverneur mit einem Rathe von zwölf Gliedern das Land verwalten sollte; indessen die Wahl der Geistlichen den Gemeinden freigestellt werden sollte. Bald nachher wollte der flüchtige Abt bei Bregenz über einen Bach setzen, fiel vom Pferde, verwickelte sich in seine Kutte und ertrank. Nachdem Zwingli auf diese Weise gesiegt hatte, wurde das Kloster versteigert, und von der Stadt St. Gallen erkauft, mit Ausnahme eines Gebäudes, der sogenannten „Hölle," das man den Mönchen, welche sich der Reformation nicht anschloßen, ließ.[1])

Durch den Beistand, welchen Zürich den St. Gallern bei der Wiedereroberung ihrer alten Freiheiten geleistet hatte, waren die fünf Kantone noch erbitterter geworden. Die Anhänger Roms trösteten sich indessen auch durch einige Gewinnste. Solothurn war lange einer der getheiltesten Kantone gewesen, indem die Bürger und die Gelehrten für, die Patricier und Domherren gegen die Reform waren. Philipp Grotz von Zug predigte das Evangelium, und als der Rath die Messe aufrecht erhalten wollte, traten am 13. September 1529 hundert Reformirte in den Sitzungssaal und forderten Gewissensfreiheit. Zürich und Bern unterstützten diese Forderung, so daß sie eingeräumt werden mußte. Darüber erbittert schloß der fanatischere Theil der Katholiken die Stadtthore, lud die Kanonen und machte alle Anstalten, um die Reformfreunde zu vertreiben. Der Rath wollte die Unruhestifter bestrafen, als die Reformirten, um ein Beispiel christlicher Mäßigung zu geben, erklärten, sie verzeihen denselben.[2]) Der große Rath machte sodann im ganzen Kanton be-

1) Bullinger II, 271.
2) Ruchat II, 139.

kannt, daß Gott allein über die Gewissen zu richten habe, der Glaube sei eine freie Gabe der Gnade, und so möge ein Jeder sich seine Religion selbst erwählen. Da stimmten vierunddreißig Gemeinden für die Reform, zehn für die Messe. Das Landvolk war größtentheils für erstere, die Städter hielten meistens am Papstthum. [1])

Haller, den die Solothurner Reformirten herbeigerufen hatten, kam zur großen Freude derselben an, und zwar mitten im Winter. „Heute schwitzt der heilige Ursus, der Schutzpatron der Stadt," rief ein evangelischer Christ ironisch aus. Und in der That, o Wunder! Tropfen Schweiß fielen vom heiligen Bilde. Es war einfach gefrorenes und wieder aufgethautes Weihwasser. Aber die Katholiken duldeten keinen Spott über ein so augenscheinliches Wunder, das an den heiligen Januarius in Neapel erinnert. Allgemeines Klagegeschrei ertönte in der ganzen Stadt, man läutete mit allen Glocken, eine Prozession zog durch die Straßen und man las Hochmesse zu Ehren des himmlischen Herrn, der die Angst um seinen Vielgeliebten in so wunderbarer Weise kund gegeben hat. „Der dicke Berner Prediger (Haller) ist Schuld am Schrecken des Heiligen!" sagten die alten Betschwestern, deren eine versicherte, sie werde ihm ein Messer in den Leib stechen, andere drohten, in die Franziskanerkirche gehen zu wollen, um die dort predigenden Pfarrer umzubringen. Da zogen die Reformirten in diese Kirche und forderten eine öffentliche Disputation; zweihundert Gegner versammelten sich zu gleicher Zeit in der Ursuskirche und verweigerten die Besprechung. Keine Partei wollte zuerst ihr Lager verlassen, in welchem sie sich verschanzt hatte; der Handel stockte, die Gerichtshöfe wurden geschlossen, man ging ab und zu, man unterhandelte, aber alle waren so hartnäckig, daß an keine Nachgiebigkeit zu denken und die Stadt gleichsam in Belagerungsstand versetzt war. Endlich willigte man doch in eine Disputation, aber die Katholiken hielten es für sicherer, ihr auszuweichen. Die Reformirten verließen unbesonnener Weise voll Unwillen die Stadt, und die Räthe beschlossen, im Kanton solle man frei sein,

---

1) *Zwingli* Epp. II, 489.

aber in der Stadt die Messe nicht angreifen. Die Reformirten in Solothurn gingen jeden Sonntag in das Dorf Zuchweil und hörten dort Gottes Wort. So gewann das so vielfach geschlagene Papstthum in Solothurn den Sieg.

Zürich und die andern reformirten Kantone gaben auf solche Erfolge ihrer Gegner sorgfältig Acht, und waren wegen der katholischen Drohungen in ängstlicher Furcht, welche immer die Dazwischenkunft des Kaisers verkündeten, als es plötzlich hieß, neunhundert Spanier seien in Graubündten eingerückt, der neulich mit dem Titel eines Marquis vom Kaiser beehrte Kastellan von Muso stehe an ihrer Spitze, der Schwager desselben, Dietrich von Ems, folge ihm mit dreitausend Landsknechten, und der Kaiser wolle ihnen mit aller Kraft beistehen. Die Graubündtner stießen einen Angstschrei aus. Die Waldstädter blieben ruhig, aber alle Reformirten zogen ihre Soldaten zusammen und 11,000 Mann rückten aus. Aber der Kaiser und der Herzog von Mailand erklärten, sie würden den Kastellan nicht unterstützen, so daß das Schloß des Abenteurers plötzlich geschleift wurde, und er sich an die Sesia zurückziehen mußte, nachdem er Bürgschaften für sein ferneres ruhiges Verhalten gegeben hatte; die Schweizer Militzen zogen in ihre Kantone zurück, voll Unwillen darüber, daß die fünf Kantone durch ihre Unthätigkeit den Bundesvertrag verletzt hätten. Ein rascher Widerstand habe die hinterlistigen Absichten vereitelt, aber sie seien doch nur aufgeschoben. „Die Wahrheit," sagten sie, „hat uns allerdings befreit, aber kaiserliche Landsknechte werden uns bald das Joch auflegen."

So waren die beiden Parteien, welche die Schweiz trennten, im höchsten Grade gegen einander erbittert, und von Tag zu Tag wuchs die Kluft zwischen beiden. Die Vorläufer eines Ungewitters zeigten sich auf allen Bergen und zogen über den Thälern drohend zusammen. Zwingli wollte mit seinen Freunden das Gewitter beschwören, wie sich einst Nikolaus von der Flüe mitten zwischen die Streitenden geworfen hatte.

Am 5. September 1530 versammelten sich die Hauptprediger von Zürich, Bern, Basel und Straßburg, Oekolampadius, Capito, Megander, Leo Juda und Myconius in Zwingli's

Hause zu Zürich. Sie wollten eine nachdrückliche Vorstellung an die fünf Kantone ergehen lassen, und die für diesen Zweck abgefaßte Adresse wurde der in Baden versammelten Tagsatzung übergeben. So wenig auch sonst die Deputirten im Allgemeinen günstig gegen diese ketzerischen Geistlichen gestimmt waren, so hörten sie doch ihr Sendschreiben an, wenn auch nicht ohne Zeichen von Ungeduld und Langeweile. „Ihr wißt," hieß es unter anderem, „gnädige Herren, wie durch Einhelligkeit kleine Dinge groß werden, durch Zwietracht sie untergehen.[1]) Der Zwiespalt kommt nur aus dem Eigennutz, welcher nicht gehoben werden kann, wenn man nicht von Gott die Liebe zum allgemeinen Besten erhält. Laßt Gottes Wort frei predigen, wie eure Vorfahren es gestattet haben. Zwei Tropfen Quecksilber vereinigen sich, sobald man das zwischen ihnen Liegende beseitigt. Beseitigt nun das, was zwischen Euch und unsern Städten liegt, nämlich die Entfernung des göttlichen Worts, so wird der allmächtige Gott uns gleich vereinigen, wie es unsere Väter gewesen waren. Dann werdet ihr in euren Bergen auch im Mittelpunkte der Christenheit ein Vorbild, ein Zufluchtsort und ein Schutz seyn, und wenn ihr dieses Jammerthal als Schrecken der Gottlosen und Trost der Gläubigen durchwandert habt, wird euch ewige Freude zu Theil werden." So freimüthig sprachen diese Gottesmänner zu ihren Waldstädter Brüdern, aber ihre Stimme wurde nicht angehört. „Die Predigt der Pfarrer sei zu lang,"[2]) erklärten einige Abgeordnete gähnend, andere wollten neue Beschwerden gegen die Städte darin finden.

Einige erkannten, was die Schweiz und die Reform allein hätte retten können, die Selbstständigkeit der Kirche und ihre Unabhängigkeit von politischen Interessen. Hätte man nicht den weltlichen Arm zur Verbreitung des Evangeliums zu Hilfe genommen, so wäre wahrscheinlich die Eintracht in den Schweizer-Kantonen allmälig wieder hergestellt worden, und das Evangelium hätte durch seine göttliche Kraft gesiegt. Die Macht des göttlichen Worts bot mehr als Musketen und Hellebarden Aus-

1) *Zwingli* Epp. II, 78.

2) *Zwingli* Epp. II, 511.

sicht auf Erfolg, und die Kraft des Glaubens und der Einfluß der Liebe hätten die Waldstädter Christen sicherer vertheidigt als Diplomaten und Kriegsleute. Oekolampadius war der einzige Reformator, der dieses erkannte. Er glich mit seiner schönen Gestalt, seinen ruhigen Gesichtszügen und dem sanften Feuer seines Blicks, seinem reichen, ehrwürdigen Barte, seiner geistreichen Physiognomie und einer gewissen Hohheit, die Vertrauen und Ehrfurcht zugleich einflößte, noch mehr einem Apostel als einem Reformator; er pries die Macht des inneren Worts und huldigte vielleicht zu sehr dem Spiritualismus. Aber wenn ein Mensch die Reformation vor dem Unglück hätte retten können, so war er's, der, indem er sich vom Papstthum trennte, nicht die Staatsbehörde an ihre Stelle setzen wollte. Er schrieb damals an Zwingli:[1] „Der Magistrat, welcher der Kirche die ihr gebührende Autorität nimmt, ist noch unleidlicher als der Antichrist, d. h. der Papst. Die Hand der Behörde haut mit dem Schwerte, die Hand Christi heilt, Christus hat nicht gesagt: Wenn dein Bruder dich nicht anhört, so sage es dem Magistrate, sondern: so sage es der Gemeinde. Der Staat hat andere Aufgaben als die Kirche, und kann vieles dulden und thun, was die evangelische Reinheit nicht anerkennt." Oekolampadius wollte damit gewiß nur die Sphäre, in welcher die Kirche sich bewegt, als eine höhere bezeichnen, nicht die schlechten Handlungen der Regierungen billigen. Er begriff wohl, wie wichtig es sei, daß seine Ansichten von der Unabhängigkeit der Kirche in der Reformation durchdringen, und der schüchterne Mann entblödete sich darum auch nicht, dieselben vor einer Synode und vor dem Baseler Rathe auseinander zu setzen; Zwingli war eine Weile damit einverstanden, aber die Brüder, denen er sie mittheilte, dachten anders, und besonders der politische Bucer fürchtete, der christliche Magistrat werde dadurch beschränkt. Die Bestrebungen des Oekolampadius waren indessen nicht ohne Erfolg, denn im Februar 1521 wurde in Basel eine Tagsatzung der vier reformirten Kantone (Basel, Zürich, Bern und St. Gallen) abgehalten, in welcher man beschloß, bei Schwierigkeiten in Bezug auf Lehre und Kultus solle

1) *Zwingli* Epp. II, 510.

man eine Versammlung von Theologen und Laien einberufen, welche prüfen sollte, was die heilige Schrift über die fraglichen Gegenstände sage.[1]) Die neue Kirche gewann durch diesen Beschluß an Einheit und an Kraft.

4.

Zwingli's politische Rolle. — Luther und Zwingli, oder Deutschland und die Schweiz. — Philipp von Hessen und der christliche Staat. — Zwingli und Luther nähern sich. — Zwingli's Plan einer Allianz gegen den Kaiser. — Zwingli gegen Karl V. — Die Tyrannen müsse man entthronen. — Zwingli will das Reich für Philipp. — Allgemeines Bündniß. — Botschaft an Venedig. — Allianz mit Frankreich. — Zwingli legt einen Plan vor. — Die Franzosen verwerfen ihn. — Erklärung der fünf Kantone. — Heftige Reden. — Verfolgungen. — Geheimnißvolles Papier. — Evangelische Tagsatzung. — Allgemeine Tagsatzung in Baden. — Zwingli's Schlachtruf. — Deputation von Schwyz und Uri. — Politische Reform der Schweiz. — Zürich's und Zwingli's Thätigkeit.

Aber dieser Weg, der so viel Unheil verhindert hatte, konnte schon nicht mehr eingeschlagen werden, denn die Reform war schon mit vollen Segeln in das stürmische Meer der Politik ausgelaufen, und unerhörtes Unglück stand ihr bevor, wozu aber nicht Oekolampadius, sondern der entschlossene und thatenlustige Zwingli den Anstoß gegeben hatte. Die Heldenthaten aus dem Alterthum schwebten ihm vor, und, um das Evangelium zu retten, trat er nicht so sehr in die Fußtapfen von Johannes und Paulus, als in die von Demosthenes und Cato. Sein Scharfblick sah sich nach allen Seiten um, nach königlichen Kabinetten und Volksräthen, während er doch nur nach Gottes Thron hätte emporblicken sollen. Schon 1527 hatte Zwingli, als er alle jene gegen die Reformation sich erhebenden Mächte sah, den Plan eines christlichen Staats ersonnen, der alle Freunde des göttlichen Worts in einen heiligen Bund vereinigen sollte. Diese Allianz war um so leichter, als Zwingli's Reformation die Städte Straßburg, Augsburg, Ulm, Reutlingen, Lindau, Memmingen und andre oberdeutsche Städte ergriffen hatte; Konstanz trat 1527,

---

1) J. J. Hottinger III, 554.

Bern im Juni, St. Gallen im November 1528, Biel im Januar 1529, Mühlhausen im Februar, Basel im März, Schaffhausen im September und Straßburg im December bei. Diese politische Rolle Zwingli's rechnen ihm Viele zur größten Ehre. Wir können darin nur den größten Fehler sehen. Der Reformator verließ den apostolischen Weg und ließ sich vom verkehrten Vorbilde des Papstthums verführen. Die Urkirche setzte allen Verfolgungen die Bestimmungen des Friedens-Evangeliums entgegen, mit dem Glauben allein besiegte sie alle Mächte der Welt. Zwingli sah selbst ein, daß er auf dem Wege der weltlichen Politik die Stellung eines Dieners Christi verließ, und suchte sich zu rechtfertigen. Er schrieb: „Allerdings ist Gottes Wort nur durch Gottes Kraft und nicht mit Menschenkräften aufrecht zu erhalten, aber Gott bedient sich oft der Menschen als Werkzeuge zum Beistande der Welt. Deßhalb wollen wir uns einigen und von den Quellen des Rheins an bis gen Straßburg möge ein Volk und Bündniß werden." [1]) Er spielte zwei Rollen, indem er Reformator und Magistrat zugleich war, aber diese paßten so wenig zusammen, als die eines Predigers und Soldaten. Wir tadeln weder die Soldaten noch die Magistratspersonen, die nach ihrem Gesichtskreis handeln, wenn sie Bündnisse schließen oder das Schwert ziehen, aber unbedingten Tadel verdient der christliche Prediger, der sich zum Diplomaten oder zum General macht.

Im Oktober 1529 war Zwingli, wie wir erzählt, nach Marburg gegangen, wohin ihn Philipp von Hessen berufen hatte; aber während weder dieser noch er sich mit Luther verständigen konnte, so hatten sich der Landgraf und der Schweizer Reformator, Beide vom gleichen Geiste der Kühnheit und Unternehmungslust beseelt, alsbald zusammengefunden. Die zwei Reformatoren wichen politisch und kirchlich gleich sehr von einander ab.

Luther, im Kloster und im Mönchsgehorsam erzogen, hatte sich frühe mit den Kirchenvätern vertraut gemacht, Zwingli dagegen, inmitten der schweizer Freiheit aufgewachsen, hatte in den entscheidenden Jugendjahren die Geschichte der alten Freistaaten kennen gelernt. Luther war für passiven Widerstand, Zwingli

---

1) *Zwingli* Opp. II, 28.

für eine nachdrückliche Bekämpfung der Tyrannen. Beide waren die getreuen Vertreter ihres Volks. In Norddeutschland waren Fürsten und Adel der Haupttheil der Nation; das aller politischen Freiheit entfremdete Volk verstand nichts als zu gehorchen, wie es sich denn zur Reformationszeit damit begnügte, der Stimme seiner Lehrer und Anführer zu folgen. In der Schweiz, in Süddeutschland und am Rheine dagegen hatten viele Städte nach langem blutigem Kampfe die bürgerliche Freiheit errungen, und hier sehen wir fast überall auch das Volk an der Kirchenreform Theil nehmen. So gut das an und für sich war, so war doch ein Uebelstand dabei, indem die Reformatoren, selbst Männer aus dem Volke, es nicht wagten, auf die Fürsten einzuwirken, und so in die Versuchung fallen konnten, das Volk mit sich fortzureißen. Daß die Reformation sich leichter mit Freistaaten als mit Königen verbinden konnte, war ihr Nachtheil, und das Evangelium mußte lernen, daß seine Allianz nur im Himmel sei.

Doch mit einem Fürsten wie Philipp von Hessen wollte sich die Reform der Freistaaten vereinigen. Er hatte theilweise Zwingli's kriegerische Pläne hervorgerufen, und dieser beschloß, seinen neuen Freund in das evangelische Bündniß aufzunehmen. Bern wollte indessen den Kaiser und seine alten Bundesgenossen nicht reizen und wies daher diesen Vorschlag zurück, so daß man im „christlichen Staate" sich darüber lebhaft entrüstete. „Die Berner," hieß es, „verweigern ein Bündniß, das für sie und uns ehrenhaft, um des Glaubens und der Liebe willen Christo gefällig, durch die vereinten Kräfte nützlich und den Feinden verderblich wäre." — „Der Bär," schrieb Zürich, „ist eifersüchtig auf den Löwen (Zürich), aber die List geht zu Ende, und der Muth trägt den Sieg davon." Es scheint in der That aus einem in Chiffern abgefaßten Briefe zu erhellen, daß die Berner Zwingli's Absichten billigten, aber keine Veröffentlichung dieses Bündnisses mit einem deutschen Reichsfürsten wünschten.[1])

Oekolampadius war andrer Ansicht, und seine Milde widerstrebte, obwohl sanft, der Verwegenheit seines ungestümen Freundes. Der Glaube sollte allein durch die herrliche Eintracht aller

1) *Zwingli* Epp. II, 481. 487.

Gläubigen siegen. Ein erfreulicher Beistand belebte seine Bestrebungen. Die Deputirten des christlichen Staats versammelten sich im November 1530 in Basel, und die Straßburger versuchten eine Annäherung Luther's und Zwingli's herbeizuführen. Oekolampadius schrieb deßhalb an Zwingli, er möge schnell nach Basel kommen und keine allzu großen Schwierigkeiten machen. Es möge vielleicht manchem schwer scheinen, zu sagen, daß Christi Blut und Leib wirklich im Abendmahle seien, aber man mildre es durch den Beisatz: „Geistig, nicht körperlich.“ [1])

Zwingli war unerschütterlich. Er schrieb: „Eine solche Sprache geschieht um Luther's, nicht um der Wahrheit willen. Essen heißt glauben. (Edere est credere)?)“ Trotzdem ollten manche Männer in Basel nachdrücklich wirken, so daß .ie Brüderlichkeit fast den Sieg davongetragen hätte, indem man den Frieden durch die Einigung erringen wollte. Der Kurfürst von Sachsen schlug ein Bündniß aller evangelischen Christen vor, der Landgraf lud die Schweizer Städte zum Beitritte ein, und bereits hieß es, Luther und Zwingli wollten dasselbe Glaubensbekenntniß ablegen. Zwingli gedachte der ersten Erklärungen des sächsischen Reformators und sagte in Zürich bei Tische eines Tages vor mehreren Zeugen, Luther würde über das Abendmahl keine so irrige Ansicht haben, wenn nicht Melanchthon ihn verleiten würde. Die Union der Reform schien bevorzustehen, sie hätte durch ihre eignen Waffen gesiegt. Aber Luther deckte bald Zwingli's Irrthum auf. Er forderte nämlich eine schriftliche Erklärung, daß Zwingli und Oekolampadius seiner Ansicht beitreten, worauf bald die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Das Bündniß war fehlgeschlagen und der Krieg die alleinige Möglichkeit; Oekolampadius schwieg, Zwingli wollte handeln.

Von der Zeit ging Zwingli immer weiter auf dem Weg, auf dem ihn sein Charakter, sein Bürgerthum und seine ersten Gewohnheiten hinrissen. So viele Stöße betrübten ihn, die Feinde schlugen, die Brüder stießen ihn zurück, so daß er endlich schwindelte und den Kopf verlor. Der Reformator verschwand beinahe, und nur der Politiker, der große Bürger trat auf, der gegen die

---

1) *Zwingli* Epp. II, 550. 553.

gewaltige Verbindung, welche alle Völker zu fassen strebte, mit thatkräftigem Widerstand sich erhob. Der Kaiser hatte sich eben mit dem Papste vereinigt, und wenn man seinen verderblichen Planen sich nicht widersetzte, so war es nach Zwingli's Ansicht um die Reformation, die politische und kirchliche Freiheit, um die Eidgenossenschaft selbst geschehen. „Der Kaiser," schrieb er, „wiegelt Freund gegen Freund, Feind gegen Feind auf, aus dieser Verwirrung soll der Ruhm des Papstthums und seine eigene Macht hervorgehen. Der Kastellan von Musso wird gegen Graubündten, der Bischof von Konstanz gegen seine Stadt, der Herzog von Savoyen gegen Bern, die fünf Kantone gegen Zürich, Herzog Georg von Sachsen gegen den Herzog Johann, die Bischöfe am Rhein gegen den Landgrafen aufgehetzt; und sobald der Wirrwarr allgemein seyn wird, dann fällt er über Deutschland her, tritt als Vermittler auf, besticht Fürsten und Städte durch schöne Worte, bis er sie alle gedemüthigt hat. Großer Gott! welch ein Zwiespalt, welche Unruhen, welch ein Unheil, welche Blutbäder unter dem Vorwand, das Reich und die Religion wieder herzustellen!" [1])

Zwingli blieb nicht dabei. Der Reformator einer kleinen schweizer Stadt erhob sich zu den kühnsten politischen Gedanken und schlug gegenüber von jenen unheilbringenden Absichten eine europäische Allianz vor. Der Sohn eines Toggenburger Bauern wollte dem Erben so vieler Kronen die Spitze bieten. So schrieb er im März 1530 an einen Konstanzer Rathsherrn: „Man muß entweder ein Verräther oder ein Feigling seyn, wenn man gähnen und die Arme ausrecken kann, während man doch Leute und Waffen von allen Seiten zusammenziehen kann, um dem Kaiser zu zeigen, daß er's vergeblich versucht, den römischen Glauben wieder herzustellen, freie Städte zu unterjochen, die Helvetier zu zwingen. Man hat uns vor einem halben Jahre gezeigt, was man beabsichtigt. Erst versucht man es mit einer, dann mit einer zweiten Stadt, bis alle unterworfen sind. Dann nimmt man ihnen ihre Waffen, Schätze, Rüstungen und alle ihre Macht. Wecket Lindau und die Nachbarstädte aus dem

1) *Zwingli* Epp. II, 429.

Schlafe; wenn man das nicht thut, so gehen unter dem Vorwande des Glaubens die öffentlichen Freiheiten unter, denn auf Freundschaft der Tyrannen darf man sich nicht verlassen, wie uns schon Demosthenes lehrt, daß diese zumeist die Freiheit der Städte hassen. Mit der einen Hand zeigt der Kaiser ein Brod; den Stein verbirgt er in der andern. Einige Minuten später schrieb er an andre Konstanzer Freunde: „Seid unverzagt, fürchtet euch nicht vor Karls Planen! Das Scheermesser wird seinen Schleifstein treffen.“ [1])

Wozu sollte man warten, bis Karl V. sein altes Schloß Habsburg zurückforderte? „Papst und Kaiserthum,“ hieß es in Zürich, „haben sich dermaßen in einander geflickt, [2]) daß sie nur mit einander stehen oder fallen können. Wer den Papst verwirft, tritt auch dem Kaiser entgegen.“

Zwingli scheint an mehr als bloßen Widerstand gedacht zu haben. Sobald das Evangelium aufgehört hatte, seine Hauptbeschäftigung zu seyn, konnte ihn nichts mehr hemmen. „Es ist thöricht von einem Einzelnen,“ sagte er, „einen Tyrannen absetzen zu wollen, das wäre ein Aufstand, und das Reich Gottes verlangt Gerechtigkeit, Frieden und Freude. Sobald aber ein ganzes Volk einstimmig oder doch die Mehrzahl ihn ohne weitere Ausschweifungen verwirft, so ist es mit Gott.“ Karl V. war für Zwingli ein Tyrann, der Reformator hoffte, Europa würde endlich aus seinem langen Schlafe erwachen und die Hand Gottes seyn, welche ihn vom Throne stoßen sollte. — Niemals hatte man seit Demosthenes und Cato von Utica einen so gewaltigen Widerstand gegen die Unterdrücker gefunden. Zwingli ist in politischer Beziehung einer der größten Charaktere der neueren Zeit, eine Ehre, welche man ihm lassen muß, wenn sie auch für einen Prediger ein sehr zweideutiges Lob seyn mag. Er hatte Alles ausgedacht, was eine Revolution zu bewirken vermöge, durch welche die europäische Entwicklung eine andere geworden wäre; er wußte, wen er an die Stelle der zu stürzenden Macht erhöhen wollte. Er hatte schon einen Fürsten im Auge, der an=

---

1) *Zwingli* Epp. II, 429. 544.
2) Bullinger II, 343.

statt Karls die Kaiserkrone tragen sollte, nämlich sein Freund, der Landgraf. „Gnädigster Fürst (schrieb er ihm am 2. Nov. 1529), wenn ich dir wie ein Kind an seinen Vater schreibe, so ist es, weil ich hoffe, daß Gott dich zu großen Dingen bestimmt hat, die ich nur zu denken, aber noch nicht auszusprechen wage..... Endlich muß doch der Katze die Schelle angehängt werden..... Was ich mit meinen schwachen Kräften zur Ehre Gottes, zur Verkündigung der Wahrheit, zur Befreiung der allgemeinen Kirche, zur Vergrößerung deiner Macht und aller derer, welche Gott lieben, thun kann, würde ich mit Gottes Hülfe thun." [1]) So verirrte sich dieser große Mann; und Gott selbst hat die Flecken an denen zugegeben, die am meisten vor der Welt glänzen, nur Einer konnte sagen: welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46. Die Fehler der Reform entstehen aus der Verbindung der Religion mit der Politik, und ich kann sie nicht verschweigen, da gerade das Andenken an die Fehler nicht zum Unbrauchbarsten gehört, was unsere Vorgänger uns hinterlassen haben.

Zwingli und der Landgraf schienen schon in Marburg die erste Skizze zu einer allgemeinen Allianz gegen Karl entworfen zu haben, für welche der Landgraf die Fürsten, Zwingli die freien Städte Süddeutschlands und der Schweiz gewinnen wollte. Ja er hatte sogar die Absicht, die italienischen Republiken für sich einzunehmen, wenigstens das mächtige Venedig, damit es den Kaiser jenseits der Alpen zurückhalte und ihm die Entwicklung seiner ganzen Macht in Deutschland erschwere. Zwingli, der so heftig gegen die ausländischen Bündnisse gepredigt, der keinen Alliirten als den Allmächtigen für die Schweiz haben zu wollen erklärt hatte, empfahl jetzt das von ihm selbst Verworfene und zog damit über seine Familie, sein Vaterland, seine Kirche ein schweres Gericht. Kaum war er von Marburg zurückgekommen, als er ohne offizielle Mittheilung an den großen Rath die Absendung eines Deputirten nach Venedig durchsetzte. Große Männer glauben gar leicht, wenn es ihnen die ersten Male gelungen ist, Alles sei ihnen möglich. Man schickte keinen

1) *Zwingli* Epp. II, 666.

Staatsmann, sondern einen genauen Freund Zwingli's ab, der ihn nach Deutschland an den Hof des zukünftigen Kaisers begleitet hatte, den Professor der griechischen Sprache, Rudolph Collin, einen gewandten und unternehmenden, des Italienischen kundigen Mann. Der Reformator, der nicht allein die Bibel, sondern auch das goldene Buch haben wollte, bot so dem Dogen und dem Prokurator von St. Marcus die Hand. Freilich that er es, damit wir ihm Recht widerfahren lassen, nur, um den mit den kleinen Kantonen gegen die Ketzer verbündeten Kaiser abzuhalten, und seine Botschaft nach Venedig sollte nur die Scheiterhaufen erschweren, ohne daß er dem Evangelium den Sieg zu erringen behauptet hätte. Damals war Venedig unabhängiger vom Papste, als das ganze übrige Italien, so daß Luther selber an Gabriel Zwilling damals schrieb: „Ich höre mit Freuden deine Mittheilungen über Venedig, daß sie Gottes Wort annehmen. Gott sei Dank und Ehre!" [1])

Collin wurde am 26. December dem Dogen und Senate vorgestellt, die über den Schulmann, diesen seltsamen Gesandten, der ohne Pracht und Gefolge erschien, sehr erstaunten. Auch die Abfassung seines Beglaubigungsschreibens konnte man nicht verstehen, so daß er selber den Sinn desselben verdeutlichen mußte, indem er sagte: „Ich komme im Namen des Züricher Raths und der Städte der christlichen Genossenschaft, die gleich Venedig frei sind und an die ihr euch der allgemeinen Interessen wegen anschließen müßt. Die Macht des Kaisers ist für die Freistaaten gefährlich, da sie eine europäische Herrschaft erstrebt, man muß ihr in den Weg treten, sonst gehen sie alle unter." Der Doge erwiederte, die Republik habe vor Kurzem einen Vertrag mit dem Kaiser abgeschlossen, und ließ sein Mißtrauen in eine so geheimnißvolle Sendung merken. Aber später in geheimen Conferenzen fügte der Doge, der sich gern alle Wege offen halten wollte, die Bemerkung hinzu, daß Venedig die Züricher Botschaft dankbar annehme und daß ein von der Republik selbst besoldetes venetianisches Regiment stets bereit seyn werde, den evangelischen Schweizern zu Hilfe zu kommen. [2]) Der Kanzler in seinem

1) Luth. Br. III, 289. (vom 7. März 1528.)
2) *Zwingli* Epp. II, 455.

Purpurgewande begleitete den Abgesandten und sicherte ihm noch an der Thüre des Palastes Beistand zu. Aber in dem Augenblicke, wo die Reformation die stolzen Hallen von Sanct Marco erstiegen hatte, da war sie vom Schwindel ergriffen und sie mußte nothwendig straucheln und fallen. Der Züricher Gesandte wurde verabschiedet mit einem Ehrengeschenk von 20 Kronen. Aber das Gerücht von diesen Unterhandlungen verbreitete sich bald, und die am wenigsten Argwöhnischen, wie Capito, schüttelten den Kopf darüber, da sie Venedigs gewohnte Falschheit in diesen Anerbietungen erkennen wollten. Der Reformator verwickelte sich immer tiefer in die Politik. Da er im Reiche die Zahl seiner Feinde immer wachsen sah, verlor er allmählig seine Abneigung gegen Frankreich; und obschon das von Franz I. vergossene Blut seiner Brüder zwischen ihm und diesem Monarchen mehr als je Reibungen veranlaßte, so war er doch auf einmal für eine früher nachdrücklich von ihm verworfene Allianz.

Lambert Maigret, ein französischer General, der dem Evangelium einige Theilnahme geschenkt zu haben scheint, was Zwingli ein wenig entschuldigt, trat in einen Briefwechsel mit Zwingli und ließ ihn merken, wegen Karls geheimen Absichten müßten sich die Schweizer Freistaaten mit Franz verbinden. Er schrieb ihm schon im Februar 1530, man müsse die Hand an ein Gott so wohlgefälliges Werk legen und mit der Gnade Gottes werde das dem Einflusse Zwingli's sehr leicht seyn. Dieser bedachte sich, und es schien ihm, der König von Frankreich müsse übel daran seyn, wenn er an dergleichen denke, weßhalb er auch zweimal das Anerbieten ablehnte. Aber Franzens Vermittler wünschte den Entwurf einer Allianz aus Zwingli's Feder. Bei der dritten Versuchung des Gesandten konnte der Sohn der Berge von Toggenburg nicht mehr länger widerstehen, weil ja, wenn Karl V. fallen müsse, das nicht ohne Frankreichs Hilfe geschehen könne. Die Reformation müsse ein Bündniß mit Franz eingehen, um eine Macht zu suchen, die den König später zur Duldung der Reform in seinem eigenen Reiche zwingen würde. So dachte Zwingli, und hoffte sonach Kaiser und Papst stürzen zu können. Als er dem geheimen Rathe die französischen Eröffnungen mittheilte, wurde Collin beauftragt, den erbetenen Entwurf der

französischen Gesandtschaft zu überbringen. Es hieß darin: „In der alten Geschichte sind weder Könige noch Völker zu finden, die sich der römischen Tyrannei so entschieden widersetzt hätten, als der König von Frankreich und das Schweizer Volk. Wir wollen den Tugenden unserer Väter nicht untreu werden. Der allerchristlichste König (der die unbefleckte Reinheit des Evangelii wünscht) verpflichtet sich zu einem dem göttlichen Gesetze angemessenen Bündnisse mit den Städten der christlichen Genossenschaft, welches dem Gutachten der evangelischen Theologen der Schweiz vorgelegt werden soll." [1]) Daran schloßen sich die Hauptartikel des Vertrags.

Lanzerant, ein anderer Abgesandter des Königs, erwiederte noch am nämlichen Tage, dem 27. Februar, auf diesen seltsamen Plan, der die Schweizer Reformirten und den Verfolger der französischen Reformirten mit Vorbehalt des theologischen Gutachtens verbinden sollte. Frankreich wollte die Lombardei, um das Evangelium war es ihm nicht zu thun; für seine Zwecke bedurfte es aber Schweizer Hilfe, durfte sich jedoch mit den katholischen Kantonen nicht verfeinden. Zufrieden damit, Zürichs Gesinnung kennen gelernt zu haben, benahmen sich die französischen Gesandten kalt gegen den Reformator. Lanzerant sagte: „was Ihr uns übergeben habt, ist in vortrefflichem Style abgefaßt, aber ich vermag es kaum, ihn zu begreifen; so lange indessen der Boden nicht gelockert ist, darf man keinen Samen ausstreuen." So wurde die Reformation für ihre Vorschläge nach Gebühr belohnt; weil sie die Worte der Schrift: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen" (2 Kor. 6, 14.), vergessen hatte, mußte schweres Unglück über sie hereinbrechen. Schon fingen Zwingli's Freunde an, sich von ihm zu entfernen; der Landgraf, der ihn auf diese politische Laufbahn gebracht hatte, näherte sich Luther und suchte den Schweizer Reformator zurückzuhalten, insbesondere seitdem Erasmus gesagt hatte: „Man bittet uns, unsere Thüren zu öffnen, indem man laut Evangelium! Evangelium! ruft; hebet aber den Mantel auf und ihr findet die Demokratie unter seinen Falten verborgen.

---

1) *Zwingli* Epp. II, 417.

Während so der Schweizer Reformator sich vergeblich an die Macht der Großen der Erde wandte, unterließen die fünf Kantone, die Werkzeuge seines künftigen Untergangs, nichts, um ihre Rache und Wuth befriedigen zu können. Die Fortschritte des Evangeliums in der Eidgenossenschaft reizten sie: der von ihnen unterzeichnete Friede belästigte sie täglich mehr. „Wir haben keine Ruhe,“ sagten sie, „bis wir alle diese Bande gesprengt und unsere alte Freiheit wieder gewonnen haben.“ Am 8. Januar 1531 trat eine Tagsatzung in Baden zusammen, wo die fünf Kantone erklärten, sie würden nicht mehr auf der Tagsatzung erscheinen, wenn man ihre Beschwerden, besonders hinsichtlich der Abtei St. Gallen, nicht beachte. „Bundesgenossen von Glarus, Schaffhausen, Freiburg, Solothurn und Appenzell, helft uns,“ riefen sie, „unsern alten Bündnissen Achtung erwerben, sonst werden wir allein strafbarer Gewalt entgegentreten. Dazu helfe uns die heilige Dreifaltigkeit!“ 1)

Man blieb nicht bei Drohungen stehen. Der Traktat hatte ausdrücklich alle Schmähreden untersagt, „damit nicht durch sie und durch Verläumdungen neuer Zwiespalt entstehe und größere Unruhen ausbrächen.“ Im Bündnisse selbst lag der Funke, welcher ein so großes Feuer zum Ausbruche bringen sollte. Die Waldstädter zu zügeln war eine Unmöglichkeit. Zwei Züricher, der Prior Ravensbühler und der Pensionär Caspar Gödli, hatten der eine sein Kloster und der andere seine Pension aufgeben müssen, und sich voll Rachegedanken in die Waldkantone geflüchtet, wo sie das Volk gegen ihre Vaterstadt aufzuwiegeln suchten. In diesen Thälern hieß es überall, die Züricher seien Ketzer, alle begingen gräuliche Sünden und Zwingli sei ein Dieb, Mörder, Oberketzer, er habe in Paris (wo er nie in seinem Leben war) mit Leo Juda die schlimmsten Gräuel verübt. 2) Ein Pensionär erklärte, er ruhe nicht eher, als bis er diesem gottlosen Menschen das Schwert bis an das Heft in die Brust gestoßen habe. Alte Bandenführer, welche man wegen ihrer Leidenschaftlichkeit allgemein fürchtete, ihr Gefolge, das sie mit sich schleppten, stolze

1) Bullinger II, 330.

2) Bullinger II, 336.

Jünglinge aus den ersten Familien des Staats, welche sich gegen elende Prediger und dumme Gemeinden Alles herausnehmen zu dürfen meinten, wüthende Priester, welche gleich jenen Kapitänen und Jünglingen die Kanzel als einen Wirthshausstuhl betrachteten, alle diese ergoßen über die Reformation und die Reformirten ihren Strom von Schmähreden. Die Bürger in den Städten, schrieen einstimmig die trunkenen Soldaten und wüthenden Mönche, seien Ketzer, Seelendiebe, Gewissensmörder, Zwingli, der schreckliche Mensch, der schamlose Sünden begehe, sei der Lutherischen Gott. Von den Worten ging man zu Thaten, und wer das Wort Gottes liebte, wurde in den fünf Kantonen in's Gefängniß geworfen, mit Geldbußen belegt, roh behandelt und unbarmherzig aus dem Lande gejagt. In Schwyz machte man es am schlimmsten, ungescheut veröffentlichten sie ihre bösen Absichten, und die Feinde der Reform erschienen in einer Landsgemeinde mit Tannenzweigen an den Hüten, als Zeichen des Kriegs, ohne daß Jemand sich zu widersetzen gewagt hätte. Der Abt von St. Gallen, sagten sie, sei ein Reichsfürst und vom Kaiser belehnt, Karl V. werde ihn gewiß rächen. Andere beschwerten sich, daß die Ketzer eine christliche Genossenschaft bilden wollten, als ob die alten Kantone Heiden wären. Man berathschlagte sich in geheimen Zusammenkünften, suchte neue Verträge mit dem Kaiser, dem Papste und mit Wallis abzuschließen, tadelnswerthe Bündnisse allerdings, aber durch das Sprüchwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, zu entschuldigen, was Zürich und Venedig nicht sagen konnten.

Wallis verweigerte anfänglich seinen Beitritt und wollte neutral bleiben, bis ihr Fanatismus plötzlich entflammt wurde; es hieß nämlich in allen Thälern, man habe auf einem Altare eine Schrift gefunden, in welcher zu lesen sei, Zürich und Bern lassen öffentlich lehren, es sei eine größere Sünde, eine Messe zu hören, als sich mit einem Thiere zu vergehen.[1]) Betroffen und unwillig fragte man, wer dieses Blatt auf den Altar gelegt habe, ein Mensch oder ein böser Geist? Gleichviel, es ward gelesen, abgeschrieben, verbreitet, und diese Erdichtung treuloser und

---

1) *Zwingli* Epp. II, 610.

verruchter Menschen (wie Zwingli sich ausdrückt) bewirkt, daß Wallis gleich zur Hülfe bereit ist. Nun rüsten sich die Waldstädter, ihr stolzer Blick bedrohte die ketzerischen Kantone und von allen Seiten rasseln die Kürasse und die Schwerter.

Bei so gefährlichen Anzeichen wurden die evangelischen Städte wach. Sie versammelten sich im Februar 1531 zu Basel, im März zu Zürich. Die Züricher, nachdem sie ihre Beschwerden auseinandergesetzt, fragten an, was zu thun sei und wie man solchen schmählichen Verläumdungen entgegentreten könne. Die Berner erwiederten: „Ihr denkt an Gewaltmittel, vergeßt aber nicht die geheimen und gefährlichen Bündnisse, die man mit dem Papste, dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, mit so vielen Fürsten und Herren, mit der ganzen römischen Partei zu Beschleunigung unseres Verderbens schließt, denkt an die Unschuld so vieler Frommen, welche in den fünf Kantonen diese bösen Plane verwerfen, und beachtet, daß es leicht ist, einen Krieg anzufangen, aber Ende und Ausgang vermag keiner zu wissen! (Eine traurige Weissagung, welche der Erfolg nur zu gut rechtfertigte!) Schicken wir lieber eine Deputation an die fünf Kantone und fordern wir den Bündnissen gemäß Bestrafung der schändlichen Verläumdungen, verweigern sie das aber, so wollen wir allen Verkehr mit ihnen abbrechen." — „Wozu?" sagten die Baseler; „wir kennen ja die Grobheit dieses Volkes, und eine schlechte Behandlung unserer Abgesandten würde die Sache nur verschlimmern; besser ist's, wir berufen in möglichster Bälde eine allgemeine Tagsatzung." So dachten auch Schaffhausen und St. Gallen, worauf Bern auf den 10. April eine Tagsatzung nach Baden ausschrieb. Die Deputirten aller Kantone trafen ein.

Manche bedeutende Männer in den Waldstädten hatten das Verfahren der Pensionäre und der Mönche gerügt, weil sie wohl sahen, daß die kein Ende nehmenden Schmähungen ihrer Sache schadeten. Sie äußerten sich in Bern dahin, „die Unbilden, über welche Ihr klaget, thun uns ebenso leid als euch, und wir werden sie zu bestrafen wissen, wo es nicht schon geschehen ist; aber auf beiden Seiten gibt es leidenschaftliche Menschen. So habe neulich ein Baseler auf der Landstraße einen von Bern

nach Luzern gehenden Mann getroffen und diesem gesagt: Von Bern nach Luzern gehen heißt von einem Vater zu einem schurkischen Herrn zu laufen." Die vermittelnden Kantone forderten beide Parteien auf, alle Gründe der Zwietracht zu beseitigen.

Damals war gerade der Angriff des Kastellans von Musso erfolgt, in welchem Zwingli und Zürich die erste Handlung einer zur Verderbniß der Reformation verabredeten Verschwörung sahen, weßhalb sie ihre Freunde zusammenriefen. Zwingli meinte, man dürfe nicht länger zögern, denn die fünf Kantone brächen das Bündniß und häufen eine Schmähung auf die andere, so daß man die Feinde früher angreifen müsse, ehe der von den Türken noch zurückgehaltene Kaiser den Landgrafen vertreibe, Straßburg nehme und die Schweiz unterjoche. In diesem Manne kochte ganz das Blut der alten Schweizer, und während Uri, Schwyz, Unterwald schmählich Oestreich die Hand küßten, trat dieser Züricher, treu den alten Schweizer Erinnerungen, aber freilich den heiligeren Ueberlieferungen untreu, kühn in die Fußstapfen von Stauffacher und Winkelried. Zürich's kriegerische Sprache erschreckte seine Bundesgenossen. Basel verlangte erst eine Aufforderung an die Waldstädte und dann im Weigerungsfalle erst den Bruch der Allianz. Schaffhausen und St. Gallen mißbilligten aber auch diesen Schritt; die stolzen, unbesiegten Bergbewohner würden die Auflösung des Bündnisses mit Freuden vernehmen, und was man dann dadurch erreiche? Während dieser Besprechung erschienen unerwartet Gesandte von Uri und Schwyz, die man kalt empfing, ja nicht einmal mit dem gebräuchlichen Ehrenwein bewillkommte, ja sie hatten nach ihrem Berichte sogar mitten durch das Hohngeschrei des Volkes gehen müssen. Vergebens entschuldigten sie ihr Verfahren, sie müßten, hieß es, erst die Thaten mit ihren Worten in Einklang bringen. Die Männer von Schwyz und Uri kehrten traurig heim, und die Versammlung ging betrübt auseinander.

Zwingli bedauerte es tief, daß die Abgeordneten der evangelischen Städte sich entfernten, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Er wollte nicht bloß eine Reform der Kirche, sondern auch eine Umgestaltung der Eidgenossenschaft, und wie Bul-

linger[1]) berichtet, drang er selbst auf der Kanzel „heftig auf eine gemeine Reformation gemeiner Eidgenossenschaft" und Viele theilten mit ihm diesen Wunsch. In den mächtigsten und bevölkertsten Städten der Schweiz klagte man, daß die Waldstädte weniger an Mannschaft und Geld beitrügen, während sie doch in der Tagsatzung und bei den Früchten der Siege den gleichen Antheil haben. Solcher Zwist entstand nach den Kriegen mit Burgund. Obgleich die fünf Kantone durch ihre Anhänger die Mehrzahl hatten, so meinte doch Zwingli, die großen Städte, namentlich die mächtigen Kantone Zürich und Bern, müßten an der Spitze der Schweiz stehen. Neue Zeiten schienen ihm neue Formen zu erheischen. Es reichte nicht aus, daß man anstatt der Pensionärs fromme Männer zu öffentlichen Aemtern berief, der Bundesvertrag sollte umgestaltet und auf gerechtere Grundlagen gestützt werden. Eine konstituirende Versammlung der Nation hätte seinen Wünschen entsprochen, aber solche Reden, die mehr einem Volkstribun als einem Prediger Jesu Christi zukamen, beschleunigten seinen Sturz.

Die gewaltigen Reden des Reformators drangen aus der Kirche in die Rathsversammlungen, in die Sitzungen der Zünfte, auf die Straßen und auf's Land; und der Eifer des einen Mannes setzte alle seine Mitbürger in Flammen. Die alten Ueberlieferungen von Klugheit und Vorsicht schienen vergessen zu seyn, und um so nachdrücklicher gab sich die öffentliche Meinung kund. Am 29. und 30. April eilten Reiter aus Zürich's Thoren: Boten des Raths sollten alle verbündeten Städte an die Eingriffe der fünf Kantone erinnern und einen schnellen, bestimmten Bescheid fordern. Ueberall sprachen sie Zürich's Beschwerden aus, und machten auf die großen Gefahren aufmerksam, welche heranziehen, der Kaiser und König Ferdinand rüste sich und wolle die Schweiz mit vielen Leuten und vielem Gelde angreifen.

Zürich ließ auf solche Worte die That folgen. Dieser Staat wollte durchaus die freie Predigt des Evangeliums in den Aemtern, wo es mit römisch-katholischen Kantonen die oberste Leitung theilte; und wo die Unterhandlungen nichts halfen, da sollte die

---

1) Bullinger II, 368.

Gewalt wirken. In St. Gallen, in Thurgau, im Rheinthal war allerdings das eidgenössische Recht mit Füßen getreten worden, und Zürich übte dort eine Willkühr aus, welche die Waldstädter auf's Aeußerste erbittern mußte. Die Feinde der Reform nahmen zu: die fünf Kantone führten eine immer drohendere Sprache, und so oft Angehörige von Zürich Geschäfte halber in die Berge kamen, wurden sie mit Schmähungen überhäuft, ja sogar nicht selten arg mißhandelt.

Diese Rohheiten und Gewaltstreiche waren dann wieder den Reformirten ein Aergerniß. Zwingli durchzog Thurgau, St. Gallen, Toggenburg, ordnete Synoden, wohnte den Sitzungen bei, predigte vor einer aufgeregten und begeisterten Volksmenge. Vertrauen und Ehrfurcht wurden ihm überall zu Theil. In St. Gallen versammelte sich das Volk unter seinen Fenstern und drückte ihm durch Gesang und Spiel seine Dankbarkeit aus. Er sagte immerfort: „Verlaßt euch selbst nicht und Alles wird gut gehen." Am 12. Mai sollte zu weiterer Berathung über die kritische Lage der Dinge eine Zusammenkunft in Aarau stattfinden. Mit ihr begann die Schmerzenszeit.

5.

Bern will die Märkte sperren. — Zürich widersetzt sich. — Bern's Vorschlag wird angenommen. — Vollstreckung desselben. — Zwingli's Kriegspredigt. — Die Waldstädte werden blokirt. — Schrei der Verzweiflung. — Hülferuf. — Prozessionen. — Frankreichs Vermittlung. — Tagsatzung von Bremgarten. — Hoffnung. — Die fünf Kantone geben nicht nach. — Zürich und die Reformation ändern sich. — Unzufriedenheit. — Zwingli's falsche Stellung. — Er bittet um Entlassung. — Weigerung. — Zwingli in Bremgarten. — Abschied von Bullinger. — Erscheinung. — Zwingli's Noth. — Drohungen der Waldstädter. — Schreckliche Wahrzeichen. — Der Komet. — Zwingli's Ruhe. — Luzerner Tagsatzung.

Zwingli's Gedanke über die Gründung eines neuen helvetischen Rechtes gewann in Aarau keine Theilnahme. Vielleicht hielt man es für klüger, das Resultat der Krisis abzuwarten, vielleicht auch hatte man weniger Sinn für das Uebergewicht der Städte, als für eine christlichere und mehr eidgenössische Idee

der Einheit der Schweiz vermittelst der Glaubenseinheit. Wenn ein Theil der Kantone bei dem Papste verblieb, so war es vielleicht auf immer mit der Bundeseinheit aus. Aber wenn die ganze Eidgenossenschaft einem und demselben Glauben zugeführt würde, so würde die Schweizer-Einheit eine festere Grundlage erhalten. Jetzt oder niemals galt es zu handeln, und kein gewaltsames Mittel zu scheuen, um den ganzen Körper herzustellen.

Die Verbündeten bebten vor dem Gedanken, durch Waffengewalt die religiöse Freiheit oder die politische Einheit wiederherzustellen, zurück, und suchten, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, einen Mittelweg auf. Die Berner erklärten: Das Benehmen der Kantone in Bezug auf Gottes Wort berechtige allerdings vollkommen zu einer bewaffneten Einmischung, aber die von Italien und dem Reiche drohenden Gefahren, die Gefahr, den Löwen aus seinem Schlummer aufzuwecken, die Hungersnoth und allgemeine Bedrängniß im Lande, die bevorstehende und durch einen Feldzug unfehlbar vernichtete Erndte, die Anwesenheit vieler frommen Männer in den Waldstädten, deren unschuldiges Blut mit dem schuldigen fließen würde, alles das seien Gründe, welche dafür sprechen, das Schwert in der Scheide zu lassen. Man solle den fünf Kantonen die Märkte sperren, Getreide, Wein, Salz, Eisen und Stahl verweigern, so unterstütze man die Männer des Friedens, und unschuldiges Blut würde dadurch erspart. Dieser Vorschlag wurde den verschiedenen evangelischen Kantonen mitgetheilt, und am 15. Mai trat man wieder in Zürich zusammen.

Zürich hielt das entschiedenste Mittel für das sicherste und menschlichste und widersetzte sich mit allen Kräften dem Berner Vorschlage. Man opfere dadurch die schon gewonnenen Vortheile, gebe den fünf Kantonen Zeit, sich zu rüsten und selbst anzugreifen. Man solle wohl bedenken, daß der Kaiser sich ihnen anschließen und von der einen Seite einrücken könne, während seine alten Bundesgenossen von der andern herkommen. Ein gerechter Krieg sei nicht gegen Gottes Wort, wohl aber, den Unschuldigen wie den Schuldigen das Brod zu nehmen, Kranke, Alte, schwangere Weiber, Kinder, Leute, welche die Ungerechtigkeit der Waldstädte tief betrübe, durch die Hungersnoth zu zwingen. Das

errege den Zorn der Armen und die, so noch Brüder wären, würden dadurch zu Feinden. Diese Worte, welche von Zwingli kamen, hatten allerdings Manches für sich; aber die andern Kantone und besonders Bern blieben unbeugsam. „Wenn wir," sagten sie, „einmal das Blut unsrer Kinder vergossen haben, so können wir ihnen das Leben nicht wiedergeben, unsere strengen Maßregeln können wir aber aufheben, sobald wir Genugthuung von den Waldstädtern erhalten haben. Deßhalb sind wir entschieden gegen einen Krieg." Dagegen ließ sich auch nichts einwenden. So mußten auch die Züricher, obwohl mit Schmerzen und Kummer, in das Sperren der Lebensmittel einwilligen, da sie beinahe ahnten, welch ein Unheil aus dieser beklagenswerthen Maßregel entspringen würde. Man hatte beschlossen, diese nur mit allgemeiner Zustimmung wieder aufzuheben, und da sie große Wuth erregen mußte, so sollten alle Kantone gleich sehr gerüstet seyn, etwaige Angriffe zurückzuschlagen. Zürich und Bern sollten den Beschluß den fünf Kantonen anzeigen und schickten auf's Rascheste an alle Vogteien den Befehl, den Verkehr mit den Waldstädten aufzuheben, jedoch sich keine schlechte Behandlung oder feindselige Aeußerung gegen die Gegner beigehen zu lassen. So versank die Reformation durch ihre unkluge Einmischung in politische Angelegenheiten von einem Fehler in den andern; sie wollte den Armen das Evangelium predigen und verweigerte ihnen das Brod.

Am folgenden Sonntage, dem Pfingstfeste, wurde der Beschluß von den Kanzeln herab verkündigt. Zwingli bestieg die seinige, auf's Gespannteste erwartet von einer ungeheuren Menschenmenge. Der Scharfblick dieses großen Mannes entdeckte gleich die politische Gefahr dieser Maßregeln, indeß er als Christ die Grausamkeit derselben bedauerte. Sein Geist war gebeugt, seine Augen niedergeschlagen. Hätte er in diesem Augenblicke an seine Stellung als Prediger Christi gedacht und mit mächtiger Stimme das Volk an die Demüthigung vor Gott, an die Vergebung der Beleidigungen, an das Gebet erinnert, so hätte die bedrängte Schweiz sich noch retten können. Aber dem war nicht so, sondern der Christ verschwindet immer mehr im Reformator, und der Bürger bleibt im Vordergrund, aber als Bürger stand

er über allen, und seine Politik ist ohne Zweifel die geschickteste. Er sah ein, daß Zürich durch Aufschub leide, betete, verlas den Text, und als er das Buch des Friedensfürsten geschlossen, griff er trotz des Festtages ohne Bedenken den so eben verlesenen Befehl an und forderte zum Kriege auf. Er sagte in seiner kräftigen Redeweise: „Wer sich nicht scheut, seinen Gegner als einen Verbrecher zu behandeln, der muß Wort und Faust miteinander gehen lassen. Schlägt er nicht, so wird er geschlagen. Ihr Züricher verweigert den fünf Kantonen wie Missethätern Lebensmittel, nun laßt lieber auf eure Drohungen den Schlag folgen, als daß ihr arme Unschuldige aushungert. Meint ihr, es sei kein ausreichender Grund zur Bestrafung der Waldstädter vorhanden, und verweigert ihnen doch Speise und Trank, so zwingt ihr sie durch neue Maßregeln, die Waffen zu ergreifen, über die Gränze zu rücken und euch zu bestrafen. So wird es ergehen.“ Der beredte Reformator machte einen tiefen Eindruck, Zwingli's politische Ansichten beherrschten und verleiteten schon so sehr das ganze Volk, daß es damals wenige christliche Gemüther gab, welche sich darüber gewundert hätten, am Gedenkfeste der Ausgießung des Geistes des Friedens und der Liebe von einem Diener Christi seine Mitbürger zum Kriege aufgefordert zu hören. Man betrachtete diese Predigt blos aus politischem Gesichtspunkte. Die Einen hielten sie für eine Aufwiegelung zum Bürgerkriege, Andre meinten, das seien Worte, wie sie das Wohl des Staats verlange. „Zürich ist zu hitzig,“ sage Bern; „Bern ist zu witzig,“ klage Zürich, schreibt Zwingli, aber wie dem auch war, Zwingli's Prophezeiung bewahrheitete sich nur allzu bald.

Sobald die reformirten Kantone den Waldstädtern ihren Beschluß angezeigt, setzten sie ihn streng durch, Zürich am unerbittlichsten. Nicht allein die Märkte von Zürich und Bern, sondern auch die der freien Vogteien, in St. Gallen, Toggenburg, Sargans und Rheinthal, die noch theilweise unter den Waldstädtern standen, wurden den fünf Kantonen gesperrt. Die edlen Begründer der helvetischen Freiheit waren plötzlich durch eine furchtbare Macht mit Hungersnoth und Tod bedroht. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern standen allein wie in einer öden Wüste, hofften aber doch noch auf ihre eigenen Unter-

thanen, auf die Gemeinden, die ihnen geschworen hatten; aber auch Bremgarten und Mellingen versagten allen Beistand. Wesen und Gaster war ihre letzte Hoffnung, wo weder Bern noch Zürich Etwas zu thun hatten, sondern allein Schwyz und Glarus herrschten, aber ihre mächtigen Feinde hatten überall Einfluß gefunden. In der Landsgemeinde Glarus hatte sich eine Mehrheit von 13 Stimmen für Zürich ausgesprochen, worauf Glarus die Thore von Wesen und Gaster gegen Schwyz geschlossen hatte. Umsonst sprach sogar Bern seine Mißbilligung darüber aus, daß Unterthanen ihren Herren das Brod verweigern, umsonst erhob das entrüstete Schwyz seine Stimme; Zürich schickte Pulver und Blei nach Wesen, und auf Zürich mußte darum alle Gehässigkeit einer Maßregel zurückfallen, die es vor Kurzem noch so sehr bekämpft hatte. In Aarau, Bremgarten, Mellingen, in den Freiämtern standen mehrere Wagen mit Lebensmitteln für die Waldstädter. Man hielt sie an, lud sie ab, warf sie um, versperrte die Wege nach Luzern, Schwyz, Zug. Ein Hungerjahr hatte schon in den fünf Kantonen die Lebensmittel vertheuert, der englische Schweiß, diese schreckliche Seuche, hatte Tod und Niedergeschlagenheit verbreitet, jetzt verband sich noch Menschenhand mit der göttlichen, das Uebel nahm zu, und die betrübten Bergbewohner sahen in Sturmschritten unerhörtes Leiden herankommen. Kein Brod mehr für ihre Kinder, kein Wein zur Stärkung ihrer Kräfte, kein Salz mehr für ihre Heerden, alle Lebensbedürfnisse mangelten. Kein Menschenherz konnte das mit ansehen, und in und außerhalb der Schweiz erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen diese unversöhnliche Maßregel. „Was soll daraus werden," hieß es, „Paulus schreibt an die Römer (12, 20.): So nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Und wenn die Behörden sich Mühe gaben, manche widerspenstigen Gemeinden vom Nutzen dieses Schrittes zu überzeugen, so erhielten sie zur Antwort: „Wir wollen keinen Religionskrieg, wenn die Waldstädter nicht an Gott glauben wollen, so mögen sie sich an den Teufel halten!"

Aber in den fünf Kantonen selbst waren die Klagen am lautesten; die friedfertigsten Leute, auch die geheimen Reform=

freunde mußten, da die Hungersnoth ihnen nahe rückte, unwillig werden. Zürichs Feinde benutzten geschickt eine solche Stimmung, vergrößerten die Unzufriedenheit, und bald brach der Zorn aus, und ein Angstschrei erscholl auf allen Bergen. Bern stellte vergeblich den Waldstädten vor, es sei grausamer, die Seelenkost, als die leibliche Speise den Leuten zu entziehen; die stolzen Bergbewohner erwiederten: „Gott läßt die Früchte der Erde frei wachsen!" Sie begnügten sich nicht mit Seufzern in ihren Hütten oder Klagen in den Rathsstuben, sondern erfüllten die ganze Schweiz mit ihren Klagen und Drohungen. Sie schrieben: „Man will uns aushungern, um uns unsern alten Glauben zu rauben, unsre Frauen und Kinder sollen kein Brod haben, damit wir die von unseren Vätern ererbten Freiheiten einbüßen. Wann hat die Eidgenossenschaft so etwas erlebt? Die Eidgenossen haben im letzten Kriege mit den Waffen in der Hand und schlachtfertig aus einer Schüssel gegessen, und jetzt zerreißt man unsere alten Freundschaftsbande, tritt unsere angestammten Sitten mit Füßen, verletzt die Bündnisse, verbrennt die Verträge. Wir fordern die Verbriefungen unsrer Voreltern zurück. Zur Hilfe! Gebt uns euren Rath, ihr weisen Männer unseres Volks! und ihr Alle, die ihr Schleuder und Schwert zu führen wißt, eilt herbei, um mit uns die geheiligten Güter zu wahren, für welche unsre vom fremden Joche befreiten Väter Arme und Herzen verbanden." Gleichzeitig schickten sie nach Elsaß, in's Breisgau, nach Schwaben, um Salz, Wein und Brod zu kaufen, aber die Städte waren unbarmherzig, und ihre Befehle wurden allenthalben pünktlich besorgt; Zürich fing jede Zusendung auf und schickte die Lebensmittel zurück. Die fünf Kantone, die einer großen Festung gleichen, wurden auf diese Weise an allen ihren Zugängen von aufmerksamen Posten bewacht. Wie die Waldstädte sich so allein mit dem Hunger sahen, nahmen sie zwischen ihren Bergen und Seen eingeschlossen ihre gottesdienstlichen Uebungen vor; untersagten Spiele, Tänze und andre Lustbarkeiten,[1]) ordneten allgemeine Gebete an und zogen in langen Prozessionen nach

1) Egidius Tschudi, der Kappeler Krieg, 1533 im Sinne der fünf Kantone geschrieben: Helvetia II, 165.

Einsiedeln und andern Wallfahrtsorten. Man nahm die Gürtel, Wanderstäbe und Abzeichen der Brüderschaft, welcher man angehörte, griff nach dem Rosenkranz und betete Paternoster, und durch Thäler und über Berge erschallten die Klagegesänge. Endlich ergriffen die Waldstädter die Schwerter, wetzten ihre Hellebarden und schwangen sie nach der Richtung von Zürich und Bern mit dem Rufe: „Man sperrt uns die Straßen, wir wollen sie mit Gewalt aufthun.“ Kein Helfer antwortete ihnen in ihrer Verzweiflung, aber ein gerechter Richter ist im Himmel, sein ist die Rache, und er bestrafte bald schrecklich jene verirrten Menschen, welche die Barmherzigkeit vergaßen, die Dinge der Kirche und des Staats freventlich untereinander mischten, und dem Evangelium durch Hunger und Gensdarmen den Sieg bereiten wollten.

Man versuchte eine Vermittlung, welche aber der Schweiz und der Reform zur großen Demüthigung gereichte, denn nicht die Diener des Evangeliums, sondern Frankreich, das mehr als einmal in der Schweiz Unruhen gestiftet hat, trat auf, um dort den Frieden zu fördern; und kein Schritt, der seinen Einfluß in den Kantonen steigern konnte, wurde verworfen. Schon am 14 Mai sagten Maigret und Daugertin (welch letzterer evangelisch geworden war und folglich nach Frankreich nicht zurückzukehren wagte) nach einigen Anspielungen auf Zürichs unevangelische Leidenschaftlichkeit zum Rathe: „Der König, unser Herr, hat uns zwei Edelleute zugeschickt, welche die Friedensstiftung vermitteln sollen. Wenn Krieg und Aufruhr in der Schweiz ausbrechen, so fällt die ganze Eidgenossenschaft auseinander und selbst die siegreiche Partei wäre so gut wie die andere geschlagen.“ Die Züricher erwiederten: „Wenn die fünf Kantone die freie Predigt des Evangeliums gestatten wollten, so sei Alles wieder versöhnt.“ Die Waldstädte aber erklärten den insgeheim aufregenden Franzosen, sie würden die Predigt des göttlichen Worts im Sinne der Züricher niemals zugeben. [1])

Die mehr oder weniger eigennützigen Bemühungen des Auslandes schlugen fehl, so daß eine Tagsatzung die alleinige Ret-

1) *Zwingli* Epp. II, 604, 607.

tungsplanke für die Schweiz zu seyn schien, welche denn auch nach Bremgarten ausgeschrieben wurde. Die Abgesandten des Königs von Frankreich, des Herzogs von Mailand, der Gräfin von Neuenburg, von Graubündten, Wallis, Thurgau und Sargans waren bei ihrer Eröffnung zugegen, worauf am 14. und 20. Juni, am 9. Juli, am 10. und 23. August Sitzungen gehalten wurden. Bullinger, Prediger zu Bremgarten und Verfasser der oft von uns angeführten Chronik, sprach bei der Eröffnung eine Rede, in welcher er die Eidgenossen dringend zur Eintracht und zum Frieden aufforderte. Ein Schimmer von Hoffnung brach an, als die Strenge der Sperre etwas nachließ, weil an manchen Stellen Freundschaft und Nachbarschaft die Kanzlei-Edikte überwunden hatte, so daß auf neuen Wegen über die schroffsten Berge Lebensmittel in die Waldstädte gebracht worden waren. Sie wurden nämlich in Waarenballen versteckt, und indeß Luzern seine Bürger wegen Verbreitung Züricher Flugschriften in's Gefängniß warf, strafte Bern seine mit Lebensmitteln nach Unterwald und Luzern ergriffenen Bauern sehr gelinde, und Glarus drückte die Augen bei den häufigen Uebertretungen seines Gebots zu. Die erstickte Stimme der Liebe sprach wieder bei den reformirten Kantonen zu Gunsten ihrer Brüder auf den Bergen.

Aber die fünf Kantone wollten nicht nachgeben, sondern erklärten, vor der Aufhebung der Sperre würden sie keinen Vorschlag anhören. Dagegen antworteten Bern und Zürich, „sie würden die Sperre nicht aufheben, ehe die Predigt des Evangeliums nicht allein in den gemeinschaftlichen Vogteien, sondern auch in den fünf Kantonen selbst gestattet wäre.“ Das war nach Völkerrecht und Bundesgrundsätzen zu viel verlangt; der Züricher Rath konnte es für seine Pflicht halten, zum Kriege seine Zuflucht zu nehmen, wenn es die Wahrung der Gewissensfreiheit in den gemeinschaftlichen Aemtern galt, aber ein Zwang gegen die fünf Kantone in Angelegenheiten ihres eigenen Gebietes war Anmaßung. Indessen gelang es, obwohl mit großer Mühe, den Vermittlern, einen Friedensentwurf abzufassen, der die beiderseitigen Wünsche zu befriedigen schien und den man den verschiedenen Staaten eiligst mittheilte.

Als die Tagsatzung sich einige Tage später von Neuem versammelte, blieben die fünf Kantone unerschütterlich bei ihrer Forderung und gaben in keinem Punkte nach. Zürich und Bern stellten vergeblich vor, die Verfolgung der Reformirten sei eine Friedensverletzung, vergebens boten die Vermittler alle möglichen Warnungen und Bitten auf, die Parteien schienen sich einige Male zu nähern, waren dann aber plötzlich wieder weiter als je von einander entfernt. Die Waldstädter hoben endlich die dritte Besprechung mit der Erklärung auf, daß sie nicht nur nichts gegen die evangelische Wahrheit hätten, sondern diese aufrecht erhalten wollen, so wie sie der Erlöser, die Apostel, die Doktoren und die heilige Mutter Kirche gelehrt haben; eine Erklärung, welche den Bernern und Zürichern nur ein bitterer Hohn zu seyn schien. Doch sagten die Berner zu den Zürichern beim Abschied: „Hütet euch vor allzugroßer Leidenschaft, selbst wenn man euch angreifen sollte.“ Eine solche Ermahnung that nicht noth, denn Zürichs Macht war vorbei. Nachdem die erste Erscheinung der Reform und Reformatoren mit Jubelruf begrüßt worden war, weil die Völker, die unter zweifacher Knechtschaft seufzten, den Tag der Freiheit gekommen glaubten, so fing schon jetzt unter den Geistern, die so lange dem Aberglauben und der Unwissenheit Preis gegeben waren, Unzufriedenheit an, als sie ihre erträumten Hoffnungen nicht plötzlich in Erfüllung gehen sahen. Durch die in Zwingli vorgehende Aenderung aus einem Manne des Evangeliums in einen Staatsmann verlor das Volk die nothwendige Begeisterung, um schrecklichen Angriffen zu widerstehen. Die Feinde der Reform hatten gewonnenes Spiel, sobald deren Freunde ihre Stellung aufgaben, durch welche sie so mächtig gewesen waren. Christen konnten ohne Beunruhigung ihres Gewissens keinen Sieg des Evangeliums durch Hunger und Krieg wollen. Die Züricher wandelten nicht mehr im Geiste, sondern im Fleische, die Werke des Fleisches aber sind Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht (Gal. 5, 19, 20.). Auswärts wuchs die Gefahr, und statt daß Hoffnung, Muth und Eintracht im Innern hätten wachsen sollen, hörte die Harmonie und der lebendige Glaube, die Kraft der Reformation, all=

mälig auf. Die Reform hatte das Schwert ergriffen, und dieses durchbohrte ihr selber das Herz.

Die Veranlassungen zur Uneinigkeit wuchsen in Zürich. Weil der Adel dem Evangelium abgeneigt war, verminderte man auf Zwingli's Vorschlag die Zahl desselben in beiden Räthen, wodurch die ehrenhaftesten Familien des Kantons unzufrieden gemacht wurden. Müller und Bäcker mußten sich gewissen Vorschriften unterwerfen, welche der Mangel nöthig machte, und da viele Bürger dieses den Predigten des Reformators zuschrieben, so wurden sie unwillig. Der Vogt von Kyburg, Rudolph Lavater, wurde zum obersten Feldherrn ernannt, wodurch die älteren Hauptleute verletzt wurden. Viele der früher eifrigsten Anhänger der Reform widersetzten sich ihr jetzt öffentlich. Die Heftigkeit, mit welcher die Diener des Friedens den Krieg forderten, rief ein dumpfes, von einigen Seiten sogar laut werdendes Murren hervor. Die unnatürliche Verwirrung von Kirche und Staat, welche nach Konstantin die Christenheit verdorben hatte, vernichtete die Reformation. Die Mehrzahl des großen Raths, welche stets zu heilsamen und wichtigen Beschlüssen geneigt war, wurde entlassen, weil die alten Behörden, die noch immer an der Spitze der Angelegenheiten standen, sich von Eifersucht gegen diejenigen, deren offizieller Einfluß mehr vermochte, hinreißen ließen, und diejenigen Bürger, welche entweder aus Liebe zur Welt, oder aus Anhänglichkeit am Papste die evangelische Lehre haßten, erhoben mit einem Male kühn ihr Haupt in Zürich. Die Freunde der Mönche, der ausländischen Pensionen, die Unzufriedenen aller Art verbanden sich und erklärten, Zwingli habe alle Leiden des Volkes verschuldet.

Zwingli sah mit tiefer Betrübniß Zürich und die Reformation ihrem Untergange entgegen eilen, ohne daß er sie zurückhalten konnte. Wie hätte er das auch vermocht, da er der Haupturheber dieser Unordnung war? Sollte er auf dem Wagen bleiben, den man ihm nicht mehr zu lenken gestattete? Zürich und Zwingli hatten nur ein Rettungsmittel. Er hätte den politischen Schauplatz verlassen und sich in das Reich, das nicht von dieser Welt ist, zurückziehen sollen, um Tag und Nacht, wie Moses, Hand und Herz gen Himmel zu erheben, und Buße,

Glauben, Frieden kräftig zu predigen. Aber im Geiste dieses großen Mannes waren politische und religiöse Dinge durch ursprüngliche enge Bande so sehr verknüpft, daß er sie nicht mehr von einander trennen konnte. Diese Verwirrung war seine herrschende Idee geworden, der Christ und der Bürger hatten für ihn nur einen Beruf, weshalb er auch den Schluß zog, alle Hilfsmittel des Staats, selbst Kanonen und Arkebusen, müssen für den Dienst der Wahrheit verwendet werden. Bemächtigt sich einmal eine so fremdartige Idee eines Menschen, so entsteht ein falsches Gewissen, welches Manches billigt, das in Gottes Wort verworfen ist. So war Zwingli; der Krieg schien ihm eben so rechtmäßig als wünschenswerth, und wenn man ihn verweigerte, glaubte er nichts als den Rücktritt vom öffentlichen Leben übrig zu haben, denn immer wollte er Alles oder Nichts. So trat er am 26. Juli vor den großen Rath, mit zerschlagenem Herzen, und sprach: „Eilf Jahre lang predige ich euch nun das heilige Evangelium, und warne väterlich und treulich vor den heranziehenden Gefahren, aber man nimmt keine Rücksicht darauf, man wählt Freunde der ausländischen Kapitulationen, Feinde des Evangeliums in den Rath, weigert sich, meine Vorschläge zu befolgen, und macht doch mich für alles Unheil verantwortlich. Ich kann eine solche Stellung nicht behalten und reiche meine Entlassung ein." Dann entfernte er sich, Thränen im Auge.

Der Rath war bei diesen Worten gerührt, und die so viele Jahre vor Zwingli gehegte Ehrfurcht erwachte wieder neu; „ihn jetzt verlieren, heiße Zürich zu Grunde richten," sagte man, weßhalb der Bürgermeister und einige andere Magistratspersonen den Auftrag erhielten, ihn von diesem verhängnißvollen Entschlusse abzubringen. Man besprach sich noch an demselben Tage mit ihm, und Zwingli bat um Bedenkzeit. Drei Tage und drei Nächte suchte er den Weg, den er einschlagen sollte. Ueberall sah er ein düsteres Gewitter zusammenziehen, und fragte sich selbst, ob er Zürich verlassen und sich in seine Heimath auf die Toggenburger Berge gerade zu der Zeit flüchten solle, in welcher Vaterland und Kirche von ihren Feinden angegriffen würden. Er seufzte, schrie zum Herrn und hätte gern den bittern Kelch

von sich entfernt, aber konnte sich nicht dazu entschließen. Endlich wurde das Opfer gebracht und auf den Altar gelegt. Drei Tage nach der ersten Konferenz trat Zwingli wieder vor den Rath und erklärte: „Ich bleibe bei euch, und werde für das Wohl des Volkes wirken bis zum Tode."

Von da an beseelte ihn ein neuer Eifer, und wie er einerseits Eintracht und Muth in Zürich zurückzuführen suchte, so war es ihm andererseits darum zu thun, die verbündeten Städte zu beleben und zu begeistern, um alle Kräfte der Reformation zu steigern und zu vereinigen. Der politischen Rolle, die er von Gott erhalten zu haben glaubte, getreu, und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß alles Uebel in der Unsicherheit und Unentschlossenheit der Berner liege, ging er mit Collin und Steiner nach Bremgarten zur vierten Sitzung der Tagsatzung, obschon er sich dadurch einer großen Gefahr aussetzte. Er traf dort insgeheim bei Nacht im Hause seines Freundes und Schülers Bullinger ein, ließ vor Tages Anbruch die Berner Deputirten, Johann Jakob von Watteville und Im Hag rufen, und bat sie inständigst, die Gefahren der Reform näher zu erwägen. „Ich fürchte," sagte er, „daß die Sache an unserer Untreue scheitert; wir haben durch die Verweigerung der Lebensmittel etwas Verderbliches begonnen. Sollen wir das Verbot aufheben? Die fünf Kantone werden dann stolzer und schlimmer als je. Es aufrecht erhalten? Dann greifen sie uns an, und wenn sie siegen, werden sich unsere Felder röthen vom Blute der Glaubigen, die Lehre der Wahrheit wird niedergeschlagen, die Kirche Christi verwüstet werden, die gesellschaftlichen Verhältnisse umgewälzt, unsere Gegner immer mehr gegen das Evangelium verhärtet und verfeindet werden, so daß man Priester und Mönche bald wieder auf unsern Feldern, Straßen und Kirchen in Menge erblicken wird. Freilich wird auch das ein Ende nehmen," schloß er gegen die Berner gewendet, welche, von diesen ernsten Vorstellungen des Reformators ergriffen, erklärten, „es sei allerdings für die gemeinschaftliche Sache viel zu fürchten, und sie wollten Allem aufbieten, um solchem Unheil zuvorzukommen." Das Alles berichtet uns Bullinger, der, wie er selbst sagt, als Augenzeuge diesem Auftritt anwohnte.

Hätten die Deputirten der fünf Kantone um Zwingli's Anwesenheit in Bremgarten gewußt, so wäre ihre Leidenschaft vielleicht nicht zu zähmen gewesen, weßhalb auch während dieser nächtlichen Besprechung drei Stadträthe vor Bullingers Hause Wache hielten. Vor Tagesanbruch eilte der Reformator mit seinen beiden Freunden, von Bullinger und den drei Rathsherren begleitet, durch die einsamen Straßen an das Züricher Thor; dreimal nahm Zwingli von Bullinger Abschied, der ihm so bald folgen sollte. In der Ahnung seines nahen Todes konnte er sich von seinem jungen Freunde nicht losreißen, und gab ihm voll Thränen seinen Segen: „Gott behüte Dich, lieber Heinrich! Sei getreu dem Herrn Jesu Christo und seiner Kirche!" Als sie sich endlich trennten, erschien plötzlich, wie Bullinger berichtet, eine geheimnißvolle Gestalt in einem schneeweißen Kleide; sie erschreckte die Soldaten, die am Thore standen, und sprang in's Wasser, wo sie verschwand. Bullinger, Zwingli und ihre Freunde sahen nichts davon, aber die Wache versicherte die Wirklichkeit dieser schrecklichen Erscheinung, so wenig auch Bullinger nachher beim Forschen rings umher Etwas entdeckte. Still und tief bewegt kehrte er nach Hause zurück, weil sein Geist unwillkürlich Zwingli's Abreise mit der Erscheinung des weißen Gespenstes in Verbindung setzte, so daß er mit trüben Blicken in die Zukunft schaute.

Zwingli hatte in Zürich noch andere Besorgnisse. Er hatte gehofft, wenn er an der Spitze der Angelegenheiten bleibe, werde er seinen alten Einfluß behalten, aber er irrte sich; denn man wollte zwar seine Anwesenheit haben, aber nicht seinen Rath befolgen. Die Züricher waren immer mehr gegen den anfänglich von ihnen selbst gewünschten Krieg, und billigten das passive System Berns. So sah sich Zwingli durch die träge Masse gelähmt, welche er durch kräftige Stöße nicht erschüttern konnte. Bald jedoch entdeckte er am ganzen Horizont die Vorläufer eines Sturms, der über das Schiff, dessen Lootse er war, hereinbrechen würde, und gab das Nothzeichen. Er sagte eines Tages von der Kanzel herab zum Volke: „Die treuesten Warnungen können euch nicht retten, ihr wollt die ausländischen Pensionäre nicht bestrafen. Sie haben zu große Stützen unter euch. Eine Kette

ist bereitet. Da ist sie, sie wird auseinander gelegt, Ring an Ring, bald bindet man mich daran und mehr als einen frommen Züricher mit mir. Gegen mich ist alles berechnet. Ich bin bereit; ich unterwerfe mich dem Willen des Herrn. Aber diese Leute werden nie meine Herren sein. Du Zürich wirst von ihnen belohnt werden, sie werden dir einen Schlag auf das Haupt versetzen; aber du willst es nicht anders, indem du ihre Bestrafung verweigerst, und so werden sie dich strafen. Aber Gott wird sein heiliges Wort hüten und ihre Pracht wird ein Ende nehmen." [1]) Das war Zwingli's Angstruf, dem nur Todesstille antwortete. Die Gemüther der Züricher waren so verhärtet, daß die spitzesten Pfeile des Reformators nicht mehr eindringen konnten, sondern stumpf und unbrauchbar auf den Boden fielen.

Die Ereignisse drängten sich und bestätigten alle seine Befürchtungen. Die fünf Kantone hatten alle Vorschläge zurückgewiesen und den Vermittlern erklärt: „Was redet Ihr da von Bestrafung einiger Kränkungen? Es handelt sich um etwas ganz anderes. Verlangt Ihr nicht, daß wir die Ketzer aufnehmen, die wir verbannt haben, und keine andern Priester dulden, als die Gottes Wort gemäß predigen. Wir wissen, was das heißt, aber wir werden den Glauben unserer Väter nicht aufgeben, und wenn wir unsere Weiber und Kinder hungern sehen, so wird unser Arm das zu holen wissen, was man uns verweigert; dafür setzen wir Leib und Leben, Gut und Blut ein!" Mit diesen drohenden Worten verließen die Deputirten die Tagsatzung von Bremgarten, nachdem sie stolz aus den Falten ihrer Mäntel den Krieg herausgeschüttelt hatten. Es war ein allgemeiner Schrecken, und die beunruhigten Gemüther sahen überall nur traurige Wahrzeichen. Das weiße Gespenst in Bremgarten war es nicht allein, sondern noch außerordentlichere Erscheinungen, die von Mund zu Mund gingen, erfüllten das Volk mit dunkeln Ahnungen. Die Erzählung dieser Zeichen, so fremdartig sie uns erscheinen mögen, ist bezeichnend für jene Epoche; wir schaffen auch die Zeiten nicht, sondern müssen sie nehmen, wie sie waren.

Am 26. Juli stand eine Wittwe allein vor ihrem Hause,

---

1) Bullinger, III, 52.

nahe bei dem Dorfe Castelenschloß, als sie auf einmal Blut aus der Erde hervorspringen sah; entsetzt eilte sie in's Haus, aber, o Schrecken! auch aus dem Getäfer und aus den Steinen floß das Blut, und selbst das Lager ihrer Kinder war davon überschwemmt. Außer sich lief das Weib zum Hause hinaus, in der Meinung, eine unsichtbare Mörderhand weile in ihrer Hütte, und schrie: „Mord, Mord!" Die Dorfbewohner und die Mönche eines benachbarten Klosters kamen herzu. Man vertilgte theilweise die Blutspuren, aber als die andern Hausbewohner bald darauf ihr Abendbrod unter dem Vordach verzehren wollten, entdeckten sie plötzlich Blut, wie es in einer Höhlung sprudelte, wie es vom Boden herabfloß und alle Wände des Hauses bedeckte. Der Vogt von Schenkenberg und der Pastor von Dalheim kamen herbei und nahmen von diesem seltsamen Wunder Kenntniß, von welchem sie alsbald den Berner Rathsherren und an Zwingli Bericht erstatteten. [1])

Kaum hatte diese Kunde, von welcher uns alle Einzelumstände in deutscher und französischer Sprache aufbewahrt sind, die Gemüther mit dem Gedanken an ein gräuliches Schlachten erfüllt, als im Westen ein erschrecklicher Komet erschien,[2]) dessen breite und lange, blaßgelbe Strahlen sich gegen Mittag wandten, und der, wenn er unterging, wie ein Feuer in der Esse leuchtete. Eines Abends, es scheint der 15. August gewesen zu seyn, waren Zwingli und Georg Müller, ehemaliger Abt von Wettingen, auf dem Domkirchhofe beisammen, um dieses furchtbare Meteor zu betrachten. „Dieses Trauergestirn beleuchtet," sagte Zwingli, „den Weg zu meinem Grabe. Es kostet mir und vielen rechtschaffenen Leuten das Leben. Ich blinder Mensch erwarte mehr als ein Unglück, die Wahrheit und die Kirche werden trauern, aber Christus wird uns niemals verlassen."[3]) Das helle Gestirn

---

1) *Zwingli* Epp. II, 627.

2) Der Halley'sche Komet, der alle 66 Jahre wiederkehrt und zuletzt 1836 erschienen ist. Er hatte schon 1456 großen Schrecken eingeflößt. Bullinger III, 46. Appian, Astronom Karls V., beobachtete ihn in Ingolstadt, und berichtet, daß der Schweif des Kometen in der Nähe des Horizonts verschwand.

3) *Zwingli* Epp. II, 626.

erschreckte nicht allein Zürich; so stand Vadian bei Nacht in Begleitung von Freunden und Schülern auf einer Anhöhe in der Nähe von St. Gallen und erklärte ihnen die Namen der Gestirne und die Wunder des Schöpfers, als plötzlich der Komet erschien, den man für ein Zeichen vom Zorne Gottes hielt; und auch der berühmte Theophrastus versicherte, er bedeute nicht allein ein großes Blutvergießen, sondern auch den Tod vieler gelehrten und berühmten Männer. Erst am 3. September verschwand das unheilvolle Gestirn. Auf die Kunde von diesen Anzeichen wußte man sich nicht mehr zu beherrschen, alle Gemüther waren aufgeregt, man häufte Schrecken auf Schrecken, jeder Ort hatte seinen eigenen. Auf dem Brünig hatte man zwei Fahnen in den Wolken flattern sehen, in Zug war ein Schild am Himmel erblickt worden, an der Reuß hatte man bei Nacht wiederholte Mißtöne vernommen, am Vierwaldstädter-See sah man Schiffe in der Luft mit Kämpfenden, die nach allen Seiten hin sich kreuzten. Krieg, Krieg! Blut, Blut! war der allgemeine Ruf.

Unter dieser Aufregung schien Zwingli allein ruhig. Er verwarf keine Ahnung, aber nahm sie gelassen auf. „Eine Seele, die Gott fürchtet," schrieb er damals, [1]) „kümmert sich nicht um die Drohungen der Welt. Den Rath Gottes zu fördern, was auch kommen möge, ist ihr Geschäft. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg fährt, muß darauf rechnen, daß Gespann und Geschirr abgenutzt werden, er ist aber zufrieden, wenn er nur die Waare an den richtigen Ort gebracht hat. Wir sind Gottes Gespann und Geschirr. Jedes Stück ist gebrochen, abgenutzt, beschädigt, aber unser großer Führer vollendet dennoch seine großen Rathschlüsse. Gehört nicht denen, so auf dem Schlachtfelde fallen, die schönste Krone? Darum Muth in allen Gefahren, welche Jesu Christi Sache erleiden muß. Muth, auch wenn wir mit eigenen Augen ihren Sieg nicht mehr sehen können. Der Richter sieht uns und krönt uns nach dem Kampfe. Andre frohlocken auf Erden über die Früchte ihrer Arbeit, wir genießen im Himmel die ewige Belohnung."

---

1) Im Commentar zum Jeremias, der um diese Zeit abgefaßt worden ist.

So schrieb Zwingli, und trat ruhig dem Ungewitter entgegen, das durch wiederholte Blitze und plötzliche Donner den Tod verkündete.

6.

Die Vermittlung schlägt fehl. — Trügerische Ruhe. — Schlimme Unthätigkeit. — Die beiden Brode. — Wieder erbetene Bündnisse. — Warnungen. — Bekanntmachung. — Die geplünderten Vogteien. — Cappel. — Brief des Abts. — Zürichs Verblendung. — Neue Warnungen. — Der Krieg beginnt. — Sturmglocke. — Schreckensnacht. — Heeres-Abtheilungen. — Aufruf. — Banner. — Zwingli. — Anna. — Zwingli's Roß. — Abführung des Banners.

Die fünf Kantone versammelten sich in Luzern und beschloßen den Krieg. Man wolle erst die Städte zur Achtung vor dem Bündnisse auffordern, weigerten sie sich, so würde man die gemeinsamen Vogteien angreifen, um Lebensmittel zu erhalten und in Zug die Banner zum Angriff des Feindes zusammenziehen. Die Waldstädter waren nicht allein. Der päpstliche Nuncius hatte auf Bitten seiner Luzerner Freunde Hilfstruppen, welche der Papst besolden wollte, zugesichert, mit dem Versprechen, daß dieselben in Bälde über die Alpen kommen werden. Die Schweiz erschrack über diese Beschlüsse, und die vermittelnden Kantone traten in Aarau zusammen, um einen Entwurf abzufassen, welcher die religiöse Frage auf demselben Stande ließ, wie es im Friedensvertrag von 1529 beschlossen worden war. Deputirte überbrachten eilig diese Vorschläge in die verschiedenen Kantone, aber Luzern verwarf sie gleich mit Stolz und erwiederte den Abgeordneten: „Sagt denen, die Euch sandten, daß wir sie nicht zu Schulmeistern annehmen; wir ziehen es vor, zu sterben, ehe wir im Glauben auch nur das Geringste nachgeben.“ Die Vermittler kehrten betrübt nach Aarau zurück; die Reformirten geriethen dadurch in größeren Zwiespalt, die Waldstädter gewannen an Muth.

Das bei der Annahme des Evangeliums so eifrige Zürich verfiel jetzt in immer größere Unschlüssigkeit; im Rathe herrschte Mißtrauen; das Volk war gleichgiltig gegen den Krieg, und

der fest auf die Gerechtigkeit seiner Sache bauende Zwingli war hoffnungslos. Bern bat beständig, man möchte nichts übereilen. Zürich wollte nicht wie 1529 als zu voreilig gelten, und lieber warten, bis die in den Waldstädten lebenden Freunde die wirkliche Gefahr meldeten. Man meinte, diese Freunde des Aufschubs hätten Recht, indem alle beunruhigenden Nachrichten aufhörten, und der beharrliche Kriegslärm, welcher unausgesetzt von den Waldstädten her gekommen war, unterbrochen wurde. Je größer das Geschrei war, um so größer war die Angst gewesen, jetzt aber war eine trügerische Ruhe eingetreten.

Indessen man in Zürich sorglos war, rüsteten sich die Waldstädter, um ihre Rechte mit den Waffen zu erzwingen. Die Anführer, durch gemeinsame Interessen und Gefahren eng verbunden, fanden eine mächtige Stütze im Unwillen des Volkes. In einer zu Brunnen am Luzerner See dem Grütli gegenüber gehaltenen Versammlung hatte man die Bündnisse der Eidgenossenschaft verlesen, und als die Abgeordneten aufgefordert wurden, ihre Erklärung über Rechtmäßigkeit eines Krieges abzugeben, erhoben sich alle Hände dafür. Die Waldstädter trafen alsbald ihre Vorbereitungen zum Angriff in tiefster Stille, alle Wege wurden bewacht, und alle Verbindung zwischen Zürich und den fünf Kantonen unmöglich gemacht. Die Freunde, welche Zürich in Luzern und Zug hatte, und auf deren Nachrichten man zählte, waren in ihren Thälern beinahe gefangen; die Hirten auf den Bergen wollten von ihren Höhen herabsteigen, an den Seen entlang bis an den Albis kommen, und Alles auf dem Wege niederwerfen, ehe die Männer der Ebene sich nur sollten bewaffnen können. Die Vermittler waren hoffnungslos heimgekehrt. Ein Geist der Unbesonnenheit und des Irrthums herrschte in ganz Zürich, der in Freistaaten wie bei Königen den Vorläufer des Falles bildet. Der Rath hatte erst die Miliz einberufen, aber durch die Stille der Waldstädte getäuscht den Befehl zurückgenommen, worauf der Befehlshaber derselben, Lavater, unwillig nach Kyburg heimgegangen war, seinen Degen erbittert von sich werfend, den er in der Scheide lassen mußte. Wind und Wetter brachen los, das Schiff des Staats schaukelte

Nichts ahnend über einem Schlunde, ohne Magnet, ohne Lootsen, ohne Steuerruder.

Freilich war es den Waldstädten unmöglich, den Kriegsruf von Hütte zu Hütte ergehen zu lassen, ohne daß etwas davon vernommen wurde. Gott ließ einen einzigen Schrei der Noth in die Ohren der Züricher kommen. Am 4. Oktober ging ein junger Knabe über die Zuger Gränze und trat, ohne zu wissen, was er that, mit zwei Broden vor das reformirte Kloster Kappel, das an der äußersten Züricher Gränze lag, wo er vor den Abt geführt wurde, dem er, ohne Etwas zu sagen, seine Brode übergab. Dieser, bei dem sich gerade ein Berner Rathsherr, Heinrich Peyer, befand, erschrack bei diesem Anblicke, denn diese beiden Züricher hatten einem Freunde in Zug aufgetragen, er möchte ihnen seinen Sohn mit einem Brode schicken, wenn die fünf Kantone die Freiämter angreifen wollten, mit zweien aber, wenn sie gleichzeitig auch auf Zürich rücken würden. Der Abt und der Rath schrieben eiligst nach Zürich; „Waffnet euch und seid auf der Hut!" hieß es, und doch beachtete man die Warnung nicht, weil man zu sehr damit beschäftigt war, die Lebensmittel, die aus dem Elsaß gekommen waren, den Kantonen vorzuenthalten. Ja selbst Zwingli, der doch Krieg verkündigt hatte, achtete nicht darauf. „Die Pensionärs," sagte er, „seien schlaue Menschen, ihre Rüstung möchte wohl eine französische List seyn." Er irrte sich, es war Wirklichkeit. In vier Tagen sollte Zürich fallen.

Am 8. Oktober, einem Sonntage, erschien ein Bote in Zürich und forderte im Namen der fünf Kantone den ewigen Bund zurück. Auch dieses hielten die Meisten noch für eine List, aber Zwingli erkannte allmälig in der düstern Wolke den Blitz. Er stand gerade zum letzten Male auf der Kanzel, und gleich als ob er Roms Gespenst vor sich sehe, wie es sich furchtbar erhebe hinter den Alpen, um ihm und den Seinigen den Glauben abzufordern, rief er aus: „Nein, nein, ich will meinen Heiland nicht verläugnen!" Gleichzeitig traf von Herrn von Mülinen, dem Komthur der Johanniterritter zu Hitzkylch, ein Eilbote ein, welcher dem Züricher Rathe meldete, am 6. Oktober hätten die Luzerner ihr Banner auf dem Markte aufgestellt, zwei dorthin

geschickte Diener Mülinens habe man verhaftet, und am folgenden Tag, den 9., werden sie in die Aemter einziehen, und bereits flüchten sich die Landleute schon in der größten Angst nach Hitzkylch. „Es ist ein Märchen," hieß es im Rathe, aber gleichwohl wurde der oberste Befehlshaber, Lavater, berufen, der den Neffen Jakob Winkler's, einen zuverläßigen Mann, nach Kappel und wo möglich nach Zug schickte, um die Rüstungen der Kantone auskundschaften zu lassen.

Die Waldstädter versammelten sich um das Luzerner Banner. Männer aus Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Unterwald, Flüchtlinge aus Zürich und Bern und einige Italiener bildeten die gegen die freien Aemter bestimmte Hauptschaar. Zwei Bekanntmachungen wurden erlassen, die eine an die Kantone, die andere an die ausländischen Fürsten und Völker. Die fünf Kantone schilderten darin nachdrücklich die Verletzung der Bündnisse, die in der ganzen Eidgenossenschaft ausgestreute Uneinigkeit, die Verweigerung der Lebensmittel, welche bloß das Volk gegen die Behörden aufwiegeln und so der Reform gewaltsam Eingang verschaffen sollte. „Es ist nicht wahr," hieß es ferner, „daß wir, wie man immer schreit, der Predigt der Wahrheit und dem Gebrauch der Bibel uns widersetzen, sondern wir wollen als gehorsame Glieder der Kirche Alles, was diese heilige Mutter annimmt, uns aneignen, aber wir verwerfen Zwingli's und seiner Genossen Bücher und Neuerungen, als wir vertrauen Gott und der Welt Antwort zu geben." 1) Kaum waren die Boten mit diesen Aufträgen abgereist, als das erste Corps ausrückte und Abends in die freien Aemter einzog. Als die Soldaten in die verlassenen Kirchen traten, die Bilder fortgeschafft, die Altäre zerschlagen sahen, da entbrannte ihre Wuth, sie fielen über das ganze Land her, plünderten Alles, was sie fanden, drangen besonders in die Häuser der Geistlichen, wo sie unter Flüchen und Schmähungen Alles zerstörten. Die Hauptabtheilung zog gleichzeitig über Zug auf Zürich los.

Kappel, drei Stunden von Zürich, eine von Zug entfernt, war der erste Ort auf dem Züricher Gebiet, wenn man von der

1) Bullinger II, 101.

Gränze der fünf Kantone herüberkam. Am Albis, zwischen zwei gleich hohen Hügeln, Scheuren im Norden und Ifelsberg im Süden, lag von schönen Wiesen umgeben das alte Cistercienserkloster, dessen Kirche die Grabmäler vieler alten Familien der Umgegend in sich schloß. Der Abt Wolfgang Joner, ein frommer, gerechter und sehr gebildeter Mann, hatte sein Kloster 1527 reformirt. Ueberall achtete man ihn, weil er sehr wohlthätig war und besonders für die Armen von Zug und in den freien Aemter sorgte; er sagte voraus, welchen Ausgang der Krieg nehmen werde, unterließ indessen nichts, seinem Vaterlande zu dienen. Als er in der Nacht vom Sonntag auf den Montag zuverläßige Nachricht von den Rüstungen in Zug erhalten hatte, berechnete er, wann der Feind eintreffen könne. Darauf schrieb er an seinen innigsten Freund und spätern Nachfolger, Peter Simmler, der damals in Kylchberg wohnte, einem Dorfe, das eine Stunde von der Stadt am See liegt: „Die große Unruhe macht es mir unmöglich, für das Haus zu sorgen; ich schreibe Dir daher eiligst, was bevorsteht; die Zeit ist da, die Ruthe Gottes will sich zeigen. Wir haben nach langen Erkundigungen erfahren, daß heute, am Montage, die fünf Kantone auf Hitzkylch losziehen, indeß der Körper des Heeres bei Baar, zwischen Zug und Kappel, sich versammelt. Die Männer von der Etsch und die Italiener kommen heute oder morgen." Durch unvorhergesehene Umstände kam dieser Brief erst am Abende nach Zürich.

Unterdessen war der von Lavater abgeschickte Neffe Jakob Winklers bald an Wachposten auf platter Erde vorbeigekrochen, bald hatte er sich an Gebüsche geklammert, und war so über ungebahnte Wege in die Nähe von Zug gelangt, wo er mit Schrecken die Waldstädter Miliz entdeckte, die von allen Seiten her zum Apell herbeikam; deßhalb eilte er auf unbekannten Pfaden nach Zürich zurück. Endlich hätte den Zürichern die Binde von den Augen fallen sollen, aber die Verblendung dauerte bis zu Ende. Der Rath versammelte sich nur in geringer Anzahl und meinte dann nur, die fünf Kantone machten etwas Lärmen, um die Aufhebung der Sperre zu erzwingen. Doch schickte man den Obersten Rudolph Dumysen und Ulrich Funk

nach Kappel, damit sie nachsehen sollen, was an der Sache sei, alle andern aber begaben sich, durch diese nichtssagende Maaßregel beruhigt, zu Bette. Indessen schlief man nicht lange, denn immer trafen neue Schreckensboten ein. „Die Banner der vier Kantone sind in Zug, nur Uri fehlt noch; die Männer der freien Aemter fliehen nach Kappel und fordern Büchsen mit der Bitte um Hilfe.“

Der Rath trat vor Tagesanbruch zusammen und befahl die Berufung der Zweihundert. Ein auf dem Schlachtfelde und im Rathe ergrauter Mann, der Bannerherr Johann Schweitzer, erhob das schwache Haupt und rief: „Schickt im Namen Gottes einen Vortrab noch diesen Augenblick nach Kappel; laßt sich das Heer um das Banner reihen und ihm eilig folgen!“ Doch war noch kein Entschluß da. „Die Bauern der Aemter seien aufgeregt und übertrieben die Sache, man müsse den Bericht der Rathsherren abwarten,“ und so geschah nichts.

Um 7 Uhr Morgens, als die Versammlung noch beisammen war, stürzte der Pastor Rudolph Gwerb von Rifferschwyl bei Kappel herein. „Die Leute von der Herrschaft drängen sich um das Kloster und fordern Hilfe, denn die Feinde rücken an, die Herren von Zürich würden sich selbst im Stiche lassen, wenn sie nicht beiständen, sondern das Volk niedermetzeln lassen.“ So meldete der Pastor aus eigner Anschauung mit eindringlichen Worten; aber die Räthe nahmen ihm dieses übel, „sie wollen nicht unbesonnen handeln,“ erwiederten sie und blieben ruhig auf ihren Sesseln. Kaum hatten sie zu sprechen aufgehört, als ein neuer Trauerbote erschien, mit allen Zeichen des Schreckens in seinen Zügen; es war der Wirth zur „Pappel“ auf dem Albis. Er berichtete, Dumysen und Funk schickten ihn mit der Meldung, daß Hitzkylch besetzt sei und die fünf Kantone sich in Baar versammelten; sie selbst blieben in den Aemtern, um die erschrockenen Bewohner zu beruhigen.

Da erblaßten auch die Sichersten, und die so lange zurückgedrängte Angst ergriff mit einem Male alle Gemüther. Der Feind hatte Hitzkylch besetzt, der Krieg war angefangen. Man beschloß sechshundert Mann mit sechs Kanonen nach Kappel zu schicken, aber Georg Göldli, dessen Bruder im Heere der fünf

Kantone diente, wurde mit dem Kommando beauftragt und angewiesen, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Kaum war diese Schaar ausgerückt, als Lavater den Bannerherrn Schweitzer, den Hauptmann der Arkebusiere, Wilhelm Toning, und den Trainkapitän Dennikon, Zwingli und noch einige Andere in den Saal des kleinen Raths rief, und schnelle Rettung des Kantons und der Stadt vorschlug, zu welchem Ende die Lärmglocke die Bürger zu den Waffen rufen müsse. Lavater fürchtete, die Rathsherren möchten vor dieser Maaßregel zurückbeben, weßhalb er den Landsturm durch den Beschluß Zwingli's und der Befehlshaber erwirken wollte; aber diese erwiederten, es sei nicht möglich, daß sie dieses auf sich nähmen, die beiden Räthe seien ja noch versammelt, man müsse es diesen gleich vorstellen. Aber es waren, als man in den Sitzungssaal kam, nur noch einige Mitglieder des kleinen Raths da, welche die Zustimmung der Zweihundert für nothwendig erklärten. Noch einmal ein Aufschub, und schon nahte der Feind! Um 2 Uhr Nachmittags fand Sitzung des großen Raths statt, aber nur um viel und lange zu berathschlagen, und als um 7 Uhr endlich ein Beschluß genommen war, und man anfing, die Sturmglocke überall auf dem Lande zu läuten, da hatte sich schon der Verrath an die Saumseligkeit angeschlossen, indem Leute, welche sich für Züricher Abgesandte ausgaben, an manchen Orten den Landsturm zurückhielten, als ob dieser ohne Befehl des großen Raths aufgeboten wäre, so daß viele Bürger deßhalb ausblieben.

Die Nacht war schrecklich; Finsterniß, Sturm, das Geläute aller Glocken, das herbeieilende Volk, Geräusch von Schwertern und Arkebusen, Trompeten und Trommeln, Mißtrauen, Unzufriedenheit, Verrath, Angstgeschrei, Klagen und Abschiedsthränen, dazu ein starkes Erdbeben um 9 Uhr, welches Land, Berg und Thal gewaltig erschütterte — man denke sich eine solche Nacht, — und doch folgte ihr ein noch schrecklicherer Tag!

Während der große Rath berathschlagte, lagerten die Züricher, etwa tausend Mann stark, auf den Anhöhen bei Kappel, und beobachteten mit gespannter Aufmerksamkeit Zug und den See. Plötzlich bemerkten sie, kurz vor Einbruch der Nacht einige mit Soldaten angefüllte Kähne, die von Art kommend, über den

See nach Zug fuhren; aber ihre Zahl mehrte sich, einer folgte dem andern, man hörte den Stier (das Horn) von Uri brüllen und entdeckte das Banner. Die Kähne landen am Ufer von Zug, das mit einer ungeheuren Menschenmenge bedeckt war und wo die Krieger von Uri und die Arkebusiere von der Etsch mit Jubel empfangen wurden; sie nehmen in Zug ihre Nachtquartiere, wo somit alle Feinde versammelt waren. Gleich wurde dieses dem Rathe nach Zürich gemeldet, und dadurch eine Aufregung in Zürich verbreitet, die noch größer war als die zu Kappel, indem die Unsicherheit die Verwirrung noch vermehrte. Wenn der Feind auf verschiedenen Seiten zumal angriff, so wußte man nicht, wo man hauptsächlich sich vertheidigen sollte; um 2 Uhr Nachts marschirten fünfhundert Mann mit vier Kanonen nach Bremgarten, drei- bis vierhundert mit vier Kanonen nach Wädenschwyl. So zog man rechts und links und der Feind stand gerade gegenüber. Der Rath beschloß ferner, über seine eigene Schwäche entsetzt, alle Städte der christlichen Genossenschaft um Beistand anzuflehen. „Der Aufruhr ist wegen des Wortes Gottes entstanden, wir beschwören Euch demnach mehr als einmal, so laut, ernstlich, nachdrücklich und entschieden, als unsre alten Bündnisse und unsre christliche Genossenschaft es gestatten und gebieten, unverzüglich mit allen Streitkräften zu kommen. Eiligst, eiligst, eiligst, auf's allerschnellste! Unsere Gefahren sind die eurigen." So schrieb Zürich; es war schon zu spät. Frühmorgens wurde das Banner vor dem Rathhause aufgestellt, aber anstatt sich stolz zu entfalten, fiel es schlaff zusammen, ein trauriges Wahrzeichen, welches Alle erschreckte. Lavater trat herbei, um sich unter die verehrte Standarte zu stellen, aber es dauerte lange, ehe einige hundert Mann versammelt waren. Auf dem Marktplatze und in der ganzen Stadt herrschte nichts als Verwirrung, die durch einen eiligen Marsch oder durch langes Harren ermüdeten Milizen waren niedergeschlagen und muthlos. Um 10 Uhr waren erst siebenhundert Mann beisammen, da die Eigennützigen, die Gleichgiltigen, die Freunde Roms und fremder Pensionen zu Hause geblieben waren. Einige Greise, die mehr Muth als Kraft besaßen, einige für die heilige Sache des göttlichen Worts eingenommene Mit-

glieder der beiden Räthe, einige Prediger, welche mit der Reform leben und sterben wollten, die muthigsten Bürger und eine Anzahl Bauern, hauptsächlich aus der Umgegend der Stadt, das waren die Vertheidiger, welche ohne hinlängliche Bewaffnung und ohne die für den Sieg unerläßliche sittliche Kraft um das Züricher Banner sich schaarten.

Das Heer hätte wenigstens 4000 Mann stark sein sollen; man wartete noch, der Eid war noch nicht geleistet, ein Eilbote kam nach dem andern und meldete die drohende Gefahr. Da wurde der verwirrte Haufen ungeduldig, und gegen zweihundert eilten, ohne den Befehl der Oberen abzuwarten und ohne Eidschwur zu den Thoren hinaus, während die übrigen sich zum Ausmarsch bereit hielten. Mitten in dieser Aufregung fragte Alles nach Zwingli. „Ohne ihn gebe es keinen Rath," sprachen die Einen, „wer sollte uns trösten?" die Andern; „ohne einen der Hauptprediger dürfe das große Banner nach altem Gebrauche niemals die Stadt verlassen," war die allgemeine Stimme. Zwingli wurde als Feldprediger berufen. Vor dem Hause des Reformators versammelte sich auf dem Domplatze ein Theil des Heeres, und ein Roß stand fertig vor der Thüre, aus welcher er um eilf Uhr heraustrat, mit einem Blick, der zwar fest, aber traurig war. Er verließ Frau, Kinder, zahlreiche Freunde mit gebrochenem Herzen, ohne sich über die Zukunft zu täuschen. [1]) Ach! Er hatte selbst den Wirbelwind heraufbeschworen, als er den Kreis des Evangeliums verlassen und sich in politische Leidenschaften geworfen hatte. Er war überzeugt, daß er als ihr erstes Opfer fallen werde.

Schon zwei Wochen vor dem Waldstädter Einmarsch hatte er von der Kanzel herab gesagt: „Ich weiß, wie es kommt; Alles geschieht, damit ich fortkomme." Doch war er auf ergangene Aufforderung des Raths ohne Zögern bereit, und rüstete sich mit christlicher Ergebenheit, die Alles Gott in die Hände stellt, zum Abschiede; wenn die Sache der Reform untergehen sollte, so wollte er's mit ihr. — Zwingli hatte in Anna Reinhard eine Gefährtin nicht allein des Lebens, sondern auch des Amtes ge-

---

1) Anna Reinhard, von G. Meyer von Knonau 33.

funden. Alle Abende lasen sie zusammen in der Bibel, und das erste Exemplar der heiligen Schrift nach der Uebersetzung von Leo Juda und Zwingli, das dieser ihr gegeben hatte, war Anna's Lieblingsbuch bis zu ihrem Tode. [1]) Sie verbreitete die heilige Schrift voll Eifer, beherbergte die um des Evangeliums willen verbannten Ausländer in heiliger Zuneigung, besuchte oft an ihres Mannes Stelle die Kranken, brachte ihnen Heilmittel, Speise, Kleidung, Trost. „Sie ist die Rehe der Schrift" (Ap.G. 9, 36.), pflegte man zu sagen. Jeden Sonntag Nachmittag versammelte sie die Frauen der Geistlichen in der Stadt bei sich, um sich mit ihnen über den Herrn und die Mittel zu besprechen, ihm in den Armen zu dienen, und so oft es die Beschäftigung ihrer Männer gestattete, sangen alle zusammen die Lieder von Zwingli oder Leo Juda. Solche heilige Beschäftigungen waren an die Stelle der gottlosen römischen Priesterwirthschaft in den Pfarrhäusern getreten. Von einer solchen Frau sollte Zwingli Abschied nehmen; von ihr und von seinen weinenden Freunden und von seinen Kindern, die sich an seinen Mantel klammerten, um ihn zu halten, begleitet, verließ er das Haus, in welchem er so glücklich gewesen war. Bei seinem Pferde stehend sagte er zur weinenden Anna: „Die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; der Herr will es, Amen, er sei mit dir, mit mir, mit den Unsrigen!" Seine Gattin hatte fast die Sprache verloren, bis sie endlich zitternd fragte: „Werden wir uns wiedersehen?" — „So der Herr es will, sein Wille geschehe!" — „Und was bringst Du uns zurück?" — „Segen nach dunkler Nacht," erwiederte Zwingli, und küßte noch seine Kinder, um von ihnen und ihrer Mutter sich zu trennen. In dem Augenblick, wo er sein Pferd besteigen wollte, scheute dieses einige Schritte zurück, und selbst als er schon im Sattel war, wollte es nicht voran, sondern sprang rückwärts, wie das Roß des Mannes, der die Länder anders getheilt hatte, als er zu seinem Verderben über den Niemen setzen wollte. Viele Züricher dachten damals gerade so, wie später der Soldat, welcher, als er den Mann, der die Welt zittern machte, stürzen sah, rief: „Eine böse Vorbedeu-

---

1) Anna Reinhard von Sal. Heß, 90.

tung; ein Römer würde umkehren." [1]) (Jes. 10, 13. 14, 16.) Aber Zwingli blieb Sieger, er spornte sein Roß und ritt mit verhängten Zügeln fort. Alle blickten ihm nach, Männer, Weiber, Kinder deuteten auf ihn; „betrachtet ihn noch einmal, wir sehen ihn nicht wieder!" sagte Einer. „Der Herr geleite ihn!" ein Anderer. „Ach," sprach ein Dritter, „hat er nicht von Bullinger neulich Abschied genommen, wie ein Mann, der in den Tod geht?" [2])

Um 11 Uhr war das Banner entfaltet worden, und Alles, was noch auf dem Platze war, ungefähr fünfhundert Mann, brachen auf. Die Meisten hatten sich mit Mühe von ihren Familien getrennt und zogen ernst und stillschweigend einher, wie wenn es auf den Richtplatz und nicht auf das Schlachtfeld ginge. Kein Plan war vorhanden, Alles war vereinzelt, die Einen liefen vor, die Andern hinter der Fahne, so daß die zurückbleibenden Weiber, Kinder und Greise mit düsteren Ahnungen erfüllt auf die Brust schlugen, und noch viele Jahre später Oswald Myconius schrieb: „Es gehe ihm ein Schwert durch's Herz, so oft er an diesen Tag zurückdenke." Zwingli ritt nach der Sitte der Feldprediger der Eidgenossenschaft hinten; Myconius konnte sich kaum fassen und blieb in Thränen zurück. Allgemein war die Trauer, überall hörte man Schluchzen, alle Häuser wurden Bethäuser. Nur eine Frau war stumm mitten unter dieser Trauer, sie fand keinen Schrei, keine andere Sprache, als den milden, bittenden Blick ihres Glaubens. Anna sah ihren Mann, ihren Sohn, ihren Bruder, die innigsten Freunde und nahen Verwandte ausrücken, deren Tod sie ahnte, aber ihr Herz opferte Gott ihre heiligsten Gefühle. Allmälig beschleunigten Zürichs Vertheidiger ihren Marsch und der Lärm verschwand.

---

1) Segur, Gesch. Napoleons I, 142.

2) Heß, Ursprung der Glaubensverbesserung, 82.

7.

Abmarsch der Waldstädter. — Ermahnung und Gebet. — Kriegserklärung. — Kriegsrath. — Die Kantone. — Armee auf dem Ifelsberg. — Das Buchengehölz. — Angriff des Vortrabs. — Wird zurückgeschlagen. — Der Priester von Zug. — Der Morast. — Zwingli's Traurigkeit. — Die Züricher besteigen den Albis. — Halt und Berathung am Buchengehölz. — Zwingli's und Schweizers Worte. — Ansicht des Albis. — Ankunft des Banners. — Die Waldstädter erreichen die Anhöhe. — Jauch's Recognoscirung. — Dessen Aufruf und Unternehmung.

In Cappel war es diese Nacht nicht ruhiger hergegangen als in Zürich. Die beunruhigendsten Nachrichten waren Schlag auf Schlag eingetroffen; die im Kloster liegenden Truppen mußten eine Stellung einnehmen, in der sie sich bis zur Ankunft der Verstärkung aus der Stadt vertheidigen konnten. Ueber dem Kloster, nordwestlich, auf der Züricher Seite, erhebt sich der Boden und bildet eine Hochebene, welche der Kriegsrath vorher besichtigt und zu einem Lager geeignet befunden hatte. Diese von der Landstraße durchschnittene und ziemlich große, aber ungleiche Anhöhe war früher mit Scheunen besetzt gewesen, von denen nur ein Mauerrest stand. Nördlich und westlich war sie von einem tiefen Wasser, dem sogenannten Mühlgraben, eingeschlossen, und eine darüber geschlagene Brücke war der einzige Weg nach Zürich, so daß ein plötzlicher Rückzug dorthin sehr gefährlich wurde. Südöstlich, nach Ebertschwyl hin, liegt ein länglich geformter Buchenwald, südwestlich nach Zug die Landstraße und eine sumpfige Strecke. Etwas unterhalb der Scheunenplatte, über dem Kloster, befand sich die Milcherei, wo man Butter und Käse für die Klosterbewohner, die Eigenthümer dieses Gebiets, bereitete. Die Soldaten verlangten auf die Anhöhe geführt zu werden, was auch geschah, worauf die Artillerie an der Mauer aufgestellt wurde, so daß die Fronte des Heeres dem Kloster und Zug gegenüber aufgestellt war; am Fuße der Anhöhe standen Wachposten.

Zu gleicher Zeit wurde in Zug und Baar ein Zeichen gegeben, Apell geschlagen und die freudig gestimmten Soldaten zu den Waffen gerufen. Die Kirchen wurden geöffnet, Glocken läuteten, die Soldaten zogen in die Oswaldskirche, die Messe wurde gelesen und die Hostie für die Sünden des Volks dargebracht, worauf um 9 Uhr das Heer mit fliegenden Fahnen auszog. Das

Luzerner Contingent befehligte der Vogt Johann Golder, das von Uri der Landammann Jakob Troger, das von Schwyz ein bitterer Feind der Reformation, Landammann Rychmut, von Unterwalden Landammann Zellger, und von Zug Oßwald Dooß. Achttausend Mann, der Kern der Kantone, zogen wohlgeordnet in die Schlacht, frisch, nach einer ruhigen Nacht; ohnedem hatten sie nur eine Stunde bis zum Feinde zu marschiren, einen Weg, den sie stolz und muthig unter dem Befehl ihrer Führer machten. Auf der Gemeindewiese von Zug machten sie Halt, und Alle schwuren den Eid. Man wollte weiter, als einige ältere Männer das Zeichen zum Stillstand gaben. „Wir haben,“ sagten sie, „Gott lange gelästert, wir haben geflucht, Kriege geführt, Rache geübt, Ehebruch begangen, fremdes Gold erhalten, und Gottes Zorn droht uns so sehr, daß wir es wegen unserer Verbrechen verdienen würden, wenn er uns heute schlüge.“ Da kniete die ganze Armee, der sich die Rührung der Anführer mitgetheilt hatte, auf der Ebene nieder, allgemeine Stille trat ein, jeder Soldat sprach fünf Ave, fünf Vaterunser und das Credo. Gleich darauf erhoben sich Alle und die Anführer riefen: „Vorwärts! Eilig auf den Feind! Bald kommt das große Züricher Banner nach Kappel, andere Städte eilen zur Hilfe. Zum Angriffe ehe sie alle ihre Kräfte gesammelt haben! Führen wir den ersten Schlag, so behalten wir den Vortheil bis zum Ende! Soldaten! Ihr kennt die Ursache des Kriegs. Denkt daran, daß eure Frauen trostlos sind und eure Kinder Hungers sterben!“ Jetzt bekommt der Herold von Luzern, in die Farben des Kantons gekleidet, von den Führern der Armee die mit demselben Tage datirte und mit dem Siegel von Zug versehene Kriegserklärung, mit welcher er, von einem Trompeter begleitet, auf die Züricher zuritt, um sie ihrem Befehlshaber einzuhändigen. Es war 11 Uhr Morgens. Die Züricher entdeckten bald die Feindesschaaren und sahen traurig auf ihre eigene Schwäche zurück. Die Gefahr wuchs mit jeder Minute. Alle knieten nieder und riefen Gott um Hilfe und Beistand an, und rüsteten sich dann nach dem Gebete zur Schlacht. Es waren nahe an 1200 Mann versammelt.

Um 12 Uhr erschallte die Trompete der fünf Kantone in

der Nähe der Vorposten. Göldli berief die Mitglieder des doppelten Raths, welche bei dem Heere waren, die Offiziere und Unteroffiziere, ließ sie in einen Kreis treten und durch den Schreiber Reinhard die Botschaft des Luzerner Wappenherolds ihnen vorlesen. Göldli eröffnete sodann den Kriegsrath. Landolt, der Vogt von Marpach, sagte: „Ihre Zahl sei klein, während die Macht der Gegner groß sei, aber er wolle nicht zaudern, sondern im Namen Gottes den Feind erwarten." Der Hauptmann der Hellebardiere, Rudolph Ziegler, war anderer Ansicht; er meinte, es sei unmöglich sie zu erwarten, man müsse sich über den Fluß zurückziehen und allenthalben eine Volkserhebung veranlassen. So hätte man sich allerdings gerettet, aber Rudi Gallmann sah jeden Schritt rückwärts als Feigheit an, stampfte mächtig auf den Boden und schrie mit feurigem Blicke: „Da, da muß mein Kirchhof seyn." — „Es ist schon zu spät zu einem ehrenvollen Rückzuge," sagten andere Offiziere; „der Tag steht in Gottes Hand; seinem heiligen Willen wollen wir uns ohne Vorbehalt überlassen, und tragen, was er uns zum Tragen gibt." Man stimmte ab. Kaum hatten die Mitglieder ihre Hand zum Zeichen der Beistimmung erhoben, als ein großer Lärmen entstand. „Wo ist der Hauptmann?" schrie ein Soldat, der von den Vorposten herbeieilte. „Ruhig!" sagten die Thürsteher ihn zurückdrängend, „es ist Rathsversammlung." „Dazu ist keine Zeit," antwortete der Soldat, „führt mich schnell zum Hauptmann. Unsre Wachposten ziehen sich zurück, der Feind ist da und rückt durch den Wald mit allen seinen Streitkräften und großem Lärm herbei!"

Noch hatte er nicht ausgeredet, als von allen Seiten die Wachposten herbeieilten, denn das Heer der fünf Kantone erkletterte die Höhe des Iselsberges, den Scheunen gegenüber, von wo aus sein Vortrab das Züricher Lager entdeckte, dann still hielt und das Geschütz gegen dasselbe aufstellte. Die Waldstädter und die Züricher untersuchten, wo die beiden Heere auf einander stoßen könnten. Hauptmann Göldli fragte den Abt Jonas von Kappel: „Meint Ihr, daß der Feind unterhalb des Klosters bei Leematt vorbei auf Ebertschwyl rücken kann?" — „Unmöglich," erwiederte dieser, „der Boden ist zu sumpfig, am wenigsten mit

Geschütz." Aber die Waldstädter schlugen gerade diesen Weg ein, denn der Abt verstand nicht viel von Kriegsmärschen. Doch war ein Mann da, der sich besser auf die Sache verstand und die Möglichkeit dieser Unternehmung begriff, der Untervogt von Husen, einem Dorfe am Fuße des Albis, eine Viertelstunde von Kappel, mit Namen Ulrich Brüder. Unruhig blickte er immer nach dem Buchwäldchen bei Ebertschwyl; „von dort werden sie kommen," sagte er, und Viele schrien nach Aexten, um das Wäldlein umzuhauen. Goldli, der Abt und Andere widersetzten sich, denn sie könnten ihre Kanonen selbst nicht gebrauchen, wenn sie die Bäume umhieben. „So wollen wir Kanonen und Arkebusiere dort aufstellen," hieß es. Auch das wollte der Kapitän nicht, weil sie schon vorher in geringer Zahl seien und keine Theilung der Macht stattfinden dürfe, da der Feind vielleicht auch auf dem Wege von Zug her angreifen könnte. Weder Klugheit noch Tapferkeit sollten Zürich retten, noch einmal bat man Gott um Hilfe, rührte sich aber selbst nicht.

Um 1 Uhr wurde vom Ifelsberg die erste Kanone abgefeuert, der Schuß ging über das Kloster hinüber und fiel unterhalb der Scheunenplatten nieder, ein zweiter ging über das Heer hinaus, ein dritter in eine Hecke an der Mauer. Die Züricher feuerten jetzt auch; da rückte der Vortrab des Feindes vom Ifelsberge durch das Gehölz von Wisingen und die sogenannten Neu-Gut-Wiesen dem Feinde entgegegen. Unterhalb der Hochebene und der Milcherei angekommen stellten sie einige Kanonen auf und begannen den Angriff von Neuem. Die tapfersten Züricher, Dumysen, Vögeli, Huber, Sprüngli und Andere luden, zielten, schoßen, schlugen den Angriff zurück. Der Lärm war schrecklich, das Feuern wurde in Bremgarten und Zürich gehört, überall mit Entsetzen.

Während dieses mörderischen Gefechts zog der Körper der feindlichen Armee auf den Ifelsberg, von da an das Kloster herunter, um den Vortrab zu decken. Plötzlich blieb er still stehen, und die Führer beriethen sich, denn da die Züricher auf der Anhöhe hinter den Geschützen lagen, und Gräben und dichte Hecken den Weg versperrten, so war ein beträchtlicher Verlust beim Uebergang zu befürchten. Während dieser Zeit hörte Dumysen

nicht auf, durch seine Kanonen Tod und Verderben in den Reihen der Waldstädter zu verbreiten, so daß diese schon erklärten, das Feuer nicht länger aushalten zu können und die Zurückziehung der Vorposten begehrten. So groß war Verwirrung und Entmuthigung bei den Angreifenden, daß, wie Bullinger berichtet, eine Vermittlung in diesem Augenblick sicher angenommen worden wäre. Sie wußten nicht, ob man vorrücken oder sich zurückziehen solle. Das Letztere sei eine Schande, aber das Vorrücken unmöglich; darum müsse man über Ebertschwyl dem Feinde beikommen; aber wie ließ sich dieses ausführen?

Während man so sich berieth, trat ein Priester, Rudolph Wyngartner, auf, ein Züricher, der von Kindheit auf im Kloster zu Kappel gewohnt hatte, wo er später Mönch wurde, und der alle Wege und Stege kannte. Nach der Reformation war er nach Zug geflohen und dort Pfarrer geworden; „Folgt mir," sagte er, um seinen Racheplan nicht zur Niederlage kommen zu lassen, „ich führe euch auf die Anhöhe." Man gab das Zeichen zum Rückzuge, das Feuer hörte auf, die Waldstätter kehrten um und marschirten abwärts vom Kloster. Es war 3 Uhr. Sie gelangten auf die Wiesen an der Marx-Kapelle, zwischen Kappel und Leematt, welche der Abt für unzugänglich gehalten hatte. Die Kanonen versanken in den Sumpfboden, selbst die leichtesten kamen nicht voran. Man schrie, peitschte die Pferde, man schob die Geschütze vorwärts, bis es endlich mit großer Mühe gelang, doch allgemeiner Schrecken entstand verbunden mit Unwillen über den Priester, der allein vorne stand und auf die Anhöhe hindeutete; ja selbst die Anführer werden geschmäht. Züricher Arkebusiere verfolgten die Waldstädter, stellten sich bei der Marxkapelle auf und fügten ihnen solchen Schaden zu, daß diese sich schon für verloren hielten, wenn der Feind jetzt anrücke. Andere Züricher, die bei Ebertschwyl den Wald besetzt hielten, sahen die Waldstädter unter sich in den Sümpfen, und brachten die Nachricht schleunigst in's Lager. „Tapfre Züricher!" rief Rudi Gallmann, „jetzt auf die Kantone los, denn wir sind verloren, wenn sie auf die Anhöhe kommen. Schon wollte man in den Wald, um von da über die entmuthigten Waldstädte herzufallen, und Hubert von Tuffenbach wollte mit dem Geschütze nach. Die fünf Kantone wären durch diese

Unternehmung verloren gewesen, denn die bei Ebertschwyl auf der Höhe stehenden Züricher Kanonen hätten noch weit eher die Feinde in dem Sumpfboden, als früher auf ebenem Wege am Kloster vernichtet. Aber Göldli war eigensinnig, er fragte die Kanoniere, wer ihnen den Abmarsch befohlen habe, und als sie antworteten: „Hubert von Tuffenbach," da erwiederte er: „Und ich gebiete euch, zu bleiben; wie ihr wißt, darf keine Theilung stattfinden." Auch die Schützen mußten zurück, so daß der Wald offen blieb; doch richteten sie eine Batterie darauf und schossen von Zeit zu Zeit nutzlos in's Buchengehölz, damit sich die Waldstädter nicht dort festsetzten.

Das große Banner von Zürich und die ganze Schaar, bei welcher Zwingli sich befand, war inzwischen in Unordnung an den Albis gelangt. Seit einem Jahr war die Heiterkeit des Reformators ganz verschwunden und er trug eine ihn niederbeugende Last auf dem Herzen; er war ernst, traurig, leicht bewegt, warf sich oft in Thränen vor seinem HErrn nieder und suchte so die nöthige Kraft im Gebete. Man bemerkte an ihm weder Aufregung, noch Zorn, vielmehr nahm er jeden Rath mild an und blieb selbst aufrichtig mit solchen verbunden, die seine Ueberzeugung nicht theilten. Jetzt zog er betrübt auf Kappel, Johann Maaler von Winterthur, der einige Schritte hinter ihm ritt, hörte ihn heftig seufzen und inständig beten. Wenn man mit ihm sprach, fand man ihn fest und voll vom Frieden, den der Glaube verleiht; aber er verheimlichte es auch nicht, daß er weder Frau noch Kirche wieder sehen würde. Je mehr die Züricher anrückten, desto eiliger kamen die Boten, mit der Bitte, sie möchten schnell nach Kappel und ihren Brüdern zu Hilfe kommen.

In Adliswyl zog das Heer über die Brücke der wilden Sihl, durch das Dorf, wo Frauen, Kinder, Greise die ungeordnete Schaar traurig anblickten, und bestieg den Albis. Halbwegs von Kappel hörte man den ersten Kanonenschuß, dem bald ein zweiter, ein dritter folgte. Man fühlte es, daß es sich um den Ruhm, ja die Existenz des Freistaates handle, und daß man hier nicht sei, um sie zu vertheidigen; das Blut wallte schneller, der Muth stieg, man eilte den Brüdern zur Hilfe. Aber der Weg am Albis war damals steiler als jetzt. Die schlechtbespannte

Artillerie kam langsam voran, Greise und Spießbürger waren des Marsches und der schweren Rüstung ungewohnt und rückten nur mit Mühe vorwärts, und doch waren sie der Hauptbestandtheil des Heeres. Oft ruhten sie sich athemlos an Hecken oder Hohlwegen des Berges aus, lehnten sich an eine Buche oder Esche und schauten betrübt nach der mit Tannen bewachsenen Spitze des Berges. Aber es ging immer vorwärts, die Reiterei und die muthigsten vom Fußvolke kamen an das Wirthshaus zur Buche auf der Spitze des Albis, wo sie sich beriethen. (Eben da hat Massena vor der Schlacht bei Zürich lange sein Hauptquartier gehabt.) Es war ein herrlicher Anblick! Zürich, die lachenden Ufer, der See, die Fruchtbäume, die Felder, die Weinberge, fast der ganze Kanton! Ach, bald konnten die Waldstädter Alles verwüsten!

Aber kaum beriethen sie sich, als neue Boten von Kappel heraneilten. „Sputet euch," riefen sie, und schon wollten mehrere Züricher dem Feinde entgegen, als der Anführer der Arkebusiere, Toning, sie noch zurückhielt und sprach: „Gute Freunde, was vermögen wir allein gegen solche Streitkräfte? Erst müssen alle versammelt seyn, damit unsre ganze Schaar auf einmal angreife." — „Ja, wenn wir ein Heer hätten," entgegnete Lavater, der nur an einen ehrenhaften Tod und nicht mehr an die Rettung der Republik dachte; „aber wir haben nur ein Banner und keine Soldaten." — „Sollen wir hier ruhig auf der Höhe bleiben," sprach Zwingli, „und die Schüsse auf unsere Mitbürger anhören? Ich will recht im Namen Gottes zu den biedern Leuten, und willig mitten unter ihnen sterben."[1]) — „Ich auch," sprach der alte Bannerherr Schweizer, „ihr mögt euch ausruhen." „Nun," erwiederte Toning feuerroth, „so frisch als ihr bin ich auch und ihr werdet bald sehen, daß ich mich zu schlagen verstehe." So stürzten alle dem Schlachtfelde zu.

Da bot sich den Blicken der erschütterten Züricher eines der herrlichsten Schauspiele der Schweiz dar. Vor ihnen, am Fuße des Albis, zwischen bunten Matten, erhoben sich malerisch die Mauern und Thürme der alten Abtei Kappel, um welche der

---

1) Bullinger III, 123.

schwere Kampf wüthete, etwas niedriger dehnte sich die fruchtbare Ebene von Baar aus, mit den tausenden von Obstbäumen, welche an italienische Fülle erinnern; hinter diesem Obstgarten der Schweiz zeigt sich der Alpensee von Zug in seiner schweizerischen Form und mit seinen reizenden Vorgebirgen und schönen Fluthen, die am Rigi sich verlieren. Links dieser jetzt so sehr bewunderte, sanfte und bewaldete Berg, rechts der schroffe, kahle Pilatus, wie zwei Seiten eines riesenhaften Amphitheaters, in dessen Hintergrunde die von Gottes Hand aufgerichteten, auf kolossalen Schichten ruhenden Gletscher des Berner Oberlandes ihre erhabenen Pyramiden gen Himmel erheben. Im Vordergrunde schienen drei Berggipfel sich die Hände zu reichen: die schneeweiße Jungfrau und der düstere schwarze Mönch, beide verbunden durch die schroffen Seiten des Eiger, eine majestätische Gruppe zusammen bildend. Mehr nach Osten strecken die zahlreichen Spitzen des Wetterhorn und Schreckhorn ihre scharfen Kanten und ihre schroffen, schneebedeckten Felsen empor, und der König dieser Kette, der Finsteraarhorn, 13,230 Fuß hoch, erhebt über Meere von Eis sein strenges, drohendes Haupt. Jenseits des Rigi fängt auf der östlichen Seite ein zweites Amphitheater an, es sind die Gletscher von Unterwald, Uri, Schwyz, der Titlis, der Susten, der Spitzliberg, der Urirothstock, das Schneehorn und noch viele andere Höhen, mit ihren kahlen Wänden, ihrem blendenden Eise, ihren hohen Spitzen oder runden Gipfeln. Weiterhin zeigen sich als drittes Bild die Alpen von Glarus mit unfruchtbaren Schlünden und kühnen Kegelbergen, in deren Mitte der Glärnisch seine gewaltigen Massen und schroffen Risse ausstreckt. Nirgends hat wohl die Hand des Schöpfers so viele Erhabenheit verbunden, und diese in Schlachtordnung aufgestellte Gletscherschaar läßt die Menschen und ihre schwachen Haufen noch viel mehr ihre Nichtigkeit und Kleinheit fühlen.

Der Weg vom Albis herab ist schroff, die Züricher eilten durch das Gehölz über dem kleinen Turler-See durch das Dorf Husen an die Scheunen. Es war drei Uhr, als das Banner über die schmale Mühlenbrücke kam und die Schaar, die ihm folgte, war so klein, daß Alles zitterte, wie es das theure Panier den Angriffen des furchtbaren Feindes so ausgesetzt sah. Da

eröffnete sich den Zürichern endlich die Uebermacht ihres Feindes, von der Zwingli insbesondere seinen Blick nicht abwenden konnte. Denn noch einige Augenblicke und die Mühen von eilf langen Jahren waren vielleicht auf immer verloren.

Ein dem Reformator nicht sehr günstiger Bürger von Zürich, Leonhard Burkhard, fragte ihn in hartem Tone: „Was sagt Ihr dazu, Meister Ulrich? Sind die Rüben gesalzen? Wer will sie ausessen?" [1]) „Ich," antwortete Zwingli, „und mehr als ein Tapferer, „der hier in Gottes Hand steht, denn wir sind sein im Leben und im Tode." — „Ich will bei dem Essen mithelfen," sagte der Bürger beschämt über seine Rohheit, „und koste es auch mein Leben." Er that dieses auch, wie der Chronist erzählt, und Viele mit ihm. Die Züricher stellten sich, je nachdem sie näher gerückt waren, in Schlachtordnung, indessen die Anführer sich beriethen. Sie hatten kaum zweitausend Mann, und das in üblem Zustande, so daß Manche sagten, wir sind in zu kleiner Anzahl gegenüber dem schrecklichen Feinde, besser ist es, sich auf den Albis zurückzuziehen. Andre meinten, wenn man nur der Anzahl und nicht Gott vertraue, so sei nichts zu hoffen. Mit wenigen Soldaten hätten die Voreltern Großes gethan. Wieder Andere riefen aus, man müsse stehen bleiben, der Feind passe auf jede Bewegung, der Rückzug würde ihn ermuthigen, so daß er einen Ueberfall machen und anstatt eines ehrenvollen Rückzugs eine schimpfliche Niederlage folgen würde. Auf dieses hin beschloß man, dort zu bleiben.

Die Soldaten der fünf Kantone waren mit Mühe aus dem Sumpfe heraus, zogen über die Wiese von Malenstein und gelangten endlich auf die Hochebene, welche von Kappel nach Ebertschwyl zieht, tausend Schritte von der reformirten Schaar. Sie setzten sich dort fest und stellten ihr Geschütz auf, aber keiner drang in den Wald, der sie von den Zürichern trennte. Der Priester hatte sie richtig geführt und die Rache sollte bald beginnen. Es war 4 Uhr, die Sonne senkte sich mit Macht, die Waldstädter rührten sich nicht, so daß die Züricher, in der Hoffnung, der Angriff werde auf den nächsten Tag verschoben, bereits

---

1) J. J. Hottinger III, 383.

wieder Muth gewannen. „Wo sind die Tapfern,“ sagten sie, „die uns Ketzer geschimpft haben? Sie sollen sich zeigen!“ Die Anführer der fünf Kantone bemerkten die Ankunft des großen Züricher Banners und das nahende Ende des Tages, so daß sie bereits nach einem Platze sich umsahen, wo ihre Truppen die Nacht ruhen könnten, aber die Soldaten wurden ungeduldig; „die Großen verlassen uns,“ hieß es, „die Hauptleute fürchten den Fuchsschwanz,“ riefen Andere. „Nicht angreifen sei so viel als die Sache verlieren.“

Ein unerschrockener Mann ersann inzwischen die für die Zukunft so entscheidende Unternehmung. Hans Jauch aus Uri, ehemaliger Vogt von Sargans, ein gewandter Schütze, ging allein in das Wäldchen, Kalchoffen genannt, welches die Heere trennte, und kam, da es nicht besetzt war, bis in die Nähe der Züricher, wo er ungesehen bemerken konnte, wie schwach und unvorsichtig sie waren. Eben so behutsam zog er sich zurück und erzählte den Anführern seine Entdeckung eben in dem Augenblick, als die Unzufriedenheit ausbrach. Jetzt sei der Zeitpunkt zum Angriff, rief er. Der Befehlshaber von Uri, Troger, antwortete ihm: „Lieber Gevatter, Ihr könnet nicht wollen, daß man so spät anfange, man rüstet sich auf ein Nachtlager. Jeder weiß, wie viel unsre Voreltern in Neapel und bei Marignano eingebüßt haben, als sie kurz vor der Nacht angriffen. Heute ist überdies unschuldiger Kindlein-Tag und nie haben unsre Väter an einem solchen Tage es gewagt, Blut zu vergießen.“ 1) „Was wollen wir von den Unschuldigen im Kalender,“ erwiederte Jauch, „wir denken an unsre Kinder in unsern Hütten.“ Caspar Göldli aus Zürich, Bruder des Anführers auf den Scheunen, fügte hinzu: „Heute müssen wir die Züricher schlagen, oder morgen von ihnen uns schlagen lassen; nun entscheidet!“

Aber Alles war umsonst, die Anführer weigerten sich, die Soldaten schickten sich zum Lagern an; da zog der kühne Jauch, der, wie einst Tell, gegen große Uebel große Mittel für nöthig hielt, sein Schwert und rief: „Welche redlicher Eidgenossen werth sind, die laufen uns nach!“ Er sprang schnell auf's Roß, in

---

1) Tschudi, Helvetia II, 189.

den Wald hinein; Arkebusiere, Soldaten von der Etsch, andere Tapfere aus den fünf Kantonen, besonders aus Unterwald, 300 Mann im Ganzen, folgten ihm. Da wirft sich Jauch vom Pferde, kniet nieder, denn es war ein gottesfürchtiger Mann, wie Tschudi schreibt, Alle beten mit ihm und rufen Gott, die heilige Jungfrau und das ganze himmlische Heer um Hilfe an. Der Krieger von Uri ließ dann, um nicht die ganze Schaar zu gefährden, halten und schlich allein bis an den Rand des Waldes. Der Feind war noch immer unaufmerksam, da vertheilte er die Schützen still hinter den Bäumen und befahl ihnen, sicher auf ihren Mann zu zielen. Unterdessen stellten die Anführer, obwohl wider Willen, auch die eifrigen Soldaten von Neuem in Ordnung auf, da sie sahen, wie dieser Unvorsichtige die Schlacht herbeiführe.

8.

Unvorhergesehene Wendung. — Lavater und Zwingli. — Vortheil der Züricher. — Das ganze Heer rückt vor. — Schreckliches Handgemenge. — Das große Banner. — Bannerherr Kammli und Näff fallen. — Das Banner in Gefahr. — Rettung des Banners. — Blutbad. — Gerold von Knonau. — Tod der Prediger. — Zwingli's Verwundung. — Zwingli's letzte Worte. — Die Armee hält still. — Fanatismus der Sieger. — Der Schmelzofen. — Zwingli's Tod. — Mitleiden. — Das Bivouac. — Zwingli's Leiche. — Huldigung und Verletzung.

In diesem Augenblick unternahmen die Züricher einen Versuch, der sie retten sollte, aber in Wahrheit zu Grunde richtete. Man hatte eine große Gefahr entdeckt; der Feind konnte nämlich, da er zwischen Kappel und Ebertschwyl aufgestellt war, durch das Gehölz von Kalchoffen am Albis über die Wiesen von Im-Loch ziehen und so den Zürichern in den Rücken fallen, das Dorf Husen besetzen, den Weg nach Zürich abschneiden und jede Verstärkung von dort zurückhalten. Am Wege, 600 Schritte entfernt, erhob sich ein Hügel, der Münchbühl, an dessen Fuße Im-Loch liegt und der das ganze Buchengehölz beherrscht. Dorthin sollte man Kanonen und Büchsenschützen gegen die

1) Bullinger III, 125.

Waldstädter schicken und alle von Zürich kommenden Soldaten beordern. So vernünftig dieser Rath war, so war doch ein Fehler, den man in dessen Ausführung beging, Schuld am Verderben der Reformirten: man hätte die dem Feinde gegenüberstehenden Kanoniere und Schützen an ihrem Platze lassen und die Abtheilung von dem Nachtrab hiezu berufen sollen. So aber zog der Vordertrupp fort, ließ seine frühere Stellung unbesetzt und nahte sich dem Gehölze, als die Waldstädter auf den Feind anlegten. Noch herrschte tiefe Stille, bis Jauch die günstige Gelegenheit ergriff. Er rief: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der heiligen Mutter Gottes und aller himmlischen Heerschaaren! Feuer!" Von allen Bäumen flogen die mörderischen Kugeln und brachten den Tod in die Züricher Reihen. Die um 1 Uhr begonnene und mit verschiedenen Wechselfällen unentschieden gebliebene Schlacht bekam jetzt eine unvorhergesehene Wendung, und erst, nachdem es sich in Strömen von Blut gebadet hatte, konnte das Schwert wieder in die Scheide gesteckt werden. Diejenigen Züricher, welche nicht getroffen waren, warfen sich nieder, damit die Kugeln über ihre Köpfe wegflögen, sprangen aber wieder auf und riefen: „Vorwärts, auf den Feind!" Lavater sah, der entscheidende Augenblick sei da. Er ergriff eine Lanze und sprang voran. „Soldaten, zur Ehre Gottes und der Herren von Zürich zeigt euch tapfer!" Auch Zwingli war da, still und gesammelt. „Meister Ulrich, ermuntert das Volk!" sagte Bernhard Spengler. „Tapfere," rief Zwingli, „seid unverzagt, unsre Sache ist gut, selbst wenn wir fallen. Empfehlt euch dem Herrn, der allein uns und den Unsrigen helfen kann. Gott mit euch!" Zwingli zweifelte nicht am traurigen Ausgange dieser Schlacht; das war sein letztes Wort an das Volk. Die Züricher verloren aber den Muth nicht, sondern drehten schnell das Geschütz gegen das Wäldchen, zielten jedoch schlecht, so daß sie nicht ihre Feinde, sondern die Bäume trafen und nur einige Aeste auf Jauchs Schützen fielen. Eiligst wollte der Landammann von Schwyz, Rychmuth, die Freiwilligen in's Lager zurückrufen, da sah er den entsponnenen Kampf, schloß sich an und befahl dem ganzen Heere vorzurücken. Die fünf Banner bewegten sich.

Aber die Schützen Jauchs waren schon aus dem Gehölze herausgesprungen und streckten den Zürichern mit Wuth ihre spitzen, breiten Hellebarden entgegen. „Ketzer, Tempelschänder," schrieen sie, „endlich treffen wir euch!" — „Menschenverkäufer, Götzenanbeter, Papisten, Gottlose," entgegneten die Züricher, „seid ihr da?" Ein Hagel von Steinen wurde von beiden Seiten geschleudert, wodurch Mehrere verletzt wurden; dann erfolgte ein Handgemenge. „Der Angriff war hart und der Widerstand währte eine gute Weile," sagt Tschudi. Man schlug sich mit Schwert und Hellebarde, endlich wichen die Männer der fünf Kantone, die Züricher ihnen nach, wodurch sie aber ihren Vortheil verloren und in einen Sumpf geriethen. Einige katholische Schriftsteller sagen, der Rückzug habe absichtlich stattgefunden, um sie in einen Hinterhalt zu locken. [1]) Zweimal schlugen die Züricher die Waldstädter zurück, so daß schon Mehrere von ihnen den Sieg für gewonnen hielten. Aber diese Unentschiedenheit dauerte nicht lange. Das Heer der fünf Kantone, durch den Lärmen der Züricher Kanonen in seinem Marsche beschleunigt, rückte durch das Gehölz seinem Vortrabe zur Hilfe. Die tapfern erzürnten Krieger eilten voran, und ein gewaltiges Geräusch voll Verwirrung und Unordnung erscholl unter den Buchen, „der Boden erzitterte und nicht anders war es, als ob der Wald laut brüllte." (Tschudi.) Da begann erst das schreckliche Treffen. Die Soldaten waren so aneinander gerathen, daß mehrere Züricher ihren Hintermännern zuriefen: „Drückt nicht so heftig, daß wir uns bewegen können." Andere konnten ihre Arkebusen nicht mehr brauchen und schrieen: „Kurze Gewehre!" Aber Alles half nichts, Tapferkeit und Unordnung herrschten, wie vielleicht nie sonst in einer Armee zu gleicher Zeit.

Vergebens leisteten die tapfern Züricher unerschrockenen Widerstand, die Waldstädter waren überall im Vortheil. Die vordersten Reformirten fielen unter ihren Schlägen, der Rest des kleinen Heeres gerieth in Angst; unter den hintersten an der Mühlenbrücke entstand eine schreckliche Verwirrung. Diejenigen, welche Münchbühl besetzen sollten, flohen erschrocken auf Husen

---

1) *Cochlaeus* Acta Luth. 214.

zu, während die am Strome aufgestellten Züricher, als sie sahen, daß es zum Handgemenge komme, dem Feinde entgegen eilten. Diese beiden Abtheilungen stießen hinter dem Schlachtfelde auf einander und richteten einen gewaltigen Wirrwar an, indem die Fliehenden gegen die Angreifenden anprallten und so beide Theile wankten und fielen. Die Waldstädter benützten dieses und riefen: „Muth, tapfre Eidgenossen, die Ketzer fliehen!“ Die Züricher dagegen, die weit voran waren und nichts von dem wußten, was in ihrem Rücken vorging, schlugen im Handgemenge auf die Waldstädter los und entgegneten: „Schurken, ihr lügt!“

In diesem Augenblick brach eine neue Gefahr über den schwachen Züricher Haufen herein, indem eine Abtheilung der fünf Kantone von der Milcherei herkommend denselben auf der Klosterseite angriff, so daß die Züricher gänzlich in Verwirrung geriethen. „Man umzingelt uns, die Unsern fliehen,“ hieß es. Ein Katholik aus Zug, unter den Protestanten stehend, als gehöre er zu ihnen, rief, um die Angst zu vermehren: „Flieht, tapfere Züricher, ihr seid verrathen!“ Gottes Hand wendete sich gegen dieses Volk und züchtigte es, wie er einst Israel durch die Assyrier gezüchtigt hatte, und die Stunde der Demüthigung war für Zürich gekommen. Die Tapfersten erschracken, sie vernahmen ein schreckliches Toben und der Schrecken des Ewigen war über ihnen.

Der alte Schweizer trug das große Banner mit starker Hand, der Kern der Züricher stand ringsum, aber die Reihen lichteten sich. Hans Kammli, der zur Bewachung der Fahne beigegeben war, rieth, als er die geringe Zahl der noch auf dem Schlachtfelde Kämpfenden sah, dem Bannerherrn, sein Banner zu senken und es zu retten, denn die Leute haben schon zu fliehen begonnen. „Harret aus, ihr Tapfern!“ rief der alte, niemals verzagte Bannerherr; aber die Unordnung nahm zu, die Zahl der Flüchtlinge wuchs mit jedem Augenblick, der Greis stand unbeweglich, wie eine Eiche im Sturm. Er fing alle Streiche auf, hielt das Banner fest und trotzte dem Angriffe. Kammli ergriff ihn am Arme und rief ihm abermals zu: „Senkt das Banner, sonst geht es verloren; es ist hier kein Ruhm zu ernten.“ Der zum Tode verwundete Bannerherr rief noch: „Ach, daß Zürich solch Leid erlebt!“ Er

senkt das Banner, Kammli reißt ihn mit sich an den Strom, der Greis konnte vor Alter und Wunden nicht mehr hinüber, er fiel in die Mühle, hielt aber noch das Banner fest, dessen Ende das andre Ufer erreichte. Die Feinde eilten mit lautem Geschrei herbei, von den Farben Zürichs angelockt, wie die Stiere durch die Fahne des Thierkämpfers. Kammli warf sich in den Graben, um das kostbare Unterpfand aus der starren Hand des Greises zu reißen, dieser ließ es aber nicht los. „Ihr könnt es nicht mehr vertheidigen, Bannerherr," rief Kammli ihm zu, aber noch weigert sich die Hand, dasselbe loszugeben, bis Kammli es endlich mit Gewalt ihm entriß und auf's andere Ufer sprang, wo er sich mit seinem Schatze in den Sumpf von Hagen warf. Die letzten Züricher fielen flüchtig über den sterbenden Greis in's Wasser und beschleunigten dessen Tod. Kammli, von einem Schuß getroffen, war am Fliehen verhindert, die Waldstädter umzingelten ihn, aber er wehrte sich, das Banner in einer, das Schwert in der andern Hand. Ein Waldstädter griff nach dem Schafte, ein anderer zerriß die Fahne, Kammli schlug den ersten nieder, hieb um sich und schrie: „Tapfre Züricher, zur Hilfe! Rettet die Ehre und das Banner von Zürich!" Die Angreifenden drängten sich immer zahlreicher herbei, und schon schien der Tapfere unterliegen zu müssen, als Adam Näff von Rollenwyd dem Waldstädter, welcher die Fahne zerrissen hatte, den Kopf abschlug, so daß er auf die Erde rollte und das Blut auf sie spritzte. Näff hat dafür den Scheurenboden als Zeichen der Anerkennung vom Rathe erhalten, seine Nachkommen wohnen noch dort, sie sind gleichsam Hüter des Schlachtfeldes. Der Weiler auf den Scheunen heißt: Näffs Häuser; und noch jetzt wird Adam Näffs Schwert in einem derselben aufbewahrt. Dumysen, Mitglied des kleinen Raths unterstützte ihn, und beide hieben so wild um sich, daß die Fahne befreit wurde. Kammli schleppte sie hinter sich, eilte durch Freund und Feind hindurch, hinterließ überall Blutspuren und setzte alles in Erstaunen. Ein Schwyzer und ein Zuger verfolgten ihn eifrig. „Ketzer, Schurke, ergib Dich, gib uns das Banner," schrieen sie. „Erst mein Leben," antwortete er. Die Soldaten wollten den hemmenden Küraß ablegen und Kammli benützte diese Pause zum Vorsprunge. Du-

mysen, der für die Fahne heldenmäßig gefochten hatte, fiel an der Kirche von Husen leblos nieder, und bald darauf bedeckten seine zwei blühenden Söhne den Boden, der das Blut ihres Vaters getrunken hatte. Kammli hielt erschöpft inne bei einer Hecke, die er überspringen mußte, ehe er die schroffste Stelle des Albis besteigen konnte; die beiden Waldstädter mit andern Gefährten eilten wie Raubvögel ihm nach, seine Kräfte nahmen reißend ab, schon schwindelte ihn, da warf er das Banner über die Hecke und schrie: „Ist kein braver Züricher da, der das Banner und die Ehre rette? Ich kann's nicht mehr." Und mit einem Blick gen Himmel rief er: „Gott stehe mir bei!" So fiel er. Dänzler eilte heran, sprang über die Hecke, ergriff das Banner und rief: „Mit Gottes Hilfe rett' ich es!" Eilig stieg er den Albis hinan und brachte das alte Züricher Banner in Sicherheit. Gott, auf den die Krieger gehofft, erhörte ihr Flehen, aber es hatte das edelste Blut der Republik gekostet.

Ueberall siegte der Feind, und es war keine Schlacht mehr, sondern nur noch ein Schlachten auf den Feldern von Kappel. Die Soldaten der fünf Kantone, besonders die Unterwaldner, so lange durch die mailändischen Kriege verhärtet, waren grausamer gegen ihre Eidgenossen, als vorher gegen Fremde. Die ausgezeichnetsten Männer von Zürich fielen unter ihren Hieben, Rudi Gallmann hatte sein gewünschtes ruhmvolles Grab gefunden, und neben ihm seine beiden Brüder zur Rechten und Linken. Toning war für's Vaterland gefallen, sieben Mitglieder des kleinen Raths, 19 von den 200, 65 Bürger der Stadt, 417 vom Lande, der Vater unter seinen Söhnen, der Bruder unter seinen Brüdern, lagen auf dem Schlachtfelde. Gerold Meyer von Knonau, Anna's 22jähriger Sohn und bereits Mitglied des Raths der Zweihundert, Gatte und Vater stürzte sich unter den vordersten Reihen zum Kampfe. Mancher Tapfere der fünf Kantone hatte ihn aufgefordert, sich zu ergeben, aber er erwiederte: „Lieber einen ehrenvollen Tod als ein ehrloses Leben!" So fiel Anna's Sohn vom tödtlichen Schuß getroffen, nicht weit vom Schlosse seiner Väter.

Die Prediger, welche das Evangelium des Friedens vergessen und ihre Landsleute zum Kriege aufgefordert hatten, lieferten

im Verhältniß zu ihrer Anzahl die meisten Opfer an diesem blutigen Tage; auf den Höhen und Wiesen bei Kappel fielen ihrer fünfundzwanzig durch das Schwert. Wo die Waldstädter einen ketzerischen Prediger sahen, wütheten sie und schlugen ihn mit wüthender Lust nieder, als auserkorenes Opfer für die Jungfrau und die Heiligen. Auf keinem Schlachtfelde sind so viele Männer des göttlichen Worts gefallen, weil fast alle Geistlichen an der Spitze ihrer Gemeinden zogen. Abt Jonas wurde am Bache bis auf den Tod verwundet und starb seinem Kloster gegenüber, die Zuger beklagten ihn, da er ihnen viel Gutes erwiesen hatte. Schmidt von Küßnacht starb zwischen vierzig seiner Gemeindeglieder. Geroldseck, Johann Haller, ehemalige Augustiner und Dominikaner erfuhren auf schreckliche Weise die plötzliche Ankunft des Herrn, von der sie oft gepredigt hatten. Die Gnade des Ewigen verließ Zürich, die Häupter des Staats und der Kirche bedeckten das Schlachtfeld.

Aber ein Tod war bitterer als alle. Zwingli trotzte mitten unter seinen Gemeindegliedern der Gefahr, den Helm auf dem Haupte, das Schwert zur Seite, die Streitaxt in der Hand, das Wort Gottes im Herzen. [1]) Ruhig und gefaßt war er überall, wo er es vermochte und wo man sein bedurfte, zu trösten bereit, als ein Verwandter, Balthasar Keller, Anna's Schwiegersohn, an dreizehn Wunden neben ihm fiel. Er eilte zum Verwundeten und richtete Worte vom ewigen Leben an ihn. Aber in demselben Augenblick fliegt ihm ein von einem kräftigen Waldstädter-Arm geschleuderter Stein an den Kopf und schloß seine Lippen. Der Wurf war so stark, daß man noch das Mahl am Helme in Luzern sah. Zwingli erhob sich, erhielt aber noch zwei Stiche in die Schenkel, so daß er von Neuem niederfiel. Zweimal stand er wieder auf, ein Lanzenstich warf ihn vollends nieder auf die Kniee. Da war der gewaltige Mann, der alle Christen befreien wollte, dem Tode nahe. Finsterniß umzog ihn und verkündigte ihm vielleicht schrecklicheres, der Kirche bevorstehendes Dunkel.

---

1) Die Schweizer Feldprediger trugen gewöhnlich Waffen. Zwingli machte von den seinigen keinen Gebrauch. Sie waren bis zum Sonderbundskriege in der Luzerner Rüstkammer.

Er wußte, daß Christus sein Leben sei und rief aus: „Was schadet's? Nun, meinen Leib können sie tödten, aber nicht meine Seele." Es waren seine letzten Worte. Unter einem Birnbaum auf einer Wiese in der Nähe der Straße lag er auf dem Rücken, „und hat seine beiden Hände zusammen gethan wie betend, sah mit seinen Augen über sich in Himmel." (Bullinger.)

Die Soldaten beider Parteien rannten mit Noth- oder Rachegeschrei am Reformator vorüber. Göldli war schon zu Anfang der Schlacht geflohen, und verließ Zürich bald darauf für immer. Der Oberbefehlshaber Lavater war nach tapferem Kampfe in den Graben gefallen, einer der Prediger, dem er acht Jahre zuvor das Leben gerettet, zog ihn heraus, so daß er entrann. Die übrigen Züricher flohen nach vergeblichem Widerstande in allen Richtungen; „Jeder machte es, wie er konnte," sagt Bullinger. Die Waldstädter traten in der Hitze der Verfolgung über die Leichname, welche auf den Wiesen von Kappel lagen, rückten, über ihren raschen Sieg selbst verwundert, vorwärts, das Geräusch der Waffen, der Ruf der Sieger und der Besiegten drang noch in die Ohren des schweizer Reformators, und in diesem Tumulte war Zwingli allein mit Gott.

Draußen vor Husen, am Fuße des kleinen Albis, hielt die Armee der fünf Kantone inne; wäre die Nacht nicht eingebrochen, so wären fast alle Vertheidiger Zürichs gefallen, wie Tschudi sagt. Man sah nur noch einzelne Züricher den Berg hinanklimmen und hinter den Tannen verschwinden. Die Anführer riethen, man solle sich wieder zu den Fahnen begeben, aber zuvor für den Sieg Gott danken. Dann zog das Heer mit großer Freude im vollsten Jubel nach Scheuren zurück.

Während die Tapfern den Züricher Soldaten nachgesetzt hatten, fielen Streifzügler von den fünf Kantonen wie gierige Raben über das Schlachtfeld her. Sie gingen mit Lichtern in der Hand zwischen den Leichen, plünderten, zogen die Todten und Verwundeten aus. Unter den Verwundeten befand sich Balthasar Keller, den die Waldstädter für todt hielten und nackt liegen ließen; aber in der Nacht kehrte seine Besinnung zurück und er schleppte sich mit großer Anstrengung bis an den Albis, kam über den Schnabel an den Züricher See, zur Mühle von Gätti-

kon, wo man ihn verband. Er wurde später Vogt zu Grüningen, Rath zu Zürich, und durch ihn wissen wir, daß Zwingli's letzte Handlung auf Erden darin bestand, daß er dem barmherzigen Samariter gleich sich voll Mitleiden gegen einen halbtodten Menschen hinneigte.

Die Waldstädter dachten anders. Fanden sie Züricher, die noch hören konnten, so sagten sie: „Ruft die Heiligen an, beichtet unsern Priestern." Einige thaten es aus Todesangst, wenn aber glaubige Reformirte es weigerten, so stach man sie nieder oder erschoß sie. Der katholische Schriftsteller, Salat von Luzern, frohlockt darüber und sagt: „Man ließ sie wie Hunde sterben, oder gab ihnen noch einen Stich, damit sie desto eher zum Teufel, für den sie gefochten, geführt würden." Privatrache knüpfte sich an den Glaubenshaß. Wo sie bekannte Züricher fanden, auf welche sie einen Groll hatten, so traten sie an die mit dem Tode Ringenden heran und sprachen: „Hat euer ketzerischer Glaube euch gerettet? Heute hat man gesehen, wer den wahren Glauben hat. Wir haben heute euer Evangelium in den Koth geworfen, ihr liegt in eurem eigenen Blute. Gott, die Jungfrau und die Heiligen haben euch bestraft." Kaum hatten sie so gesprochen, so stießen sie ihren Feinden das Eisen in die Brust. „Die Messe oder der Tod," war ihr Losungswort. Einige Landleute wurden geschont, aber alle Städter wurden unbarmherzig umgebracht. So siegten die Waldstädter, aber die glaubigen Züricher, welche auf dem Schlachtfelde starben, gedachten des Gottes, welcher gesagt hat: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." Im Schmelztiegel der Prüfung verbirgt Gott das reine Gold seines köstlichsten Segens. Diese Züchtigung that noth, um die Züricher Kirche vom breiten Wege der Welt abzuführen und auf den engen Pfad des Geistes und des Lebens hinzulenken. In der Weltgeschichte gilt die Niederlage bei Kappel als ein großes Unglück, in der Geschichte der christlichen Kirche ist ein solcher Schlag von der Hand eines Vaters nur ein großer Segen.

Zwingli lag unterdessen, den Blick immer gen Himmel gerichtet, unter dem Birnbaume. Die Seufzer der Sterbenden, die blassen Lichter, die von einer Leiche zur andern flatterten, das gedemüthigte Zürich, die vernichtete Reform riefen ihm zu, daß

Gott seine Diener strafe, wenn sie zu menschlichem Arme ihre Zuflucht nehmen. Hätte der sächsische Reformator in dieser feierlichen Stunde dem schweizerischen nahe treten können und ihm seine oft wiederholten Worte gesagt: „Christen sind nicht, die für sich selbst mit dem Schwerte oder der Büchse streiten, sondern mit dem Kreuz und Leiden," gewiß würde Zwingli ihm die Hand gereicht und Amen gesagt haben. Zwei unter den Leichnamen plündernde Soldaten kamen in seine Nähe und sahen, daß er dem Tode nahe war. „Willst Du bei einem Priester beichten?" fragten sie. Zwingli konnte nicht mehr sprechen, aber er bewegte den Kopf verneinend und behielt seinen Blick nach Oben gerichtet! „So Du nicht sprechen kannst, so denke doch an die Mutter Gottes und rufe alle Heiligen an, damit sie bei Gott für Dich bitten." Zwingli bewegte abermals verneinend den Kopf. Da fluchten die Soldaten auf ihn: „Du bist auch ein Ketzer aus der Stadt?" Einer bückte sich neugierig und besah in bei Lichte, ließ ihn aber gleich fallen und sprach betroffen: „Ich glaube, es ist Zwingli." Der Hauptmann Fockinger von Unterwald, ein ehemaliger Soldat und Pensionär, hörte das Wort und kam herbei. „Zwingli," rief er, „der schlechte Ketzer, Verbrecher, Verräther?" Er hob das Schwert und versetzte dem Reformator den Todesstoß. „Stirb, verstockter Ketzer!" schrie er ihm zu. „So," schreibt Bullinger, „fiel Ulrich Zwingli, treuer Hirte der Züricher Kirche mitten in seiner Heerde, bei der er bis zum Tode blieb, und starb durch die Hand eines Pensionärs, für das Bekenntniß des wahren Glaubens an Christum, den alleinigen Heiland, Mittler und Fürsprecher der Glaubigen." Die drei Waldstädter betrachteten den leblosen Leichnam des Feindes. „Die Hölle bebte," schreibt Salat, „hätte Gott nicht dem Zwingli die Gnade verliehen, bei so vielen tapfern Leuten zu sterben, so wären mehr Teufel als Todte um ihn herum gewesen auf dem Schlachtfelde." Aber so spricht nicht die Bibel. Sie sagt: „der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn." (Psalm 116, 15.)

Die Soldaten eilten nach andern Opfern, doch waren nicht alle so barbarisch. Die Nacht war kalt, ein Reif bedeckte die Wiesen und legte sich auf die Sterbenden. Der protestantische

Geschichtschreiber Bullinger berichtet uns, einige Waldstädter hätten Verwundete aufgehoben, verbunden und an's Feuer geschleppt, um sie zu beleben, mit lebhaftem Bedauern darüber, daß Schweizer sich untereinander todtgeschlagen haben. Endlich rief die Trommel Alle zurück, um dem Blutbad ein Ende zu machen. Ein Theil zog in das Kloster und nahm die Gefangenen mit. Kirche, Zellen, Höfe und Gänge füllten sich mit Waldstädtern unter einander an. Die Hauptabtheilung blieb bei den Fahnen und im Kreise gelagert besprachen sie beim Fackelschein ihre Heldenthaten; alles Vieh, groß und klein, das gefangen und niedergeschlagen war, wurde am Feuer gebraten. „Schade," sagte man, „daß so viele redliche, hübsche Leute gefallen sind." Andre frohlockten darüber, während dazwischen hinein das Stöhnen der Verwundeten ertönte. Die Züricher seufzten: „Gott sei uns gnädig um Jesu Christi willen." Die Waldstädter ächzten: „Heilige Mutter Gottes, heiliger Jakob und Himmelsfürst, und ihr lieben Heiligen Gottes!" Man brachte auch die Verwundeten unter einander in's Kloster nach Kappel, und nach dieser Scene wurde das Feuer wieder angeschürt und das Gespräch fortgesetzt. Einige meinten: „Die Züricher sind mächtig, es wird uns noch schlimm gehen auf diesen Sieg." Andere: „Fürchtet nichts, die Unruhestifter liegen todt." Erstere entgegneten: „Das Glück steht auf einem Rade." — „Es war," schreibt Bullinger, „eine elende, jämmerliche, klägliche Nacht." Die Anführer schrieben inzwischen in dem Kloster überall hin Berichte von ihrem glänzenden Siege, und am folgenden Morgen brachten ihre Boten an alle verbündeten Kantone und an die römisch-katholischen Fürsten Deutschlands die Freudenbotschaft.

Endlich war der Tag angebrochen. Die Waldstädter betraten den Schauplatz ihres Siegs, verwunderten sich, daß ihre gefürchteten Feinde gefallen waren, vergoßen auch zuweilen Thränen, wenn sie die Leichname von alten Freunden erblickten. Sehr viele gingen an den Birnbaum, wo Zwingli lag. Bartholomäus Stocker von Zug, der ihn gerne gehabt hatte, sagte: „Er ist nicht einem Todten, sondern einem Lebenden gleich. Gerade so sah er aus, wenn er zum Volke im Feuer seiner Rede sprach." Johann Schönbrunner, ehemaliger Züricher Domherr, der zur Zeit der

Reformation nach Zug geflohen war, konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Was Du auch geglaubt haben mögest, Zwingli, Du bist ein redlicher Eidgenoß gewesen. Gott sei mit Deiner Seele!" sagte er. Aber die Pensionärs hatten andere Absichten. „Haut ihn in fünf Stücke und schickt in jeden der fünf Kantone eins," riefen sie. Obgleich der Vogt Golder und der Landammann Dooß von Zug ermahnten, den Todten in Frieden zu lassen, da Gott allein das Gericht gebühre, so wurden sie doch vom Wuthgeschrei übertönt, und die Trommel geschlagen, worauf das Urtheil gefällt und beschlossen wurde, die Leiche sollte wegen Verraths an der Eidgenossenschaft geviertheilt und wegen Ketzerei verbrannt werden. Der Henker von Luzern vollzog den Spruch. Flammen verzehrten Zwingli's Glieder, welche man unter Schweinsasche vermengt hatte, und die zügellose Menge warf die Reste nach allen vier Winden. [1])

Zwingli war todt, ein großes Licht war in der christlichen Kirche erloschen. Er war wie die übrigen Reformatoren mächtig durch das Wort, mehr als sie durch die That; aber diese Macht war seine Schwäche und er unterlag dem Uebermaß seiner Kraft, noch ehe er achtundvierzig Jahre alt war. Was hätte er nicht für die Wiedergeburt der Schweiz und des Reichs thun können, wenn Gottes Macht immer mit der menschlichen wäre? Aber er hatte eine von Gott verbotene Waffe ergriffen, hatte für einen fleischlichen Ruf den göttlichen aufgegeben, der Helm hatte sein Haupt gedrückt, die Hellebarde hatte er in der Hand getragen; der Patriot hatte den Reformator verleitet. Seine genauesten Freunde konnten es nicht fassen: ein Bischof war bewaffnet! [2]) Der Blitz hatte eingeschlagen; der Leib des Reformators war nur noch eine Hand voll Asche in der Hand des feindlichen Soldaten.

---

1) Tschudi, Helv. II, 195. *Mycon.* de vita Zwingli.

2) Zwick an Oekolampadius, 8. Nov. 1531. „De episcopo in armis."

9.

Zürichs Bestürzung. — Leidenschaft des Volkes. — Schmerz und Noth. — Trauer der Anna Reinhard. — Thomas Plater. — Leichenpredigt. — Züricher Heer. — Die reformirte Armee wird verstärkt. — Sie greift an. — Nachtgefecht am Gubel. — Berns Unthätigkeit. — Plan Karls V. — Ende des Kriegs. — Friedensvertrag.

Zürich war in der Nacht auf die trostlose Kappeler Schlacht schmerzlich bewegt. Um 7 Uhr Abends traf die erste Nachricht vom Unglücksfalle ein, ungewisse Schreckensgerüchte verbreiteten sich mit Schnelligkeit, man wußte nichts vom Umfange, nichts von den näheren Umständen des Schlages. Einige Verwundete, die vom Schlachtfelde zurückkamen, enthüllten das grause Geheimniß. Da erhob man ein großes Geschrei, Thränen, Klagen, Seufzer brachen aus, und das um so mehr, weil Niemand ein solches Unglück erwartet hatte. Der Eine hatte gedacht, die fünf Kantone hätten kein einziges Frühstück mehr; der Andre, mit einem Handstreich werde man die fünf Hütten haben; ein dritter hatte mit wegwerfendem Lachen beigefügt, es seien nur fünf Düngerhaufen, die man schnell aus einander werfe; auch die Klügeren bezweifelten den Sieg nicht, weil Zürich für die Wahrheit fechte. Auf die erste Bestürzung folgte ein heftiger Sturm. Die Anführer wurden in blinder Wuth geschmäht, auch die, welche selbst ihr Blut vergossen hatten. Die Menschenmenge trieb sich auf den Straßen umher, man fragte, antwortete, jammerte, schrie. Die zurückgebliebenen Rathsherren versammelten sich eiligst. Das Volk sah sie wild an, man sprach von Verrath, die Patrizier wurden dem allgemeinen Unwillen bezeichnet, der sofort Opfer haben wollte. „Man müsse die Feinde innerhalb der Stadt vor denen an der Grenze bekämpfen," schrie man. Angst und Furcht nahm zu, und mit ihr die Blutgier des wilden Volkes, so daß man schon den Vorschlag hörte, man solle in das Rathszimmer dringen und einige Rathsherren todtschlagen, als Sühne für die, welche durch ihre Schuld umgekommen seien.

Doch war dieses noch nichts im Vergleich mit der Wuth gegen Zwingli und alle Prediger, welche den Untergang des Vaterlandes herbeigeführt haben sollten. Das Schwert der Waldstädter hatte sie glücklicher Weise der Rache ihrer Mitbürger entzogen, doch waren noch welche da, die für die Andern bezahlen

konnten. Leo Juda, den Zwingli's Tod an die Spitze der Kirchenangelegenheiten versetzte, war eben von einer schweren Krankheit erstanden. An ihn hielt man sich jetzt, bedrohte, verfolgte ihn, er verbarg sich in den Wohnungen mehrerer redlichen Bürger. Die Wütheriche wiederholten, man müsse sich für das Kappeler Blutbad durch ein gräulicheres Gemetzel in der Stadt selbst rächen. Doch bezwang Gott das wilde Thier, und auf die Wuth folgte die Klage. Diejenigen, deren Verwandte nach Kappel gezogen waren, glaubten die Ihrigen unter der Zahl der Opfer, und Frauen, Greise, Kinder stürzten im Dunkel oder bei Fackellicht auf die Straßen, und wo ein Verwundeter ankam, fragten sie ihn nach den Ihrigen. Von einem hieß es, man habe ihn fallen gesehen; von einem andern, er sei so sehr von Feinden umgeben gewesen, daß keine Hoffnung der Rettung übrig sei, dann brach die Klage der verwaisten Familien los.

Anna Zwingli hatte von ihrem Hause den Donner der Kanonen gehört, und verlebte als Gattin und Mutter bange Angststunden unter heißem Gebet, bis ihr allmälig die Schreckensnachrichten zukamen. Oswald Myconius hatte sich auf den Weg nach Kappel begeben, um sich nach seinem Freunde zu erkundigen. Da hörte er den Ruf: „Zwingli ist todt!" Die Nachricht kam endlich zur unglücklichen Frau, Anna küßte ihre Kinder, kniete mit ihnen nieder und sprach: „Herr, Dein Wille geschehe und nicht der Unsrige!" Aber bald erfuhr sie hinter einander den Tod ihres Sohnes Gerold von Knonau, ihres Bruders, des Vogts Reinhard, ihres Schwiegersohnes Anton Wirth, ihres Schwagers Hans Lutschi, des Gatten ihrer geliebten Schwester, und vieler lieben Freunde. So stand sie allein mit unmündigen Kindern, allein mit ihrem Heilande, bei dem sie von Zwingli allen Trost suchen gelernt hatte. Es war S e g e n n a c h d e r N a c h t, doch anders, als es der Reformator gemeint hatte.

Die Sturmglocke wurde angezogen. Trotz aller Meinungsverschiedenheit hatte der Rath beschlossen, alle Bürger auf den Albis zu berufen. Das Getön der Glocken, die Berichte von Verwundeten, die Klagen der Betrübten vermehrten den Schrecken. Viele Bürger eilten zerstreut auf die Straße von Kappel, unter ihnen auch Thomas Plater aus Wallis. Da sah er welche zu-

rückkehren, die nur eine Hand hatten, andere, die ihr blutiges Haupt mit den Armen stützten, einen Soldaten, dem die Eingeweide aus dem Leibe hingen. Die Nacht war dunkel, Bauern mit Fackeln zündeten den Weg. Plater wollte wieder zurück, aber man durfte aus Zürich heraus, doch nicht in die Stadt zurück.

Am andern Morgen erbitterte die Nachricht von der Mißhandlung an der Leiche Zwingli's alle Züricher. „Mögen die Menschen seines Leichnams sich bemächtigen, mißhandeln, Scheiterhaufen anzünden, die Unschuld schmähen, er lebt noch und wird ewig leben, der tapfere Held läßt ein unvergängliches Ruhmesdenkmal zurück, das von keinen Flammen verzehrt werden kann. Gott, zu dessen Ehre er bis auf den Tod gewirkt hat, wird sein Angedenken verherrlichen. Und ich, für den er so viel gethan, werde seinen Ruf vertheidigen und seine Tugenden preisen.“ So sprach Leo Juda, und Zürich weihte Zwingli eine Leichenpredigt, bestehend aus Thränen, Seufzern, Dankbarkeit und Klagen, was beredter war als alle Reden.

Zürich sammelte seine Kräfte, Hans Steiner hatte die zerstreuten Ueberreste am Albis aufgestellt, um den Uebergang zu verhindern. Man bivouakirte auf dem Bergesgipfel, doch herrschte große Verwirrung. Plater, der uns den Bericht liefert, war bis dahin gekommen und hatte seine Fußbekleidung abgelegt, um die Füße am Feuer zu wärmen. Auf einmal wurde Allarm geblasen, alle stellten sich eilig auf und Plater konnte nicht schnell genug aufspringen; ein flüchtiger Trompeter entriß ihm die Hellebarde, die er jedoch wieder erfaßte, worauf er sich in die Reihe stellte; vor ihm stand der Trompeter, ohne Schuhe und Hut, mit einem großen Pfahle in der Hand. Bei Tagesanbruch erschien Lavater; allmälig kamen 1500 Mann aus Graubündten unter Frey von Zürich, 1500 Mann Thurgauer, 600 Toggenburger und andre Hilfstruppen, so daß das Heer bald 12,000 Mann stark war, denn Alles, selbst die Kinder, hatte zu den Waffen gegriffen. Der Rath beschloß, daß das junge Volk (jungen Fasels) zurückgeschickt würde, um mit den Frauen die Haushaltung zu versorgen.

Die Reformation hatte noch eine Niederlage zu erleiden.

Die Truppen von Zürich, Bern, Basel und Biel, welche zusammen eine gewaltige Armee von 24,000 Mann bildeten, versammelten sich bei Bremgarten, indessen die fünf Kantone sich bei Baar in der Nähe von Zug verschanzten. Die Reformirten waren stärker, aber Zwingli fehlte, seine mächtige Rede konnte allein das Volk aufregen, seine Hand allein sie leiten. Als im Walde, wo die Züricher lagen, der Wind einige Bäume umgerissen und dadurch einige Soldaten erschlagen hatte, erkannte man darin schon wieder das Vorzeichen von neuem Unglück. Ein nächtliches Treffen vergrößerte die Niederlage.

Frey schien vom Reformator den Muth geerbt zu haben, wiewohl ohne seine Klugheit, und wollte eine Schlacht liefern. Das Heer rückte in Zug ein und lagerte sich nicht weit von Baar und Blickenstorf. Die fünf Kantone verließen Baar nach einigen Scharmützeln und stellten sich am Fuße des Zuger Berges auf. Die Städte beschlossen, das feindliche Heer zu umzingeln, um es dann vortheilhaft angreifen zu können. Eine Abtheilung rückte nach Chaam am Zuger See, nach der Luzerner Seite, der kühne Frey zog mit 4000 Mann aus Zürich, Schaffhausen, Basel und St. Gallen hinter das Lager der Waldstädter, schlug die Arkebusiere, die ihn an Sihlbruck aufhalten wollten, und ließ sich auf dem Berge Gubel nieder, von wo er, nicht weit vom Kantone Schwyz, die Armee der Waldstädter beherrschte. Seine unbesonnenen Soldaten glaubten des Siegs gewiß zu sein, schwenkten ihre Fahnen, plünderten Häuser und Kirchen, nahmen das Vieh weg, steckten Käse auf ihre Lanzenspitzen, tranken, schrieen, tanzten, und schliefen endlich, von Marsch und Uebermaaß ermüdet, fest ein. Die verjagten Bewohner des Berges flohen zu den Waldstädtern; Christian Jty von Aegeri, ihr Anführer, schrie: „Man plündert bei uns, kommt uns zur Hilfe!" Die fünf Kantone sahen aber das Gros der Züricher Armee bei Baar, und weigerten sich deßhalb; da forderte Jty alle Muthigen auf, wodurch er einige hundert Mann bekam, mit denen er bei Nacht auf den Gubel rückte. Die Waldstädter Feldherrn ließen diesen zur Hilfe 1400 Mann nachrücken. Jty schickte Spione aus, um beim Mondschein die Stellung der Feinde auf dem Gubel auszukundschaften; kaum waren sie zurück und hatten

ihren Bericht abgestattet, als alle Bergbewohner riefen: „Muth, vorwärts, Gott hat sie uns in die Hände gegeben!"

Es war der 24. Oktober, um 2 Uhr Morgens, als diese Leute weiße Hemden über ihre Kleider anzogen, um sich im Dunkel zu erkennen. „Maria, Mutter Gottes," war ihr Losungswort, und nachdem sie ihr Gebet verrichtet, schlichen sie sich in ein Tannenwäldchen, das den Reformirten nahe und von den Mondesstrahlen etwas beleuchtet war. Die Züricher Wachposten entdeckten die Herannahenden und eilten zu den Feuern, die Ihrigen aufzuwecken, aber schon sprangen die Waldstädter mit lautem Geschrei herzu. „Har, har, har, wo sind die Ketzer, die Gottlosen? Har, har, har, har!" Die Städter leisteten im Anfang kräftigen Widerstand und manches der „weißen Hemden" fiel blutbedeckt nieder; aber es dauerte nicht lange, die Städter konnten, besonders als der Kampf sich in die Gebüsche hinüberspielte, Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Die Tapfersten, Frey unter ihnen, waren gefallen, die andern flohen, und 830 Mann blieben auf dem Schlachtfelde. Im Jahr 1846 hat der Kanton Zug, gewiß mit Hinblick auf jenen Sieg, auf dem Gubel ein Kloster gebaut.

Die Berner wollten nach dieser Niederlage nichts mehr unternehmen. Ihr Feldprediger, Franz Kolb, der trotz seines Alters noch mit ausgezogen war, warf ihnen ihre Feigheit in einer Predigt vor. „Eure Voreltern," sagte er, „wären durch den Rhein geschwommen, und ihr scheut einen kleinen Bach (die Lorze). Sie fochten für ein Wort, ihr thut nichts für das Evangelium. So bleibt uns nichts übrig, als unsere Sache Gott zu empfehlen." Manche tadelten den unbesonnenen Greis, andre nahmen sich seiner an. Der Hauptmann Jakob May zog voll Unwillen über die Lauheit seiner Mitbürger sein Schwert, stieß mit demselben durch das Berner Banner nach dem Bären, der darauf stand und sagte vor dem Heere: „Betz, Betz, wilt dann nicht kretzen?"[1]) Aber der Bär rührte sich nicht.

Bei diesen unglücklichen Vorfällen war nicht allein die Schweiz, sondern die ganze Reformation betheiligt. Als König

---

1) Bullinger III, 215.

Ferdinand die Niederlage bei Kappel vernommen, hatte er sie eiligst seinem Bruder Karl melden lassen. Er schrieb ihm: „Dieser Sieg ist der erste von denen, welche bestimmt sind, den Glauben wieder zu beleben.“ Nach der Schlacht bei Gubel schrieb er wieder, er würde, wenn der Kaiser nicht selbst in der Nähe wäre, mit dem Schwert in der Hand hinziehen, um eine so heilige Unternehmung zu beendigen. „Gedenke, daß Du das Oberhaupt der Christenheit bist, und niemals eine schönere Gelegenheit wiederkehrt, um Dich mit Ruhm zu bedecken. Die deutschen Sekten sind verloren, wenn die ketzerische Schweiz sie nicht mehr unterstützt.“ Karl erwiederte: „Meine Kaiserwürde, der Schutz, den ich der Christenheit und der öffentlichen Ruhe schulde, und das Wohl des Hauses Oesterreich stellen mir diese Aufgabe.“ Die Politiker des Reichs hatten somit den Plan, Deutschland in der Schweiz zu überwinden.

Schon hatten zweitausend Italiener, vom Papste abgeschickt und von dem Genueser d'Isola befehligt, ihre sieben Banner entfaltet und sich bei Zug der Armee der fünf Kantone angeschlossen. Hilfstruppen, diplomatische Unterhandlungen und Bekehrungen, Alles wurde aufgeboten. Der Bischof von Veroli kam in die Schweiz, um die Lutheraner durch seine Freunde und sein Geld dem römischen Glauben wieder zuzuführen; die Reformation sollte unterdrückt werden. Anstatt der von Zwingli erträumten großen Befreiung sollte sich der vom Papste losgelassene kaiserliche Adler auf ganz Europa setzen und es ersticken. Die Sache der Freiheit war am Albis untergegangen. Aber die Papisten täuschten sich. Die Sache des Evangeliums, obgleich in diesem Augenblick gedemüthigt, sollte einen herrlichen Sieg endlich noch erlangen. Die Sonne kann von einem Gewölke überzogen werden, aber nur auf einen Augenblick. Jesus Christus ist immer derselbe, und das Schwert des Krieges, welches bei Kappel siegte, vermochte nichts gegen seine Kirche.

Gleichwohl schien Alles einer großen Entscheidung entgegenzugehen. Die Armee war entsittlicht, Viele wollten von einem „Pfaffenkriege“ nichts mehr wissen; die Toggenburger schloßen Frieden und gingen heim, ebenso die Thurgauer, die Männer von Gaster. Die evangelische Armee zerstreute sich nach und

nach, wozu noch die Ungunst der Jahreszeiten kam, wo Wind und Regen die Soldaten nach Hause trieben. Isola's zuchtlose Banden warfen sich auf das linke Ufer des Züricher See's. Die Bauern eilten mit ihren klagenden Frauen und erschrockenen Kindern in die Stadt, und erklärten, wenn Zürich nicht unterhandle, so würden sie es allein thun. Im Rathe hatte die Friedenspartei das Uebergewicht, Zürich mußte Unterhändler ernennen, denen der Auftrag ertheilt war, das Evangelium und dann erst die Ehre zu retten. Am 16. November stiegen Escher, der neue General, ein wackerer und hochgeschätzter Greis, und die andern Abgeordneten über den Albis und kamen auf eine Wiese an der Sihl, wo die Gesandten der Kantone ihrer harrten. Alle blieben zu Pferde. Die Ehre der Reform wurde mit Füßen getreten und mußte sich die größten Demüthigungen gefallen lassen. Es hieß im Vertrag: „Im Namen der allerlöblichsten, heiligen und göttlichen Dreieinigkeit. Wir Züricher sollen und wollen unsere lieben Eidgenossen der fünf Kantone, ihre lieben Mitbürger von Wallis, und alle geistlichen und weltlichen Untergebenen bei ihrem wahren, ungezweifelten christlichen Glauben lassen, und aller bösen Absicht, List und Trug entsagen. Und wir von den fünf Kantonen lassen unsere Züricher Verbündeten und die Ihrigen bei ihrem Glauben." [1]) Die von menschlichen Lehrern immer beherrschte römische Kirche schien die wahre Kirche Christi zu sein, während die evangelische, die doch stets nur Gottes Wort erhob, sich entschließen sollte, als Menschenwerk zu gelten. Rapperschwyl, Gaster, Wesen, Bremgarten, Mellingen und die gemeinsamen Vogteien wurden zugleich den fünf Kantonen und dem Papste preisgegeben. Zürich hatte seinen Glauben gerettet, das war auch Alles. Nach Verlesung und Billigung des Traktats stiegen die Bevollmächtigten ab, knieten nieder und beteten. Dann erhob sich der Züricher General Escher und sprach mit Thränen in den Augen: „Gott sei Dank, daß ich Euch wieder Eidgenossen nennen kann!" Er umarmte Golder, Hug, Troger, Rychmuth, Marquardt Zellger, Dooß, die schrecklichen Sieger

1) Tschudi 247.

von Kappel. Allen liefen die Augen über, und sie boten sich wechselseitig einen Trunk. Am 24. November schloß Bern einen ähnlichen Vertrag mit den fünf Kantonen.

10.

Wiedereinführung des Papstthums. — Rapperschwyl. — Bremgarten. — Solothurn. — Ueberall Mönche und Priester. — Oekolampadius trauert. — Ein Friedensauftritt. — Er stirbt. — Sein Charakter. — Bullinger tritt an Zwingli's Stelle. — Demüthigung der Reformation. — Rückkehr zum Glauben. — Die Lehre von Kappel. — Neues Geschick.

Sogleich begann die Wiederherstellung des Papstthums in der Schweiz. Ueberall trat Rom hochmüthig, gebieterisch und ehrgeizig auf, und die bedrückte und geschwächte Reformation mußte wichtige Eroberungen aufgeben.

Gleich nach der Schlacht bei Kappel hatte die römische Minorität in Glarus die Oberhand, und zog ohne Aufschub mit Schwyz gegen Wesen und das Gasterland. In der Nacht vor dem Angriffe kamen zwölf Abgeordnete und brachten die Schwyzer durch Bitten dahin, daß sie sich begnügten, die Banner der beiden Gebiete zu nehmen, die Gerichtshöfe zu unterdrücken, die alten Freiheiten aufzuheben, Geldbußen oder Verbannung auszusprechen, und Messe, Altäre und Götzenbilder, die bis heute noch bestehen, wieder einzuführen. So vergab Schwyz. Besonders aber an Bremgarten, Mellingen und den freien Aemtern wollten die fünf Kantone Rache nehmen. Bern hatte seine Truppen zurückberufen, und obwohl der Schultheiß von Bremgarten, Mutschli, Diesbach bis Aarau begleitete und ihm vorstellte, Bremgarten habe nur auf Zürichs und Berns Befehle die fünf Kantone angegriffen, so erwiederte doch der Berner Feldherr kalt, er müsse sich in die Umstände fügen, so daß der unglückliche Mutschli in die Worte ausbrach: „Der Prophet Jeremias hat mit Recht geschrieben: Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt. Dieses Wort trifft heute ein. Gott richte zwischen uns." Die Aemter wandten sich an Zürich, wo zwar der Rath sich

mitleidiger bewies als Diesbach, aber umsonst. Denn die schweizerischen und italienischen Banden fielen in diesen blühenden Gegenden ein, schrieben schwere Geldbußen aus, verfolgten die evangelischen Prediger und stellten überall Messe, Götzen und Altäre wieder her.

Auf der andern Seite des See's stand es noch schlimmer. Am 18. November, während die Reformirten von Rapperschwyl ruhig im Vertrauen auf die Traktate schliefen, zog die Schwyzer Armee in der Stille über die zweitausend Schritte lange hölzerne Brücke, und wurde von der römischen Partei in die Stadt geführt. Plötzlich wurden die Reformirten durch Glockengeläute und Getümmel der Katholischen aufgeweckt, die meisten verließen die Stadt. Einer von ihnen, Michel Wohlgemuth, verschloß sein Haus, schoß aus allen Fenstern und trieb den Feind zurück, bis man ihn mit Kanonen förmlich angriff, worauf er gefangen genommen wurde und unter schrecklichen Qualen starb. Der heftigste Kampf war in Solothurn; beide Parteien standen schon auf den beiden Ufern der Aar in Schlachtordnung. Die erste Kugel war schon von den römischen abgeschickt, und eben sollte die zweite folgen, als der Vogt Wenge vor die Mündung der Kanone sprang und schrie: „Schont das Bürgerblut oder erschießt mich zuerst!" Die erstaunte Menge warf die Waffen weg, aber siebenzig evangelische Familien mußten auswandern und Solothurn kam wieder unter das Joch der römischen Kirche.

Die verlassenen Zellen von St. Gallen, Muri, Einsiedeln, Wettingen, Rheinau, St. Katharina, Hermatschwyl, Gnadenthal wurden wieder mit Benediktinern, Franziskanern, Dominikanern bevölkert. Die ganze römische Miliz, Priester und Mönche erschienen siegestrunken in Stadt und Land, und rüsteten sich zu neuen Eroberungen. Der Unglückswind wehte heftig; eine evangelische Kirche stürzte nach der andern. In Zürich wimmelte es von flüchtigen Predigern, welche den Priestern und schwäbischen Mönchen hatten weichen müssen; diese predigten jetzt um so frecher: „Nicht allein Jesus Christus hat am Kreuze für uns gelitten, auch die heilige Jungfrau hat es unter dem Kreuze," und wenn die Reformirten solcher Gotteslästerung entgegentreten wollten, zwang man sie durch Drohungen zum Stillschweigen.

Ueberall lastete Bestürzung auf den Gemüthern, und ein panischer Schrecken jagte manche furchtsame Seele in die Armee des Papstthums zurück. Die Waldstädter wallfahrteten voll Dankbarkeit gegen die heilige Jungfrau nach Einsiedeln, wo Kapläne wieder ihre Mysterien feierten, und die durch Zwingli's Stimme zu einem Heiligthume des Wortes umgewandelte Kapelle wieder das, was sie bis jetzt geblieben, wurde: der Mittelpunkt der römischen Intriguen in der Schweiz.

Doch war's noch nicht genug; gleichzeitig erlosch eine der herrlichsten Leuchten der Reformation: der kriegerische Zwingli war auf dem Schlachtfelde durch einen Steinwurf gefallen, der friedliche Oekolampadius starb vor Gram zu Basel nach einem durchaus evangelischen Leben. Der Tod seines Freundes und die daraus entstehenden Unglücksfälle drückten ihn tief darnieder. „Ach," sagte er, „dieser Zwingli, lange Zeit mein rechter Arm, ist von grausamen Feinden erschlagen worden!" Aber er vertheidigte kräftig den Ruf seines Bruders. „Der Zorn Pilati und der Thurm von Siloah sind nicht auf die Schuldigsten gefallen. Das Gericht beginnt mit dem Hause Gottes. Unser Hochmuth ist gedemüthigt, wir wollen allein dem Herrn vertrauen, und so wird schon viel gewonnen sein." So sprach Oekolampadius, und lehnte die Berufung nach Zürich an Zwingli's Stelle ab, weil sein Platz in Basel sei. Doch sollte er auch hier nicht lange mehr bleiben. Die Pest drang in die Stadt, eine abzehrende Entzündung ergriff ihn, und bald folgte ein rührendes Bild des Todes auf den Lärmen von Kappel, und das von Frieden umströmte Todtenbett konnte am besten die aufgeregten Gemüther beruhigen. Die Nachricht von seinem gefährlichen Zustande versetzte Viele in Trauer, und Alles, Hoch und Nieder, strömte in sein Haus. „Freut euch," sprach der Reformator, „ich gehe an den Ort der ewigen Freude." Dann nahm er mit Frau, Kindern, Verwandten und Dienstboten das heilige Abendmahl. „Das ist ein Zeugniß meines wahrhaftigen Glaubens an Jesum Christum, meinen Heiland," sprach er. Am andern Tage ließ er seine Collegen zu sich kommen. „Brüder," sagte er, „der Herr ist da, er ruft mich. O Brüder, ein gewaltiges Gewölk, ein Wetter zieht auf. Bleibt standhaft, der Herr rettet die Seinigen." Darauf

reichte er ihnen die Hand, welche die frommen Prediger verehrungsvoll drückten.

Am 23. November ließ er seine Kinder, von denen das älteste drei Jahre alt war, vor sich kommen. „Eusebius, Irene, Aletheia, liebt Gott euren Vater," sagte er, die Mutter versprach es für sie, worauf die Kinder sich mit dem Segen ihres Vaters entfernten. Die folgende Nacht sollte die letzte sein für den Johannes der Reformation, der noch von allen Predigern umgeben war. Als ein Freund eintrat, fragte ihn Oekolampadius: „Was gibt es?" — „Nichts." — „Nun so will ich euch etwas sagen. In kurzem bin ich bei Christo Jesu." Als man ihn fragte, ob das nahe stehende Licht ihn belästige, legte er die Hand auf's Herz und antwortete: „Es ist hier Licht genug." Bei Tagesanbruch sprach er den 51. Psalm: „Herr, sei mir gnädig nach Deiner Güte," und rief dann aus: „Herr Jesu, stehe mir bei!" Die zehn Pastoren knieten mit gefalteten Händen um sein Bett, und in diesem Augenblick ging die Sonne auf, deren Strahlen das Antlitz des sterbenden Oekolampadius und die Trauer, in welche die Kirche auf's Neue versetzt war, beschienen. 1)

Der Tod dieses Dieners des Herrn war wie sein Leben hell und friedlich. Oekolampadius war in besonderem Sinne ein geistiger Christ und ein biblischer Theologe. Der Werth und die Bedeutung, welche er dem Studium des Alten Testaments verlieh, war für die reformirte Theologie von nun an ein Hauptmerkmal. 2) Als Mann der That stand er wegen seiner Mäßigung und Milde im zweiten Range. Hätte er nur seinen Geist des Friedens auf Zwingli übertragen können, so wäre großes Unheil vermieden worden. Aber wie alle gutmüthigen Menschen gab er dem kräftigen Willen des Zürichers nach, und verzichtete somit theilweise auf den Einfluß, welchen er auf die Reforma-

---

1) *Grynaeus* de Jo. Ecolampadii obitr. Epp. Ecolamp. et Zwingli libri IV. Oekolampadius, von Herzog.

2) Man sehe seine Commentarien über Jesaias, 1525. Ezechiel, Kapitel 1, 1528. Haggai, Zacharias, Maleachi, 1527. Daniel, 1520. Hiob, 1532. Und die nach seinem Tode herausgekommenen über Jeremias, Ezechiel, Hoseas, Amos, Joel, Obadja, Jonas und die zwei ersten Kapitel von Micha.

tion der Schweiz hätte ausüben sollen. Zwingli und Oekolampadius waren gefallen, und damit eine große Lücke und tiefer Schmerz in der christlichen Kirche entstanden. Bei diesen Gräbern verschwand die Spaltung und Feindschaft, und man hatte nur Thränen und Schmerzensrufe in der Christenheit als glänzende Huldigung gegen diese Gottesmänner. Auch Luther wurde gerührt, so daß er noch mehrere Jahre später an Bullinger schrieb: „Ich habe Zwingli, nachdem ich ihn in Marburg gesehen und gehört, für einen sehr braven Mann gehalten, eben so den Oekolampadius, und ihr Tod hat mich mit solchem Schmerz erfüllt, daß ich beinahe selbst gestorben wäre.“ 1)

Heinrich Bullinger, vom Blutgerüste bedroht, floh mit seinem alten Vater, seinen Collegen und sechszig Einwohnern von Bremgarten, die ihre Häuser den Waldstädtern zur Plünderung überließen. Drei Tage darauf predigte er in der Züricher Kathedrale. „Zwingli ist nicht todt,“ sagte Myconius, „oder ist dem Phönix gleich aus der Asche wieder auferstanden.“ Bullinger wurde einstimmig zum Nachfolger des Reformators erwählt, dessen Kinder, Wilhelm, Regula und Ulrich, er zu sich nahm, um Vaterstelle an ihnen zu vertreten. Man bewillkommnete diesen achtundzwanzigjährigen Mann, der vierzig Jahre lang wie ein Apostel der Schweiz an dieser Kirche wirkte.

Es herrschte eine tiefe Aufregung im Volke, gleichwie im Meere nach einem heftigen Sturme. Gott sprach zu Manchen, sie gingen in sich, erkannten ihren Irrthum, bekannten ihrem Vater ihre Fehler. Andere jedoch demüthigten sich nicht; der Anblick ihrer unter Roms Joch sinkenden Bundesgenossen, das verwegene Geschrei der Waldstädter zerriß ihnen das Herz und sie protestirten stolz gegen das Machwerk der Diplomaten. Selbst die Prediger sprachen mit Dreistigkeit, um den Untergang der Reform zu verhüten. „Wenn die Hirten schlafen, müssen die Hunde bellen,“ sagte Leo Juda in einer Abendpredigt in der Züricher Kathedrale, „ich muß das Unheil verkündigen, welches man dem Hause meines Herrn zufügen will.“ Aber die Reform sollte den Becher bis auf die Hefe leeren. Die Waldstädter

1) Luth. Br. V, 512, vom 14. Mai 1538.

boten wirklich Alles auf, um die Reform zu demüthigen. Die Abgeordneten der fünf Kantone erschienen einmal auf der Tagsatzung zu Baden, und trugen die von den Schreiben der christlichen Genossenschaft abgerissenen Siegel von Zürich und andern evangelischen Städten als Zierrathen an ihren Geldbeuteln. Ueberall hieß es, die Messe solle in Zürich wieder aufgerichtet werden, und als der Rath in einer Bekanntmachung die Messe einen Mißbrauch genannt hatte, ruhten die fünf Kantone nicht, bis sie hiefür Genugthuung erhalten hatten. Diese jubelten und frohlockten, und von ihren Seen im Grunde bis hinauf in die höchsten Alpen ertönten allenthalben die Trommeln und Trompeten, die Büchsenschüsse und das Glockengeläute. An sie schloßen sich, um die Erfolge zu sichern, Freiburg und Solothurn an und mit dem Bischof von Sitten und den Zehnern von Wallis wurde ein ewiger Bund zur Vertheidigung des Glaubens geschlossen.

Wenn die Schweizer Reformirten diesem mächtigen Bunde nichts entgegenstellen konnten, so war dagegen die Ueberzeugung um so fester, welche in ihrem Herzen Sitz gewann. „Der Glaube," sagten sie, „kommt von Gott, sein Loos hängt nicht vom Leben oder Tode eines Menschen ab. Unsere Gegner werden mit unserem Sturze sich brüsten, wir rühmen uns des Kreuzes." Bern schrieb an Zürich: „Gott regiert, er läßt sein Schifflein nicht scheitern." Diese Zuversicht wog ganze Heere auf.

So wurde die vom rechten Wege abgewichene Reformation durch den Schlag, den sie erhalten, wieder auf den ursprünglichen Pfad zurückgelenkt. Die Männer der Bibel hatten sich in unbegreiflichem Taumel der fleischlichen Waffen bedient, aber Gott regiert und gibt durch seine Züchtigung heilsame Lehren für die Zukunft. Indem wir dieses niederschreiben, nehmen wir einige Steine, stellen sie auf das Schlachtfeld von Kappel und schreiben auf die eine Seite die Worte des Psalmisten (Ps. 20, 8.): „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse, wir aber denken an den Namen des Herrn unsers Gottes;" und auf die andere: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." [1]) Wenn aus den Grä-

1) Zwingli's Birnbaum ist zu Grunde gegangen; jetzt liegt da ein Felsblock mit seinen letzten Worten und einer passenden Inschrift. Er liegt links

bern der Märtyrer bei Kappel eine Stimme erschallen könnte, so würden diese edlen Bekenner uns nach drei Jahrhunderten diese Lehre geben. Jesus Christus ist der alleinige Herr der Kirche; sie hat sich nicht in weltliche Politik zu mischen, um von ihr Rath, Schwert, Gefängniß und Geld zu erborgen, ihr Sieg liegt in der geistigen Macht, welche Gott in sie gelegt hat; auf sie warten hier keine Throne und keine irdischen Triumphe, sondern ihr Gang geht, wie bei ihrem Meister, von der Krippe zum Kreuze und vom Kreuz zur Herrlichkeit.

Aber Gott gibt den Seinigen unter großen Lehren auch große Befreiung. Es war ein Blitz vom Himmel gefallen, die Reformation schien leblos hingesunken, aber Gott erweckt die Todten. Neues und herrlicheres Geschick stand dem Evangelio Christi am Fuße der Alpen bevor. An der südwestlichsten Gränze der Schweiz in einem großen Thale, am Genfer See, wo die himmelblaue Rhone daraus hervorströmt, auf einem einst von Cäsar betretenen Hügel, auf welchem bald ein Gallier, der Pikarde Johannes Calvin, unauslöschliche Spuren zurücklassen sollte, lag eine alte Stadt, die noch vom Schatten des Papstthums umhüllt war, die Gott als einen Leuchtthurm der Kirche, ein Bollwerk der Christenheit aufrichten wollte.

---

von der Landstraße, wenn man über den Albis von Zürich nach Luzern oder nach dem Rigi geht.